Diel,
Brentano's
Leben



I [illegible] J. A[illegible] [illegible]n.

…us Creniano.

von

…nes …

Clemens Brentano.

Ein Lebensbild
nach gedruckten und ungedruckten Quellen
von

P. Johannes Baptista Diel S. J.

Ergänzt und herausgegeben
von

Wilhelm Kreiten S. J.

Mit einem Titelbilde von Professor Eduard Steinle.

Erster Band.

1778 – 1814.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

„Bess're Herberg' gibt es nicht,
Als beim Kreuze draußen an dem Wege.
Gastfrei ist der Herbergsmann,
Denn der Dorn, sein Knecht, hält an den Pfaden
Gern des Pilgers Mantel an,
Dringend ihn zur Einkehr einzuladen;
Und der Wirth ist auch nicht stolz:
Draußen, ganz von Wunden überhagelt,
Harrt er am gekreuzten Holz,
Fest mit Händ' und Füßen angenagelt,
Welcher Wirth hat so Geduld!
Wißt, er ist allein in diesen Qualen,
Aller armen Gäste Schuld,
Die zum Kreuze eingeh'n, zu bezahlen ...
Herr, bei Dir allein ist Ruh';
Wie die Jünger einst zu Dir auf Erden
Sagten, sprichst zum Pilger Du:
‚Bleibe bei mir, es will Abend werden.'"

(Ges. W. I. S. 101 f.)

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorrede.

Clemens Brentano gehört freilich nicht zu den Männern, die thatkräftig und entscheidend in die Ereignisse ihrer Zeit eingegriffen und gleichsam als Träger des Jahrhunderts eine geschichtliche Darstellung ihres Lebens und Wirkens verdient haben. Nicht einmal in der Dichtkunst hat er durch seine eigenen Schöpfungen unmittelbar bestimmend auf die Richtung seiner Zeitgenossen oder der Nachwelt eingewirkt. Vorzüglich ein Mann des Gemüthes und der Phantasie, im guten wie im schlimmen Sinne, stand er in seiner Umgebung mehr empfangend als gebend da.

Nichtsdestoweniger ward der Wunsch nach einem wahrheitsgetreuen, vollständigen Lebensbilde des Dichters bereits seit mehreren Jahren ausgesprochen und mehrfach begründet.

Als Hauptvertreter einer vielgenannten, oft verkannten Kunstschule, persönlich ein genialer, wenn auch bisweilen fast fremdartiger Dichter, stand Brentano zu den meisten literarischen Größen seines Volkes in vielfacher Beziehung, und kann somit die eingehende Darstellung seines Lebens nicht verfehlen, einen willkommenen Beitrag zur Literaturgeschichte unseres Landes zu bieten.

*

Das Interesse dieser Geschichte muß noch gewinnen durch die seltsamen Lebensschicksale und den jedenfalls höchst merkwürdigen Charakter eines Mannes, dem so recht nach dem Grundsatz der Romantiker „Sein und Leben zur Poesie geworden — nicht zu seinem Glücke“ [1]. Zudem führte der religiöse Entwicklungsgang den Dichter in all' die Bildungskreise und Geistesströmungen ein, welche zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in Deutschland zu Tage traten und mehrfach die Richtung der Jetztzeit bedingt haben. Es kann daher nur nützlich sein, die innere Läuterung Brentano's inmitten der verschiedensten Einflüsse zu verfolgen und den leisen Fußstapfen der Gnade nachzugehen, die erbarmungsreich und nimmer müde den ruhelos Irrenden begleitete und ihn trotz manchen Widerstrebens sanft, aber sicher auf den Pfad der Wahrheit und des Glaubens zurückführte.

Verdiente aus diesen Gründen schon das Leben Brentano's ein eingehenderes Studium, so ist wegen anderer Umstände die wahrheitsgetreue Erzählung desselben zu einer nothwendigen Ehrenrettung geworden.

Bereits kurz nach dem Tode des Dichters schrieb J. F. Böhmer an einen Freund: „Heute freilich ist Brentano so gut wie gänzlich mißkannt. Aber es gibt für ihn doch noch eine Zeit, wo man ihm den schönsten Dichterkranz nicht streitig machen wird.“ [2]

Ob seit den Zeiten F. Böhmers eine bedeutende Aenderung in dem allgemeinen Urtheil über Brentano eingetreten ist, dürfte mehr als zweifelhaft sein.

---

[1] Janssen, Böhmers Leben I. S. 104.
[2] Ebendas. S. 227.

Wie schon zu Lebzeiten des Dichters eine gewisse Kritik seiner Muse abhold war, stellte sie sich bis auf diesen Tag einem Eindringen der poetischen Schöpfungen Brentano's in das Volk meist feindselig entgegen. Von Voß herab bis auf die neuesten liberalen Geschmacksmäkler hatte jene Kritik, die leider die tonangebende war, nur ein wegwerfendes Urtheil für unseren Dichter. So schreibt, um hier nur ein Beispiel anzuführen, Dr. Scherr noch in der neuesten Auflage seiner allgemeinen Literaturgeschichte: „Brentano stellt in Leben und Schriften die romantische Zerrissenheit (?) in höchster Potenz dar .... Nachdem er fünf Jahre hindurch den Krankenwärter und Orakeldolmetsch der ‚stigmatisirten' Nonne Anna Catharina Emmerich in Dülmen gemacht, dann in Rom (?) gelebt hatte und hernach in München als Volontär für die ultramontane Propaganda thätig gewesen war, versimpelte er zuletzt dergestalt, daß aus seinen letzten Lebensjahren Aeußerungen von ihm existiren, deren der albernste Kapuziner sich nicht zu schämen hätte." [1]

Ein kritikgeächteter Dichter aber mag sich wohl noch einige stille und vorurtheilslose Freunde erwerben — Leser wird er keine finden. Eine Biographie Brentano's, die sich von selbst zu einer Apologie gestaltet, sobald sie der Wahrheit entspricht, erscheint mithin als eine wahre Ehrenschuld, welche Deutschland dem ungerecht Geschmähten schon längst hätte entrichten sollen.

Innere wie äußere Schwierigkeiten stellten sich jedoch der Ausführung eines in dieser Hinsicht gefaßten und mehr-

[1] J. Scherr: Allgemeine Geschichte der Literatur. 5. Auflage. II. S. 265 f.

fach geäußerten Planes lange Zeit entgegen. Besonders schien der Gegenstand noch nicht hinreichend in jene historische Entfernung gerückt, welche ein unbefangenes Urtheil und eine allseitige Freiheit der Erzählung möglich macht. So brachte noch im Jahre 1862 der literarische Handweiser (S. 119) folgende Notiz: „Bezüglich des pii desiderii nach einem Werke über das Leben und Dichten Cl. Brentano's (Hdw. 3, Spalte 79) werden wir erinnert, ob es nicht gerathen sei, damit noch einige Dezennien zu warten." Dann aber fährt der Auktor fort: „Wir können dieß Bedenken nimmermehr theilen. Von den poetischen Schätzen, welche der Dichter uns vermacht hat, wird sehr Vieles solange wie mit sieben Siegeln verschlossen bleiben, bis es aus seinem Leben uns erklärt ist. Und sieht man sich nach diesem Leben jetzt nicht um, wo beinahe jedes Jahr einen der vielen Freunde des seit 20 Jahren Verewigten dahinrafft, so wird nach 20 oder 30 Jahren das Umsehen nur noch den todten Zeugen gelten können. Es kommt ja auch nicht darauf an, daß man des Dichters Leben Tag für Tag verfolge und es indiscret mit allen kleinen Zwischenfällen der ganzen Welt offen lege. Viel wichtiger, nächst dem oben angedeuteten Zwecke, ist das Andere: daß für die richtige Darstellung und Würdigung der romantischen Dichterschule wie der kirchlichen Zustände Deutschlands in den ersten vier Dezennien unseres Jahrhunderts noch das Meiste gethan werden muß; und beides läßt sich keineswegs unpassend an den Dichter Brentano des ersten und zweiten, an den Katholiken Brentano des dritten und vierten Jahrzehents anknüpfen."

Dem in diesen Zeilen angedeuteten Zwecke möchte die vorliegende Biographie genügen, wenngleich sie in ihrer Auf-

fassung und Durchführung von dem aufgestellten Programme abweicht. Es erschien nämlich aus den bereits zu Anfang mitgetheilten Gründen nicht rathsam, die fraglichen Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur an die Besprechung des Dichters zu knüpfen, als ob dieser einen so bedeutenden Einfluß auf die Geschicke seiner Zeit gehabt hätte. Das Allgemeine durfte also nur insoferne berücksichtigt werden, als es mit der Person Brentano's in Berührung kam und auf seine Entwicklung einwirkte.

Ferner schien es im Interesse der Biographie zu sein, das Leben möglichst vollständig zu geben und die ganze Wahrheit der Geschichte zu ihrem vollen Rechte gelangen zu lassen. Es wäre sowohl gegen das rechte Verständniß des Dichters als noch mehr gegen die historische Treue gefehlt, wenn aus dem Grunde, daß die Gegner in Brentano nur den „Abgefallenen" sehen wollen, der Biograph nun seinerseits über dem bekehrten Katholiken den irrenden Menschen vergessen zu müssen glaubte. „Tout comprendre c'est tout pardonner," sagte Frau von Staël in einem gewissen Sinne mit Recht, und es wäre wahrhaftig schlimm bestellt um den Ruhm des Dichters, wenn ihm nur durch Schweigen gedient wäre. Brentano irrte, wie es dem schwachen Menschen nur allzu natürlich ist; darin aber ist er groß und lobwürdig vor vielen Anderen, daß er im Irrthum nicht verharrte, sondern rang und aufwärts strebte zum Lichte und zu der Wahrheit. Eben in den Thatsachen liegt die beste und einzige Tendenz, welche der Dichter selbst in der Kenntniß und Darstellung seines Lebens mit rührender Aufrichtigkeit verfolgt wissen wollte.

Es war im Jahre 1870, als der nunmehr verstorbene

P. J. B. Diel S. J. zuerst dem Gedanken an eine ausführliche Biographie Brentano's Folge gab. Er begann damit, das zerstreute und meistentheils noch ungedruckte Material zu sammeln und sich zu diesem Zwecke mit den wenigen noch überlebenden Freunden und Bekannten des Dichters in Verbindung zu setzen. Wegen seiner theologischen Fachstudien konnte er zwar nicht gleich an eine erschöpfende Verwerthung dieser Quellen denken, nichtsdestoweniger erübrigte ihm Zeit genug, um als Vorbereitung zur Biographie eine größere Lebensskizze Brentano's in den „Stimmen aus Maria-Laach" [1] und eine Auswahl aus den Schriften des Dichters [2] zu veröffentlichen. Dann kam leider das „Jesuitengesetz", die Auswanderung und für P. Diel persönlich noch eine langwierige Krankheit, welche ihm die zu einem größeren Werke nöthige Frische und Ruhe raubten. Deßungeachtet arbeitete er mit einer seltenen Energie inmitten der heftigsten Schmerzen weiter, bis der Tod ihm die Feder aus der gelähmten Hand entriß. Er starb zu Toulouse am 1. August 1876. R. I. P.

Einige Wochen nach diesem unerwarteten Hinscheiden wurden dem Herausgeber die hinterlassenen Schriften des theuren Mitbruders zugestellt, damit er dem letzten Wunsche des Verstorbenen gemäß die Vollendung der Biographie Brentano's übernehme.

Wir glaubten es anfänglich bloß mit der einfachen Durchsicht oder leichten Ueberarbeitung eines fertigen Manu-

---

[1] Vgl.: Stimmen aus Maria-Laach, 1872. III.

[2] Clemens Brentano's ausgewählte Schriften, chronologisch geordnet und mit Anmerkungen versehen. Zwei Bände. Freiburg, Herder. 1873.

scriptes zu thun zu haben. Bei genauerer Untersuchung stellte sich jedoch heraus, daß nicht allein die Behandlung der letzten 18 Lebensjahre Brentano's gänzlich fehlte, sondern auch das Vorhandene durchweg mehr den Charakter eines ersten Entwurfes als einer endgiltigen Fassung trug. Die literarische Besprechung der einzelnen Werke des Dichters war meistens nur angedeutet, und während einige Partien vollständig ausgeführt waren, traten andere in ihrem bloß skizzenhaften Umriß vollständig zurück. Waren diese Mängel nun auch einzig die Folge der Umstände, unter denen das Manuscript entstanden, so erheischten sie nichtsdestoweniger eine Abhülfe vor der Veröffentlichung des Werkes. Außer den nothwendigen Ergänzungen war daher eine vollständige Durchsicht und freie Ueberarbeitung des bereits Vorhandenen dringend geboten. Daß wir uns dabei so eng als möglich an den ursprünglichen Gedankengang und die Anschauungsweise des sel. P. Diel hielten, schien uns eine Forderung der Treue und der dem Todten schuldigen Verehrung zu sein.

Zum Schlusse noch einige Worte über die benutzten Quellen, unter denen selbstverständlich den Werken und besonders den zahlreichen Briefen des Dichters die erste Stelle gebührt.

Für den Eingeweihten liegt in den Schriften Brentano's ein reichhaltiges biographisches Material verborgen, so zwar, daß selten das Dichterwerk ohne Kenntniß des Dichterlebens vollständig und allseitig verstanden werden kann. Brentano hat wenig für das große Publikum geschrieben, sein Talent war vorzüglich ein lyrisches, subjectives, momentanes, daher seine Erzeugnisse nicht bloß auf dem persönlich Erlebten fußten, sondern dieses Erlebte meistens selbst waren,

nur verschleiert und verklärt in der Kunst. Aus diesem Grunde fehlt auch bei manchen der schönsten Schöpfungen des Dichters dem Fernstehenden das rechte Verständniß, der Zauberschlüssel, welcher das blühende Paradies eröffne, die zahlreichen, dem Scheine nach störenden Anspielungen lichtvoll durchstrahle und so den Gesammteinblick harmonisch erschließe. Wer aber durch mündliche Mittheilungen der Freunde oder durch schriftliche Aufzeichnungen gleichzeitiger Personen in die Lebenssphäre Brentano's eingeführt wurde, dem werden gerade die dunkelsten Stellen der Werke den besten Aufschluß über inneres und äußeres Leben des Dichters bieten.

Von einzelnen Schriften wissen wir ausdrücklich, daß sie autobiographischer Natur sind. Das versichert uns theils Brentano selbst, theils stellen es die Mittheilungen seiner Freunde außer allen Zweifel.

Da sich aber die biographischen Angaben in diesen Werken unter einer poetischen Form finden, so bedarf es der größten Vorsicht und einer beständigen Controle bei ihrer Benutzung. Dieses gilt nicht weniger von den Briefen, als von den eigentlich dichterischen Erzeugnissen. Es gibt vielleicht nur wenige Persönlichkeiten, bei denen es wie bei Brentano so schwer hält, aus den verschiedenen Selbstbekenntnissen den wirklichen Thatbestand und das eigentliche Wesen des Charakters und demnach die Geschichte und innere Führung desselben festzustellen. Gerade die zahlreichen Aeußerungen und Geständnisse des Dichters über seine Stimmungen und Schicksale sind ganz darnach angethan, den Biographen irre zu führen, wenn er nicht im Stande ist, durch Vergleichung mit anderen Angaben oder sorgfältiges Abwägen der Selbstbekenntnisse unter sich eine Art von Zeugenverhör zu ver-

anstalten. Niemand konnte sich leichter für eine Persönlichkeit oder eine Sache maßlos begeistern und bald darauf ebenso maßlos gegen dieselben einnehmen lassen, Niemand machtloser den wechselnden Stimmungen eines ungebändigten Naturells zur Beute werden, als Brentano; ihm war es gegeben, mit hinreißender Beredsamkeit jede Laune, jede Gemüthsstimmung zu schildern, zu verherrlichen und dabei ähnliche Gefühle in sich hervorzurufen, die dann mit den früheren vermischt dem Munde und der Feder entströmten. Brentano wollte die Anderen keineswegs täuschen, aber er täuschte sich oft selbst mit den Anderen, indem er sich in ganz fremde Stimmungen hineinredete und diese dann schließlich für wirklich empfundene hielt. Mit der inneren Läuterung des Dichters in späteren Jahren nahm auch die objective Ruhe und vollständige Wahrheit in den Briefen immer mehr zu, und seit der Bekehrung wurden seine Berichte nach dem Ausdrucke eines neueren Kritikers „von einer nüchternen Trockenheit, die nicht selten langweilig (!) wird".

Eine noch größere Vorsicht ist bei Benutzung der Briefe Brentano's im Frühlingskranz seiner Schwester Bettina von Arnim zu beobachten. Wie Bettina mit der Correspondenz ihres Bruders verfahren, hat Guido Görres hinlänglich nachgewiesen [1]. Selbst unter Beiziehung anderweitigen Materials ist es nicht immer möglich, die ursprüngliche Reihenfolge der Briefe und damit den wahren geschichtlichen Gang wieder herzustellen. Zudem steht es nicht einmal über allen Zweifel fest, in wie weit die phantasie- und launenreiche Schwester den eigentlichen Wortlaut

[1] Vgl. hist.-polit. Blätter XV. S. 485 ff.

der Zuschriften unangetastet gelassen hat, so daß selbst für etwaige genaue Stimmungsbilder die Quelle des Frühlingskranzes nicht immer zuverlässig ist.

Außer den Gesammelten Schriften und dem Frühlingskranz enthalten noch folgende Werke Briefe Brentano's:

Joseph von Görres: Gesammelte Briefe II und III: Freundesbriefe, herausgegeben von Franz Binder. München, 1874 f.

Briefe an Ludwig Tieck. I. Herausgeg. von Karl von Holtei. Breslau, 1864.

J. Janssen, J. F. Böhmers Leben und Briefe. Freiburg, 1868.

Biographische Porträts von Varnhagen von Ense, herausgeg. von Ludmilla Assing. Leipzig, 1871.

Durch die Güte der jetzigen Besitzer standen uns ferner noch vier vollständige und mehrere fragmentarische ungedruckte Correspondenzen zu Gebote.

In gewissem Sinne noch wichtiger als die Briefe mußten uns die zahlreichen und genauen Mittheilungen sein, welche dem verstorbenen Verfasser von verschiedenen Bekannten und Freunden Brentano's zugingen. Mehrere dieser Freunde, wie Dr. G. Phillips, die Dichterin Luise Hensel, der Präsident von Gerlach, haben unterdessen wie P. Diel selbst das Zeitliche gesegnet, und können wir ihnen nur durch ein christliches Gebet unseren Dank bethätigen. Unter den Lebenden nennen wir mit vorzüglicher Verpflichtung die Schwägerin des Dichters, Frau Emilie Brentano, den Historienmaler Ed. Steinle, den Geheimrath v. Ringseis, den hochw. Herrn A. Seibell und den Herrn Cl. Diepenbrock. Einen besondern Dank schulden wir noch

dem Herrn Professor J. Janssen für die gütige Uebermittlung des Böhmer'schen Nachlasses, insofern dieser auf unsere Arbeit Bezug hatte.

An gedruckten Vorarbeiten machte sich bei der Ausführung der vorliegenden Biographie leider ein trauriger Mangel fühlbar. Uns waren nur folgende Versuche bekannt und mehr oder minder nützlich:

Guido Görres: Erinnerungen an den Dichter Clemens Brentano, in: Hist.-pol. Blätter XIV und XV.

Biographisches über Brentano als Einleitung in seine Briefe. Ges. W. VIII.

von Stramberg: Mittheilungen über Cl. Brentano, in: Rheinischer Antiquarius, 2. Abth. I. Koblenz, 1845.

Schick: Leben des Clemens Brentano, in A. Werfers Leben ausgezeichneter Katholiken. Schaffhausen, 1861.

J. B. Diel S. J.: Clemens Brentano, in: Stimmen aus Maria-Laach. III.

Die anderen Werke, welche für verschiedene einschlägige Fragen benutzt wurden, sind im Verlaufe der Biographie an gehöriger Stelle angeführt.

So schließen wir denn diese Zeilen mit dem einzigen Wunsche, unsere Arbeit möge in ihrem bescheidenen Maße nach dem Ausdruck Brentano's „Wirkliches wirken zur Ehre Gottes und seiner Kirche". In dieser Hoffnung legen wir die vorliegenden Blätter auf das Grab des verstorbenen Verfassers nieder, als ein Zeichen brüderlicher Liebe und ehrenden Andenkens.

Tervueren, im Mai 1877.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Zweites Buch. Die Romantik.
1797—1808.

Drittes Buch. Irrfahrten.

1808—1814.

Anhang.

Berichtigung.

S. 17, Zeile 2 v. u. lies v. Stramberg st. Stromberg.

Zum Eingang.

„Ich bin jetzt, was man so nennt, so ziemlich am Leibe ganz gesund, und wenn ich mit diesem Briefe fertig bin, wende ich mich zu der Krankheit meiner armen Seele, erforsche mein Gewissen und bereite mich zu einer Generalbeichte. Es ist dieses zum zweiten Mal in meinem Leben.

„Ich schreibe es Dir, auf daß Du helfen mögest, mir von Gott durch die allerseligste Jungfrau eine klare Erinnerung, ein aufrichtiges Bekenntniß und eine vollkommene Reue zu erflehen.

„Indem ich, auf der Höhe des Lebens angelangt, fühle, daß der Abhang vor mir ist, sitze ich wie ein armer, müder und kranker Wandersmann unter einem Kreuze des Weges, ein wenig Wasser aus dem Quell zu trinken und ein Stückchen Brod zu essen, dessen Du und die Deinigen mir auch ein Theil in den Ranzen gesteckt haben; lohne es Gott viel tausendmal an euch und euern armen Seelen!

„Mir nicht ferne, auf einer kleinen Anhöhe von vielen Abgründen unterbrochen, liegt, von der untergehenden Sonne beleuchtet, das himmlische Jerusalem, die Stadt Gottes, unser Aller Ziel; barmherziger Gott, wie soll ich es erreichen? Nichts Unreines noch Ungerechtes wird dort eingelassen.

„Am Thor ist strenge Rechenschaft, bis auf den letzten Heller muß bezahlt sein; jedes vergebliche Wort wird verrechnet;

ach! da suche ich wohl in meinem Wanderbüchlein nach und blättere in meinen Pässen und Rechnungen. Mein Paß ist ausgestellt in der heiligen Taufe nach dem himmlischen Jerusalem; aber auf allen Stationen gen Babylon zu ist er visirt.

„Weh! Ich bin nicht auf dem rechten Wege gewandelt! Viele, die vor und nach mir ausgegangen und theils mit mir gewandert, sind bereits vorübergezogen, und wie Viele habe ich sagen hören, als sie nahe zum Flecken kamen und es schien, als wolle der Herr von ihnen scheiden: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden! —

„Ach mit so Vielen, die mit mir gewandelt, ging er hinein und brach ihnen das Brod und ihre Augen wurden ihnen geöffnet; sie erkannten ihn, und er verschwand. Ich aber achtete nicht und irrte nach allen Seiten hin, wie in einem Labyrinth; nun aber, da meine Sonne tief steht und ich krank und müde mit schwerer Last auf dem Wege schwanke, tönt die Stimme des Erlösers vom Kreuze:

‚Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.‘

„Da sank ich unter dem Kreuze am Wege nieder, und da es bereits dunkelte, daß ich kaum meine Pässe und Schuldscheine mehr lesen konnte, hob ich sie weinend hinauf zu dem, der vom Kreuze niedergesprochen, und noch halte ich sie flehend empor, der Stunde harrend, daß er sie mir abnehme.“ [1] — —

„Ach, was hätten wir doch Alle werden können: so gut, so fromm, hilfreich und troſtreich für einander, und ein Heil allen Nebenmenschen; o wir hätten wohl heilend und heilig werden können, wir hatten wohl Alles dazu, und was ist aus uns geworden?

---

[1] Brief an Sophie von Schweizer. Ges. W. IX. S. 418 f.

„Wie eine Menge kostbarer Mineralien, Krystalle und Erzstufen, die man lose zwischen Wäsche in einem Koffer auf dem Wagen versendet, wie sie ankommen als eine unkenntliche, zerriebene Masse von Zunder und Staub, so ist Alles in uns gestaltlos und vernichtet; wir sind Nichts mehr, wir gelten Nichts, wir wissen nicht mehr, wer wir sind, ahnen kaum, wer wir waren.

„Endlich aufgelöst in Wind und Wetter und Thränen der Leidenschaft, und wieder stille stehend in Noth und Kummer, schossen hie und da wieder einige Krystalle an und gaben Zeugniß, was hier Alles zu Grunde gegangen. O das fühlte ich oft mit herzzerreißendem Weh, während ich mit am tiefsten in der Zerstörung lag.

„Der Grund der Zerstörung lag darin, daß man alle diese köstlichen Gotteserzstufen nicht mit religiöser Andacht und Weihung umgeben und vor der gegenseitigen Zerstörung bewahrt hatte. O, wir hatten nichts genährt als die Phantasie, und sie hatte uns theils wieder aufgefressen ...,

„Ich fühle also bei diesen Eindrücken die unendliche Verletzung, die ich und Andere durch den Verlust der Religion und durch die Hingabe an die Welt und ihren Dienst erlitten haben, und dieses Gefühl erfüllt mich mit Leid und Reue; denn wäre ich gehorsam und treu gewesen dem Gebote, das auch ich gelernt habe, ich könnte mich auch glücklich preisen.

„Es scheint mir dieses schwer zu schreiben, weil man fürchtet, es möge wie Neid erscheinen, oder möge den Anderen zu einem falschen Selbstgefühl versuchen; es ist aber keineswegs dieß die Veranlassung dieser Schwierigkeit, nein, es ist nur die Reue um verlorenes oder vergeudetes Gut. Und so sei es denn hingeschrieben als eine neue Aneiferung für Dich, in dem treuen katholischen Wandel muthig, ohne Qual, unter Gebet fortzufahren und Deine Kinder und alle Dir nahegestellten Seelen mit unverletzlicher Gewissenhaftigkeit auf dem Wege der

Religion fortzuführen und, so viel Du vermagst, zu schützen und zu stützen.“ [1]

* * *

So stellten sich im untrüglichen Lichte der nahen Ewigkeit, entrückt den täuschenden Blendwerken der Leidenschaft und dem falschen Schlagschatten der Eigenliebe, dem greisen Dichter Brentano die vielverschlungenen Pfade seiner Pilgerschaft dar. In diesem Lichte wollte er sie von Anderen aufgefaßt wissen, weil nur dieses Licht ein wahres, ungetrübtes Urtheil ermöglicht.

Das ernste Gericht, das er mit großem Scharfblick und aufrichtiger Demuth über sich selbst gehalten hat, sollte nach seinem Herzenswunsche Anderen eine Mahnung sein, sich durch treues Anschließen an die heilige, katholische Kirche, in wachsamer Selbstbeherrschung und gottvertrauendem Gebet die bittere Reue um verlorenes oder vergeudetes Gut zu ersparen.

In diesem Lichte der Wahrheit und diesem Geiste der Liebe wurde in den folgenden Blättern das Lebensbild des zu Gott zurückgekehrten Pilgers entworfen; schlicht und aufrichtig wurden seine merkwürdigen Wanderungen und seine oft falsch beurtheilten Schicksale und Werke ohne Voreingenommenheit und Schminke dargelegt.

Möge der Wunsch des geläuterten, von den Strahlen des Kreuzes verklärten Dichters sich erfüllen und er Anderen, die in seinem Leben die Fügungen ewiger Liebe und Erbarmung lesen, ein Führer zu Gott und der Wahrheit werden.

---

[1] Ges. W. IX. S. 423 f.

Erstes Buch.

Jugendjahre.

1778—1797.

1. Ehrenbreitstein und Frankfurt.

1778—1787.

Am 9. Januar 1774 ward in der Hofkirche zu Ehrenbreitstein, gemäß gnädigster Erlaubniß des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier, die Trauung des Frankfurter Kaufherrn und trierischen Residenten Peter Anton Brentano mit Fräulein Maximiliane Euphrosine de la Roche gefeiert [1].

Der Bräutigam gehörte zu einer lombardischen Familie, und noch heute steht in der Nähe von Tremezzo an den reizenden Ufern des Comersees ein Haus mit der Aufschrift „Antico Albergo dei Brentani". Ebendort sitzen auch noch zahlreiche daheimgebliebene Zweige der Familie, während andere sich längst in den deutschen und niederländischen Städten ausgebreitet haben [2]. Die Ansiedlungen italienischer Kaufleute in Deutschland waren bekanntlich sehr zahlreich, als noch die Weltstraße levantinischen Handels von Venedig aus über die Alpen, Augsburg, Nürnberg und Frankfurt nach den rheinischen und niederländischen Städten bis hinauf in den hanseatischen Norden führte und sich von dort durch die flandrischen Städte mit Paris und London verknüpfte. Aber auch später, als der euro-

[1] Diarium des kurfürstl. Landstatthalters F. L. Freih. v. Kesselstadt; cfr. Frankfurter Trauungsregister, nach welchem die Vermählung mit Dispens von den vorgeschriebenen Proclamationen stattfand.

[2] Hist.-politische Blätter XIV. S. 68.

päische Verkehr bereits andere Wege gefunden, dauerten diese Uebersiedelungen aus dem Süden noch fort. Unermüdliche Thatkraft, ein vorsichtiger aber rühriger Unternehmungsgeist, strenge Sparsamkeit und treues Zusammenhalten mit den Blutsverwandten haben gar oft hausirende Italiener, die anfangs all' ihr Hab und Gut auf dem Rücken trugen, allmählich zu den reichsten und angesehensten Familien unserer deutschen Handelsstädte gemacht. So war auch Herr Peter Anton Brentano mit geringen Mitteln aus seiner Heimath gezogen, hatte es aber nach und nach durch seine kaufmännischen Eigenschaften zu einem anständigen Vermögen gebracht. Seine erste Ehe mit einer reichen Holländerin hob sodann den selbsterworbenen Glücksstand zu einer solchen Höhe, daß das Handlungshaus „der goldene Kopf" nicht bloß in Frankfurt und Deutschland, sondern auch in der Fremde im besten Ansehen und größten Credit stand. Es bedurfte übrigens auch all' dieses Ansehens und Reichthums, um den Frankfurter Kaufherrn, Wittwer und Vater von vier Kindern, zu jener zweiten Ehe zu befähigen, die er heute mit der Tochter eines kurtrierischen Kanzlers einging.

Maximiliane de la Roche war nämlich eine Tochter Georg Michaels Frank von Lichtenfels oder, wie der verwälschte Name lautet, de la Roche und der als fruchtbare Romanschreiberin bekannten Sophie de la Roche. Eine geborene Gutermann, Edle von Gutershofen aus Kaufbeuren, war Sophie in ihrer Jugend mit Bianchoni, Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg, verlobt gewesen. Diese Verbindung zerschlug sich jedoch, weil ihr Vater, Protestant wie sie selbst, seine Einwilligung zur katholischen Erziehung der Kinder nicht geben wollte, und Bianchoni seinerseits als glaubenstreuer Mann auf dieser Forderung unentwegt bestehen mußte. Bald darauf entspann sich ein neues Verhältniß zwischen Sophie und dem jungen Wieland, welches jedoch ebensowenig als das erste zu einem Ehebündniß führte. Endlich kam es dann im Jahre 1754

zu einer Verstandesehe mit dem damals noch kurmainzischen Hofrath Frank de la Roche. Das junge Ehepaar wohnte anfänglich in Warthausen, wo sich bald um die geistreiche Hofräthin ein Kreis der damals berühmtesten Schöngeister versammelte. Zu ihnen gehörte vor Allem Wieland, der mit seinem Nebenbuhler La Roche Frieden geschlossen hatte und ständiger Hausfreund geworden war. Gerade im Umgange mit Sophie und ihren Gästen empfing dieser junge Dichter den ersten Anstoß zu seinem Abfall von der Züricher Genossenschaft der seraphischen Dichter, und hauptsächlich unter dem Warthauser Einfluß begann er die Bahn glatter Weltlust und französischer Frivolität zu betreten. Nachdem La Roche (1771) als wirklicher Geheimrath in trierische Dienste übergegangen war, setzte seine Frau auch in Ehrenbreitstein ihre schöngeistig-empfindsamen Kränzchen fort. Unter anderen Berühmtheiten der Zeit wurde auch Göthe im Jahre 1772 in dieselben eingeführt und mit der Herrin des Hauses bekannt. Sie machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er sich ihrer noch in späteren Jahren mit voller Begeisterung erinnerte und ihrem Andenken folgende Zeilen widmete. „Sie war," schreibt er, „die wunderbarste Frau, und ich wüßte ihr keine andere zu vergleichen. Schlank und zart gebaut, eher groß als klein, hatte sie, bis in ihre höheren Jahre, eine gewisse Eleganz der Gestalt sowohl als des Betragens zu erhalten gewußt, die zwischen dem Benehmen einer Edeldame und einer würdigen bürgerlichen Frau gar anmuthig schwebte. Im Anzuge war sie sich mehrere Jahre gleich geblieben. Ein nettes Flügelhäubchen stand dem kleinen Kopfe und dem feinen Gesichte gar wohl, und die braune oder graue Kleidung gab ihrer Gegenwart Ruhe und Würde. Sie sprach gut, und wußte dem, was sie sagte, durch Empfindung immer Bedeutung zu geben. Ihr Betragen war gegen Jedermann vollkommen gleich. Allein durch dieses Alles ist noch nicht das Eigenste ihres Wesens ausgesprochen; es zu bezeichnen ist schwer.

Sie schien an Allem Theil zu nehmen, aber im Grunde wirkte nichts auf sie. Sie war mild gegen Alles und konnte Alles dulden, ohne zu leiden. Den Scherz ihres Mannes, die Zärtlichkeit ihrer Freunde, die Anmuth ihrer Kinder, Alles erwiederte sie auf gleiche Weise, und so blieb sie immer sie selbst, ohne daß ihr in der Welt durch Gutes und Böses, oder in der Literatur durch Vortreffliches oder Schwaches wäre beizukommen gewesen." [1]

Was Göthe sich nicht ganz zu erklären und daher auch nicht genau zu bezeichnen wußte, war in Sophie de la Roche jene traurige, damals so häufige Verkümmerung eines edlen, reichangelegten Herzens durch die religionslose, natürlich-ästhetische Bildung, welche sie in Augsburg empfangen hatte und nunmehr selbständig fortsetzte. Es war jener feine, salonfähige Egoismus, der sich wie giftiger Mehlthau über ein junges Gemüth legt, wenn es sich nicht in der belebenden Atmosphäre des Kreuzes entfaltet. Am besten zeigte Frau von La Roche ihr eigenstes Wesen, ihre ganze reiche Armuth in den Romanen, welche sie um jene Zeit nach englischen Mustern zu schreiben begonnen hatte. Ihre Helden sind so überschwänglich tugendhaft, daß sie schließlich unmöglich werden und unter den Augen jeden vernünftigen Lesers in Dunstgebilde verfliegen. Der Catechismus dieser Erzählungen verknöchert sich zu den kalten todten Vorschriften der Humanität. Die Mädchen werden unterrichtet, wie sie sich ihren künftigen Ehemännern gegenüber zu benehmen haben, und besonders wird das gefühlvolle Herz ermahnt, sich in den schwersten Prüfungen durch einen mit nützlichen Kenntnissen angebauten Geist und durch tugendhafte Grundsätze zu trösten. Daß die geistreiche Frau diese Erziehungsweise zuerst an ihren eigenen Kindern versuchte, ist einleuchtend. Ihre Töchter wie

---

[1] Göthe, Dichtung und Wahrheit. 13. Buch S. 132 ff. Ausg. von 1840, 22. Bd.

später ihre Enkelinnen sollten Alles lernen, sogar durch Latein ihre Sprachfähigkeiten vervollkommnen. „Die Großmutter hält viel von Dir," mahnt Clemens Brentano (1801) seine Schwester Bettina, „sie möchte alles auf Dich übertragen, was ihr wünschenswerth scheint; sie hat mir wieder ihren Wunsch geäußert, Du möchtest Latein lernen. Du kannst es ja ihr zu Lieb' eine Zeit lang thun ... Ihre Begeisterung kann unmöglich lang dauern; doch ist's schön, daß ihre Seele immer nur im Gewande des Erhabenen sich wohl fühlt." [1]

Leider genügt indeß das Latein nicht, um Charakter und Herz eines Kindes und zumal einer Tochter zu bilden. Eine katholisch-religiöse Erziehung konnten die Kinder erst recht von der protestantischen Mutter nicht erwarten. Der Vater freilich war katholisch und hoher Beamter in einem geistlichen Staate, aber auch er konnte und wollte bei seiner Geistesrichtung ein echtes warmes Glaubensleben in den Herzen der Kinder nicht wecken.

Maximiliane war die älteste Tochter und empfing ihre erste Bildung in einem vom Geist der Aufklärung angehauchten Klosterinstitut zu Saverne im Elsaß [2]. Das wenige Gute, welches das Kind aus dieser Anstalt in die Heimath brachte, mußte bald wieder unter dem mütterlichen Einfluß verkümmern, und der klösterliche Anstrich durch das Studium der „neuen Heloise" verwischt werden. Unter solchen Umständen müssen wir uns noch wundern, wie Maximiliane in späteren Jahren eine so treue Gattin und liebevolle Mutter geworden ist. Sie war ernsten Charakters, tiefen Gemüthes, einem religiösen Streben zugeneigt, und besaß überhaupt Eigenschaften, die sich unter günstigeren Verhältnissen zur herrlichsten Blüthe hätten entwickeln können.

---

[1] Frühlingskranz, herausgegeben von Bettina v. Arnim. Charlottenburg, 1844. S. 17.

[2] Cl. Brentano, Ges. W. IX. S. 114.

Nach der Vermählung folgte Maximiliane ihrem Gatten nach Frankfurt. Dort wurde „der goldene Kopf“ in der großen Sandgasse bald ein Sammelplatz der Gelehrten und Künstler jener Zeit. Auch Göthe stellte sich hier wie ehedem bei der Mutter ein, und wurde so mit dem Dechanten von St. Leonhard, Dumeitz, bekannt, von dem er zuerst „über den Glauben, die äußeren und inneren Verhältnisse, die Gebräuche der ältesten Kirche schöne und hinreichende Aufschlüsse erhielt“. Hier lernte er ebenfalls die Alessina-Schweitzerische und andere angesehene Familien Frankfurts kennen, besonders aber wurde die alte Bekanntschaft mit der Frau des Hauses fortgesetzt, welche „in dieser Freundschaft noch einen Widerklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war“. Herr Peter Anton Brentano ließ Alles ruhig geschehen und setzte dem schöngeistigen Verkehr seiner neunzehnjährigen Gattin auch nicht das geringste Hinderniß entgegen. Dadurch widerlegt sich am besten jener Vorwurf, als habe Maximiliane in ihrer Ehe nur Ungenügen und Mißbehagen gefunden. Daß sie ihren Beruf als Hausfrau nicht opferfreudiger und ernster umfing, sich nicht mit ganzer Seele in die neue Stellung hineinlebte — wer mag es der Armen bei ihrer verfehlten Erziehung zur vollsten Schuld anrechnen? Auch darf es nicht auffallen, daß sie nicht selten das „düstergelegene Handelshaus“ und die enge Stadt floh und manchmal Wochen lang bei den Eltern in Ehrenbreitstein verweilte. Hier im Hause des Kanzlers, „ganz am Ende des Thales[1], wenig erhöht über dem Flusse gelegen, mit seinen hohen Zimmern, seinen Gemälden und den vielen Fenstern, deren Rahmen selbst ein natürliches Bild der schönsten Landschaft umspannten“[2], kamen denn auch drei Kinder Maximiliane's zur Welt: Georg (12. März 1775), Maria Sophia (15. Au-

[1] Das letzte Haus in der Hofstraße links.

[2] Göthe, Dichtung und Wahrheit. Buch 13.

gust 1776) und schließlich der später so berühmte Dichter, Clemens.

Sein Geburtstag fiel auf den 8. September 1778. Clemens Maria Wenzeslaus, der letzte Kurfürst von Trier, war der Taufpathe des Kindes, wurde aber in seiner Abwesenheit durch den Großvater des Täuflings, Regierungskanzler La Roche, vertreten. So stand an der Wiege des Knaben in dem Pathen der Repräsentant jener guten alten Zeit, die freilich schon damals zu Grabe getragen wurde, auf der aber immer noch ein Schimmer schönerer Vergangenheit lag; in dem Großvater ein Mann moderner Ideen, der nur scheinbar mehr dem schwindenden Glaubensalter angehörte; in der Großmutter die Dichtkunst, wenn auch nur in ihrem blassesten Abbilde. Unter den Fenstern des Kinderzimmers floß der Rhein, seine Wellen sangen dem Knaben die buntesten Sagen und Märchen als erstes grüßendes Wiegenlied. Dem Menschenauge unsichtbar, aber wirklich und gnadenvoll blickte die Himmelskönigin auf das junge Leben, das sich an ihrem eigenen Geburtstage dem Lichte erschlossen hatte. Sie wollte ihm Leitstern und Beschützerin werden auf der wildverworrenen, so oft verschlagenen Bahn, und es hinüberziehen durch ihre mütterliche Huld in den Hafen, wenn die Stürme dieses Herzens ausgetobt und alle Schuld durch Reue getilgt und in treuer Liebe verklärt wären. In späteren Tagen gereichte es Clemens Brentano mit Recht zum größten Troste, sich ein Marienkind zu nennen, weil er an einem Feste der Gottesmutter geboren und auf ihren Namen getauft war.

Die beiden ersten Jahre verbrachte das Kind mit der Mutter meistens am Rhein bei den Großeltern. Dann aber trat ein Ereigniß ein, welches Maximiliane für immer in Frankfurt zurückhielt. Gegen Ende des Jahres 1780 fiel nämlich der Regierungskanzler La Roche in Ungnade bei seinem Herrn und erhielt seine Entlassung aus den kurfürstlichen Diensten. Der Grund aber war folgender. Im Jahre 1771 hatte sich der

bischöfliche Beamte auf literarischem Gebiete versucht und anonym „Briefe über das Mönchswesen, von einem katholischen Pfarrer an einen Freund", veröffentlicht [1], ein Werk der bittersten Schmähsucht gegen den Priester- und Ordensstand. Diese Schrift machte großes Aufsehen, erlebte in kurzer Frist vier Auflagen und vielfache Nachdrucke. Der Verfasser war nur im engeren Freundeskreise bekannt und konnte somit trotz des Pamphletes gegen die Geistlichkeit zu den höchsten Würden in einem geistlichen Staate emporsteigen.

La Roche war ein rechter Vertreter seiner schlimmen faden Zeit. Erzogen von dem alten kurmainzischen Oberhofmeister, Graf Stadion, war der allzu gelehrige Zögling in die breite Fußspur wohlfeiler Aufklärung und zerstreuenden Genusses getreten. Von der eigenthümlichen Erziehung des Großvaters entwirft die Enkelin Bettina uns folgendes Bild: „Stadion ließ ihn als Jüngling von nicht 18 Jahren schon eine große und ausgebreitete politische Correspondenz führen. Er gab ihm Briefe von Kaiser und König, von allen Reichsverwesern und Staatsbeamten aller Art zu beantworten; es kamen Verhandlungen über alle möglichen Staatsangelegenheiten vor: Handel, Schiffahrt, alte Anrechte, neue Forderungen, Ländertheilung, Verräthereien, Umtriebe .... Namentlich führte er die Correspondenz mit Maria Theresia ... mit einem französischen General Belle-Isle, dann einen Briefwechsel mit Karl von Lothringen, mit dem österreichischen Feldherrn Fürsten Lobkowitz, dann endlich mit der Marquise von Pompadour, immer im Interesse der Kaiserin. — Diese letzte Correspondenz war erst in's Galante und endlich ganz in's Zärtliche übergegangen; es kamen Briefe mit Madrigalen als Antwort, worauf der Großvater im Namen Stadions wieder in französischer Poesie antworten mußte; da habe der Großvater manche Feder zerkaut,

[1] Das erste Bändchen erschien in Zürich 1771.

und der Stadion habe ihm gelehrt, die Politik mit einfließen zu lassen .... An seinem 21sten Geburtstag endlich schenkte der Stadion dem La Roche einen Schreibtisch, worin er alle seine Briefe, in drei Jahren geschrieben, die er über Land und Meer gezogen wähnte, noch versiegelt wiedergefunden .... und er sagte ihm, daß er ihn so habe zum Staatsmann bilden wollen."[1]

Diese Erziehung trug ihre Früchte. Nach Stadions Tode konnte der junge Staatsmann 1771 als wirklicher Geheimrath in die kurfürstliche Conferenz treten. Im Jahre 1775 bereits von dem wohlmeinenden aber beschränkten und schwachen Clemens Wenzeslaus zum geheimen Staatsrath, Regierungskanzler, Lehnsprobst und Director des Revisionshofes ernannt, suchte La Roche seine einflußreiche Stellung zu Gunsten der Aufklärung und Philosophie zu verwerthen. „Ein unversöhnlicher Feind alles Pfaffenthums", wie ihn Göthe nennt, schrieb er einen Brief an den Kurfürsten über den Mißbrauch der vielen Feiertage und der Verehrung der Heiligen. „Er wollte, daß eine reinere Grundlage, eine verbesserte Religion sei. Statt so viele Heiligengeschichten und Wunderthaten und Reliquien, alle Großthaten der Menschen zu verehren, ihre edlen Zwecke, ihre Opfer, ihre Irrungen auf der Kanzel begreiflich zu machen, kurz die Geschichte und die Bedürfnisse der Menschheit als einen Gegenstand nothwendiger Betrachtung dem Volke deutlich zu machen u. s. w."[2] Der schwache Kurfürst ging auf diesen Reformvorschlag ein und beschränkte die 38 Festtage auf die Hälfte[3], ohne die „Politik" zu ahnen, die La Roche nach Stadions Rathe mit einfließen ließ. Mit der inneren Verweltlichung der Kirche, der Lockerung des lebendigen Verbandes mit Gott im Gebet und

---

[1] Günderode I. S. 273 ff.

[2] Günderode II. S. 45 ff.

[3] A. Dominikus, Koblenz unter Cl. Wenzeslaus. Koblenz 1869. S. 148.

Cultus sollte begonnen, dann zur sogenannten Emancipation der deutschen Kirche von der „Willkür Roms" fortgeschritten werden, um schließlich zur Staatskirche, zur Aufhebung der geistlichen Fürstenthümer und zur Ausrottung jedes christlichen Glaubens zu gelangen. So wollte es die Aufklärung, dahin strebte besonders in Oesterreich bereits unter Maria Theresia's Regierung die Reformpartei eines Kaunitz, Eybel und Rautenstrauch; das wollten die Freimaurer, die, weil sie „nach Jesuiten schnupperten" und schrieen, um so ungestörter ihre Netze über alle katholischen Länder ausbreiten konnten. Mit diesen Männern war La Roche bekannt, und wenn in der Form ihres Wesens ihm auch Manches mißfiel, im Grunde war er doch eines Strebens mit ihnen. In Warthausen und besonders später in Ehrenbreitstein waren die Vertreter jener reformatorischen Richtung nicht bloß tägliche Gäste, sondern brachten auch noch die Correspondenzen der abwesenden Brüder und Geistesgenossen zur allgemeinen Kenntniß. Der Kanzler, ein Feind aller Orden, glaubte auch in der Freimaurerei eine Verbrüderung zu sehen, wo mancher Einzelne ohne Werth sich durch Verbindung mit bedeutenden Menschen aufstutze, und seine Frau mußte sich daher manchen Spott, ja auch wohl harten Tadel gefallen lassen, und kam es zuweilen zur Drohung, all' die Comödianten, wie La Roche die ästhetischen Freunde seiner Gemahlin nannte, vor die Thür zu setzen. Er selbst zog es vor, auf eigene Faust am großen Werk der Aufklärung zu arbeiten, und schrieb daher gleich im ersten Jahre seines kurtrierischen Dienstes jenes Buch gegen die Orden, das bald der Grund seines jähen Sturzes und zwar auf Betreiben seiner eigenen Partei werden sollte.

Im November 1780 war Joseph II. an das Ruder gekommen und begann nun muthig und nachdrücklich die Durchführung seiner langgehegten Reformpläne. Als thatkräftige Mithelfer am Bau der Nationalkirche mußte er vor Allem die

geistlichen Kurfürsten gewinnen, und das zu erreichen, war vorderhand für die Wiener Bureaukraten eine Lebensfrage. Clemens Wenzeslaus hatte zum Glücke zwei Räthe, die Domherren von Hornstein und von Hohenfeld, welche in den österreichischen Projecten etwas mehr sahen, als eine einfache Lossagung von Rom, und daher den Kurfürsten mahnten, auf derartige Vorschläge nicht einzugehen, falls er die Aufrechthaltung seines Fürstenthumes wünsche. Selbst dem Kanzler La Roche wurde die Sache bedenklich, und er stimmte ebenfalls mit den genannten Räthen gegen die Wiener Anträge. In Oesterreich aber verstand man die Sache anders, und weil man umsonst versuchte, den Kanzler umzustimmen, entschloß man sich endlich, den bisherigen Freund den höheren Zwecken der reformatorischen Partei zu opfern. Man spielte daher den Frommen und hinterbrachte dem Kurfürsten seines Kanzlers Sünden. Zu seinem größten Entsetzen vernahm Clemens Wenzeslaus eines Tages von Wien aus, daß sein eigener Beamter, sein vertrautester Rathgeber jenes gottlose Werk gegen die Priesterschaft geschrieben habe, welches zum größten Aergerniß die Runde durch Deutschland and Frankreich gemacht hatte. Der Kurfürst war zu aufrichtig, um nach dieser Entdeckung einen so kirchenfeindlichen Mann, als welchen er jetzt seinen Kanzler kannte, noch länger in seinem Dienste zu verwenden. La Roche fiel also (1780) in die tiefste Ungnade, mußte sein Amt niederlegen, Ehrenbreitstein verlassen, und lebte bis zu seiner Uebersiedlung nach Offenbach (1783) zu Speier, im Hause seines ebenfalls entlassenen Amtsgenossen, des Domherrn Baron von Hohenfeld. Die Ungnade war so vollständig, daß der Name des ehemaligen Kanzlers nicht einmal mehr in dem Staatskalender aufgeführt werden durfte [1].

---

[1] Ueber den Sturz des Kanzlers vgl. Stromberg, Rheinischer Antiquarius. Koblenz 1845. 2. Abth. I. S. 103; 1. Abth. S. 369;

Mit den Großeltern verließ auch der zweijährige Clemens und seine Mutter das theure Ehrenbreitstein.

Während aber Maximiliane zu ihrem Gatten nach Frankfurt zurückkehrte, wurde Clemens einer Tante Louise, oder schlechthin der Tante Möhn in Koblenz zur Erziehung übergeben. Frau von Möhn war ein Opfer des blinden Ehrgeizes ihrer Mutter. Um einen Schwiegersohn zu besitzen, der durch seinen Reichthum den gänzlichen Abgang jeden haushälterischen Sinnes ihrer bloß literarisch gebildeten Töchter zu ersetzen vermöchte, hatte Frau La Roche ihre jüngste Tochter Louise förmlich unglücklich gemacht. Hofrath Möhn, der beabsichtigte Bräutigam, war in der That, um gelinde zu sprechen, eine wahrhaft unannehmbare Persönlichkeit. „Er sieht aus," schreibt Göthe's Mutter an die Herzogin Amalie von Weimar, „wie der Teufel in der siebenten Bitte in Luther's kleinem Catechismus, ist so dumm wie ein Heupferd, und zu allem seinem Unglück ist er Hofrath." [1]

Aehnlich schildert uns auch Brentano aus eigener Erfahrung das Wesen des Oheims und das Unglück der Frau Möhn. „Der Tante Schicksal bei einem ganz verwilderten Manne hat ihr das Heimliche im Lebensumgange ganz versagt, sie ist dadurch selbst weniger gefühlig worden für das, was die Seele angeht; sie hat eine lange Zeit in ihren Jugendjahren zwar sich müssen stählen gegen einen Mann, der wie ein grobes Ungeheuer vor der Pforte aller Lebensgenüsse lag, und hätte sie auch nur selbst im besten Willen gewagt, ihm nahe zu treten, so war das Ungeheuer gleich wach; ich hab' in meinen Kinderjahren oft ihn sehen halbbetrunken hinter der Thüre lauern, mit

---

Triumph der Philosophie, 2. Th., Kap. 7 u. 8; Cl. Th. Perthes, Politische Zustände in Deutschland zur Zeit der französ. Herrschaft. Gotha 1862. I. S. 218 ff.

[1] Vgl. Rheinisches Taschenbuch für 1856, S. 138 ff.

einem Messer in der Hand. Die Tante hat damals sich so ernst zusammengenommen, daß Jeder in Koblenz die größte Ehrfurcht vor ihr hegte, obschon man von der Grausamkeit des Herrn von Möhn sich leicht eine Idee machen konnte, der mit lauter Postillonen von Morgens bis Abends im Wirthshaus lag, ohne der Frau je zu gedenken .... Das Herz durfte dieser Tante nicht aufgehen, sie mußte mit der Form Alles bekämpfen, und so ist ihr auch nur die Form im Umgange mit Menschen geblieben. Hätte sie je mit sich selber Mitleid gefühlt, so wäre die Festung der Convenienz, in der sie sich verschanzt hielt, wie Schnee weggeschmolzen." [1]

Unter Leitung dieses traurigen, unseligen Ehepaares also, in solcher Umgebung sollte das geistige Leben des kleinen Clemens erwachen und sich entfalten! Mit dem Bruder wurde auch die ältere Schwester Sophie erzogen, wenn überhaupt dort von Erziehung die Rede sein kann, wo es sich um eine bloße Dressur, um „die Form im Umgang mit Menschen" handelte.

„Wir sahen," erzählt Brentano, „die Tante nur Morgens, Mittags und Abends zu unserem Schrecken; denn Morgens kam sie mit eiskaltem Wasser, stellte uns vor sich und ließ es uns aus einem Schwamme über den Rücken laufen. Ich habe sie nie lachen sehen, als wenn ich ihr die eiskalten Wassergesichter schnitt; ob es übrigens gesund war, weiß ich nicht; nur weiß ich, daß ich Abends immer großen Hunger hatte und daß mein erster Witz war: ‚Morgenstund hat kalt' Wasser im Mund.' Mittags aßen wir unter den Aufmunterungen: ‚Halt' dich grad'; die Hände auf den Tisch; hänge den Kopf nicht so; wie du wieder den Löffel hältst' u. s. w. Nach Tisch mußte ich dem Lieblingshund, der die Originalität besaß, Nüsse zu fressen, zehn Nüsse schälen; dafür bekam ich eine, die ich mit meiner Schwester theilen durfte. Nun band man mir und meiner

---

[1] Vgl. Frühlingskranz S. 33 ff.

Schwester, die in eine Schnürbrust gezwängt war, die Ellenbogen hinten zusammen und so mußten wir, Rücken an Rücken gebunden, um unserer Muhme zum Nachtische einen Spaß zu machen, auswärts stehen, bis wir umfielen; dann wurde auch gelacht[1]. Den übrigen Tag waren wir bei dem Gesinde oder bei einem Lehrmeister, der uns, während er dem Canarienvogel des Bedienten die Augen mit einem glühenden Drahte blendete und seine Stiefel wichste, die Hauptstädte von Europa auswendig lernen ließ, und wenn wir sie ihm zu früh wußten, uns strafte.“ [2]

Clemens hatte in Folge des militärischen Verfahrens eine ungemeine Furcht vor der Tante, und wenn sie ihm Abends die Hand nicht zu küssen gab, weinte er Nachts im Bette und gönnte der Schwester keinen Schlaf durch fortwährendes Reueklagen, er sei ein Verbrecher. Einmal hatte der Knabe den Muth, seiner Tante einen der bunten Träume zu erzählen, die sich schon damals in seiner Phantasie entspannen, aber er wurde mit höhnender Kälte verlacht, ja, als er darauf zu weinen begann, in einen halbdunkeln Gartensaal eingesperrt, dessen Wände mit Malereien aus dem neuen Testamente bedeckt waren. Als nun das Kind bebend und zitternd in der Dunkelheit stand, spiegelte ihm die Phantasie ihre buntesten Bilder vor. Es war ihm, als belebten sich die Gestalten an der Wand:

„Ich schauderte und konnte mich nicht halten,
Und kniete nieder vor Maria's Bild.
Die Hände hab' ich innig da gefalten,
Und flehte kindisch zu der Mutter mild:

[1] Das Schnürsystem und die damaligen Erziehungsmethoden schildert Brentano im Schnürlieschen (Märchen II. S. 585); auch andere Züge aus seinem eigenen Leben verwerthet er dort sowohl, als auch in seinen übrigen Märchen.

[2] Godwi. Bremen 1801. II. S. 109 ff.

'O Mutter Gottes, hilf dem armen Kinde!'
Da deckte sie mich mit allgüt'gem Schild.
Mein Schmerz zerfloß im Beten hin gelinde." [1]

Bald kam auch die Schwester Sophie zum Saal geschlichen, tröstete den Bruder und führte ihn in das Zimmer zurück. „Sie erzählte mir Vieles von den Fräulein, die sie besucht hatte, um mich zu erheitern, aber ich weinte immer fort. Da stieg die liebe Schwester vom Bette, setzte sich zu mir, und wir umarmten uns und sahen in den hellen Himmel, und dann sagte meine Schwester: 'Wir wollen das Lied singen von dem Kinde, dessen Großmutter eine Hexe war und das Kind vergiftete:

Maria, wo bist du zur Stube gewesen?
Maria, mein einziges Kind!' u. s. w. [2]

Dieses Lied sangen die Geschwister immer, wenn sie traurig waren." [3]

Die unerbaulichen Bilder, welche so Tag um Tag an dem Gemüthe des Knaben vorübergingen, mußten sich tief seinem gefühlszarten Herzen und seiner lebhaften Phantasie einprägen. Die Folge davon war, daß ein neckischer Spottgeist in ihm erwachte, der sich durch beißenden Witz für die erduldeten Plackereien zu rächen wußte. Alle Schwachheiten, die der Knabe dem häuslichen Kreise der Tante nur abmerken konnte, gab er bei Gelegenheit in ergötzlicher Scherz- und Spottrede seinen Spielkameraden oder auch den Hausgenossen zum Besten. Die Einen lachten zu den meist witzigen Bemerkungen, die Getroffenen grollten, der Knabe aber sah bald, daß sein Witz die einzige

[1] Auswahl I. S. 16. Die letzte Gruppe der Terzinen bezieht sich überhaupt auf Tante Möhn.

[2] Großmutter Schlangenköchin. Volkslied, abgedruckt im Godwi, II. S. 113.

[3] Godwi, II. S. 109.

Waffe war, mit welcher jedem noch so überlegenen Feinde, und wäre es auch die Tante, beizukommen sei. So gewöhnte er sich allmählich daran, den Stachel des Spottes überall dort durchfühlen zu lassen, wo er gegen Personen und Sachen sich auf andere Weise nicht rächen zu können glaubte. Nichts konnte seine lose Zunge binden als Furcht vor körperlicher Strafe; an eine Bekämpfung des keimenden Uebels aus übernatürlichen religiösen Beweggründen war nicht zu denken; woher sollte der Knabe sie auch gelernt haben?

Das Glaubensleben in den damaligen Familien, besonders der höheren Stände, konnte bei der überall anspülenden Aufklärerei kein tiefes sein. Es verstieß gewissermaßen allgemein gegen den guten Gesellschaftston, irgendwelche religiöse Gesinnung im häuslichen und freundschaftlichen Verkehr zu zeigen. Im Hause des Hofraths Möhn mußte erst recht jede gläubige Atmosphäre verschwunden sein und konnte somit auch ein zufällig gesprochenes Wort über Gott und Kirche oder das bloß äußerliche Formelwesen des Cultus, wie es noch zum öffentlichen Anstande gehörte, keinen tiefen Eindruck auf die Kinderherzen machen. Gerade in der Zeit, in welcher die Lehren des katholischen Glaubens durch einen verständigen, mit Liebe gegebenen Unterricht des Knaben Seele hätten durchdringen sollen, da fehlte es ihm an dieser nothwendigsten aller Unterweisungen. Und was noch schlimmer war, die Achtung gegen die Kirche und ihre Diener wurde im Hause der Tante Möhn thatsächlich und wirksam untergraben. In einem Briefe fordert Clemens seine Nichte auf, ihren Kindern oft über die Würde des Priesterstandes und zumal der Bischöfe zu reden und dieselben zum Gebet für die Hirten der Kirche zu ermahnen; denn, sagt er, „solche in der Kindheit gehörte Worte wirken oft bis zum Ende des Lebens, ich weiß es von mir. In der Priestern und rechtmäßiger Obrigkeit feindlichen Revolutionszeit meiner Jugend hörte ich nie Gutes von diesen Aemtern und Würden, und sie

blieben mir fremd und wurden mir verhaßt; ich betete nicht für den Bischof, ich wußte kaum von seinen violetten Strümpfen." [1]

Allein, wie dürftig es immerhin sein mochte, etwas über seine Religion lernte Clemens doch. Sieben Jahre war er alt, als er lesen und bei der heiligen Messe dienen konnte und nun auch zum ersten Male zur heiligen Beichte gehen sollte. Seine damaligen Gefühle hat er selbst im Jahre 1834 in einem Briefe an eine Freundin geschildert. Dort heißt es von dem jungen Grafen Montalembert, den Brentano in München kennen gelernt hatte: „Ich kann sein Wesen mit nichts vergleichen in meinem Leben, als mit meiner Empfindung nach der ersten Beichte, da ich rein und voll Friede und Freude und heiliger Trunkenheit durch den Kreuzgang des Klosters heimging und in dem Garten, der den Gang umschloß, ein Springbrünnchen zwischen Rosen und Lilien tanzen sah." [2] In ähnlicher Weise klingt dieses Glück aus einigen Strophen der Romanzen vom Rosenkranz wieder.

„Selig, wer solch' Heil gefühlet,
Wer die sündenvolle Brust
In der Beichte hat erkühlet,
In der Reue frommer Lust.

— — —

„O wie lacht der Garten heiter!
Funkeln nicht die Blumen schön?
Und der Himmel scheinet weiter
In der Vögel Lustgetön." [3]

Gegen Ende seines ersten Aufenthaltes in Koblenz empfing Clemens auch das Sacrament der hl. Firmung [4]. Ein eigen=

---

[1] Ges. Briefe II. S. 422.

[2] Vgl. hist.=polit. Bl. XIV. S. 81.

[3] Auswahl I. S. 9 f.

[4] Ueber seine erste heilige Communion dagegen findet sich nirgends die leiseste Andeutung.

thümlicher Vorfall, der sich dabei ereignete, ließ trotz seiner ganzen einfältigen Alltäglichkeit einen tiefen, dauernden Eindruck in dem Dichter zurück. Wie bei einer ähnlichen Gelegenheit der neunjährige Dante das Kind Beatrice erblickte, so sah Clemens hier ein ihm völlig fremdes Mägdlein, das den Geist des lebhaften Knaben unwillkürlich auf sich zog und beschäftigte. Im späteren Leben hat Brentano jenes Kind niemals wiedergesehen, aber ihr Bild lebte beständig bis zu seinem Tode in seiner Seele fort. Sollte dieser Vorfall vielleicht bloß ein Sinnbild sein, wie im Momente, da der Dichter den Ritterschlag Christi erhielt, sich auch sein heranbrechender Lebenskampf in der eigenthümlichen, fast geheimnißvollen Erscheinung ankündigte?

Er selbst wenigstens scheint sich diese Begegnung so zu erklären, denn nachdem er gesagt hat, daß bei ihm der Backenstreich „derb und empfindlich schien", weil der Bischof „wohl in ihm jenes irdische Wanken sah", fährt er also fort:

„Traf mich des Priesters Hand dort nicht gelinde,
So traf mich schärfer noch mit seinem Pfeil
Der kleine Liebesgott mit seiner Binde.
Des Priesters Schlag rührt' mich nur kurze Weil',
Und nie genas ich von der Liebe Wunden,
Der Tod empfängt den Kranken noch nicht heil." [1]

Eine trefflichere Charakteristik hätte Brentano von sich nicht geben können.

Die tiefsten und schönsten Erinnerungen aus der Kindheit des Dichters stammen jedoch nicht aus den Tagen seines Aufenthaltes in Koblenz, sondern aus dem kurzen und langentbehrten Verkehr mit seiner Mutter in Frankfurt. Clemens mußte bei seinem empfindsamen, nach Liebe durstigen Herzen um so

---

[1] Auswahl I. S. 11.

mehr die wohlthätigen Einflüsse der Mutterpflege, die ganze Poesie eines Mutterherzens empfinden, je länger ihm dieselben unbekannt geblieben waren. Wenn er auch bisweilen mit der Schwester einen Besuch im elterlichen Hause machen durfte, so war die Freude doch stets von kurzer Dauer, und gleich dahinter wartete immer wieder die strenge, lieblose Zucht der Koblenzer Tante.

Gegen das Jahr 1787 endlich sollte es anders werden. Clemens kam nun mit der Schwester Sophie für längere Zeit in den heimischen Kreis nach Frankfurt. Die dortige Familie hatte sich unterdessen bedeutend vermehrt. Außer den vier Geschwistern aus der ersten Ehe waren bis zum 9. Januar 1787 bereits neun Kinder Maximiliane's am Leben. In Gesellschaft dieser zahlreichen, dem Knaben bisher fast unbekannten Brüder und Schwestern ging dem vereinsamten Clemens ein neuer Gesichtskreis auf. Das Bild der Mutter aber, mit seinem milden, sonnigwarmen Einfluß, überstrahlte Alles und stand wie der klare leuchtende Mittelpunkt in dem bunten Leben der Kinderwelt. Das Herz des Knaben erschloß sich zum ersten Male zu einer edlen, uneigennützigen Liebe. Wenn er bisher der Tante aus Zwang und Furcht, häufig mit Eigensinn und Spott gehorcht hatte, so begann jetzt eine wahre kindliche Folgsamkeit aus Achtung und Hingabe. Ob das Kind, das in seinem so jungen Leben schon so viele herbe lieblose Stunden verkostet hatte, den stillen Gram des Mutterauges fühlte, und mit verdoppelter Aufmerksamkeit ihr eine rechte Freude an ihm, dem Fernerzogenen, bereiten wollte? — Man staunt und ist gerührt, wenn man liest, wie es sein kindliches Herz mit tiefem Kummer erfüllte, sobald er glaubte, die Mutter beleidigt zu haben. „Noch bevor sie herein in die Stube trat, öffnete er die Thüre und küßte den Griff des Thürschlosses und Alles, was ihre Hand im Zimmer berühren würde, mit dem Gebet kindlicher Einfalt, daß jedes dieser Dinge ihm doch helfen möge, die liebe

Mutter zu besänftigen und ihr beleidigtes Herz ihm wieder zu schenken.“ [1]

Die hydropathische Erziehungsmethode der Tante Möhn scheint bei dem Knaben nicht sonderlich angeschlagen zu haben, denn er war fast beständig leidend und kränkelnd. So erzählt er in seinen Terzinen:

„Viel war ich krank, kam wenig an die Sonne,
Die bunte Decke war mein Frühlingsgarten,
Die Mutterpflege war mir Frühlingswonne.
Ich konnte oft den Abend nicht erwarten,
Wenn sie die Wundermärchen uns gesungen,
Daß rings die Kinder in Erstaunen starrten;
Und keines ist mir so in's Herz gedrungen,
Als von des süßen Jesus schweren Leiden,
Wie des Herodes Kindermord mißlungen,
Maria durch Aegypten mußte reiten
Und was sie da erfuhr in schweren Nöthen.
Da focht ich in Gedanken gen die Heiden
Und sah ihr Blut in allen Abendröthen.“ [2]

Aus diesem Bilde sehen wir, wie Maximiliane Brentano ihren Kindern gab, was sie bei ihrer eigenen mangelhaften Erziehung zu geben vermochte. Niemals ließ sie ihre Kleinen zu Bette gehen, ohne daß sie ihnen nach altem Brauch das Kreuzzeichen auf die Stirne gedrückt hätte. Oftmals, wenn sie in einer Gesellschaft gewesen, kam sie noch spät in der Nacht in die Kinderstube, ging von Bett zu Bett, setzte sich an jedem nieder und betete das Ave Maria und das Gebet zum heil. Schutzengel segnend über ihre theuersten Kleinode. Clemens erinnerte sich noch besonders einer Nacht, da er wachend unter seinen bereits schlummernden Geschwistern lag, und die Mutter plötzlich in die monderhellte Stube trat. Zuletzt kam sie zu seinem Lager, und:

---

[1] Hist.-polit. Blätter XIV. S. 188.
[2] Auswahl I. S. 11 ff.

„heiße Thränengüsse
Fühlt' ich aus Mutteraugen auf mich fließen.
Ich wußte nicht, warum sie weinen müsse.
Ich traute nicht, den Arm um sie zu schließen.
Und als sie aus der Kammer war geschieden,
Da mußten meine Augen Thränen gießen,
Da fühlte ich zuerst den Schmerz hienieden!
Ich betete: ‚Maria, sei gegrüßet,
So viele Thränen sie geweint,‘ und schlief in Frieden.“ [1]

Als der Dichter später im Mannesalter „in Norddeutschland außer der Kirche strandete und Nachts in großen Seelenleiden auf seinem Lager lag und dachte, ob denn gar kein Punkt sich zeige, woher er Rettung erschreien könnte“: da knüpfte er an diese Jugenderinnerungen an „und suchte die Kindergebete zusammen. Es war,“ so erzählt er, „der einzige Faden, an dem ich mich gerettet habe; alles Andere hat nichts geholfen.“ Dann fragt er plötzlich wie verwundert: „Wo hat meine Mutter das her? Wahrscheinlich von einer altväterlichen katholischen Kindermagd. Gott lohn' es ihr.“ [2]

Mehr als einen Studenten aber ermahnte Clemens später, „die guten, segensreichen Mutterpfennige“ und all' die Jugenderinnerungen nicht gegen das falsche Flittergold wissenschaftlicher Hoffart zu vertauschen. Ihm wurden sie im späten Alter so theuer, daß er jener Kindermagd, die ein Erbstück in der Familie war und bereits seine Mutter auf den Armen getragen hatte, ein literarisches Denkmal setzte, indem er sie als „Vreneli“ in sein „Tagebuch der Ahnfrau“ einführte. Auch erzählt er an einem anderen Orte [3], wie dieselbe Amme, um ihn vor Zorn und Heftigkeit zu hüten, oftmals zu ihm sagte: „Ach, wie sieht das Kindlein in deinem Auge so zornig aus! Nimm dich in

[1] Auswahl I. S. 11.
[2] Ges. W. IX. S. 348.
[3] Ges. W. VI. S. 437.

Acht, wenn es einst groß wird und dich verläßt, dann wird es dich ebenso zornig anschauen, als du es jetzt aus deinen Augen schauen läßt!" Der Dichter fügt bei: „Es ist dieses ein schöner Wahn von der tiefsten Bedeutung, und die Amme hat, wie immer, wahr gesprochen."

Eine andere Persönlichkeit, welche Clemens im elterlichen Hause fand, und die einen tieferen Einfluß auf seine poetische Entfaltung hatte, war das gutherzige Miltenberger Kind, der alte Buchhalter Schwab. „An den Staketen der Originalität dieses Mannes waren alle Reben, Geisblatt- und Bohnenlauben unserer Phantasie hinangerankt." [1] Schwab unterhielt einen freundschaftlichen Verkehr sowohl mit den Contobüchern, die er für Herrn Brentano führte, als mit dem poetischen Blocksberg, den er aus eigener Kunstliebe und zum Vergnügen der Kinder bestieg. Seine literarische Richtung aber ist eigentlich schwer zu enträthseln. „Er beugte sich, wie der immer blühende und fruchtende Christbaum einer derben sachlichen Vorzeit, über einen gähnenden Abgrund und über den von Seufzern zerrissenen Zaun der Gegenwart bis zur sehnsüchtigen Jasminlaube der Pfarrerstochter von Taubenheim hin, welche beschäftigt war, den kaum verbleichten himmelblauen Frack Werthers und dessen strohgelbe Beinkleider auf dem Grabe Siegwarts gegen Mottenfraß auszuklopfen u. s. w." [2]

Dieser seltsame Mann wurde für Brentano der Vermittler zwischen der Märchenwelt und dem wirklichen Leben. Gar oftmals besuchte er die Kinder und wußte, daß, „war auch seine Tasche leer vom oft versprochenen Kuchen", er doch dem Knaben ein willkommener Gast war, weil er immer tausend lustige Schwänke zur Erheiterung erzählen konnte. Besonders sprach Schwab gerne von dem bald kommenden Antichrist und jagte

[1] Ges. W. V. S. 11.
[2] Ebendaselbst.

dem kranken Clemens eine gewaltige Angst vor dem furchtbaren Feinde ein, so daß er wohl gar zu weinen anfing. Dann tröstete ihn der Buchhalter und sagte: „Wenn du drei Tage ohne Weinen geduldig bleibst, will ich dich zur Kirche tragen; dort wirst du zum Helden gegen den Antichrist geweiht werden, und singend wird man dich beim Eintritt begrüßen.“ Und als Clemens sich wirklich Gewalt angethan, und trotz der Krankheit nicht geweint hatte, nahm ihn sein Freund am dritten Tage mit sich zur Barfüßerkirche.

„Als endlich zu der Kirche wir eingingen, — — —
Der Alte machte mir das Kreuzeszeichen,
  Mit Weihewasser er mich tüchtig sprengte,
  Befahl mir dann, zu horchen und zu schweigen.
Die Seele sich in meine Ohren drängte,
  Als laut im Chor sie meinen Namen sangen —
  Entzücken sich mit tiefer Angst vermengte.
Die Worte mir wie Feu'r zur Seele klangen:
  ‚O clemens, o pia, o dulcis Virgo Maria!‘
  Ein ewiges Gefühl hatt' ich empfangen.
Ruft man mich ‚Clemens‘, sprech' ich still: ‚o pia!
  In meiner letzten Stund' Dich mein erbarme!
  O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria,
Empfange meine Seel' in deine Arme!‘“ [1]

---

[1] Auswahl I. S. 13.

2. Lehr- und Wanderjahre.

1787—1789.

Kaum in den Hafen des Familienlebens eingelaufen, mußte der Dichter ihn auch bald wieder verlassen, um seine wissenschaftliche Ausbildung zu beginnen. Es war, als sollte schon der Knabe nirgends einen dauernden Aufenthalt finden, wie des Mannes Leben später ein unstätes Irren und Wandern wurde. In der That, ein Wanderer blieb Brentano immer, Wanderer von Stadt zu Stadt, ohne irgendwo ein Heim zu finden, Wanderer im Geistesleben, ohne selbstbewußtes Ziel von Irrthum zur Wahrheit, von Fehler zur Reue, bis er endlich als Pilger büßend beim Kreuz des Heilandes zur ewigen Ruhe einkehrte.

„Nun soll ich in die Fremde ziehen!
Ich, der die Heimath nie gekannt,
Soll meine erste Heimath fliehen,
Soll fallen in der Räuber Hand.“ [1]

Das Ziel seiner ersten Wanderung war eine Pension, welche unweit Heidelberg von einem alten Exjesuiten geleitet wurde und mehreren Familien jener Gegend als ein schwacher Ersatz für die aufgehobenen größeren Ordensschulen diente. Nach Brentano's Erzählung war jener Lehrer „ein sehr frommer und demüthiger Priester“, dessen Unterricht für den Knaben von großem

---

[1] Auswahl I. S. 41.

Nutzen hätte werden können, wenn es ihm gestattet gewesen, ihn länger zu genießen. Im Frühling des Jahres 1787 langte Clemens dort an, wurde aber bereits im Herbste desselben Jahres aus unbekannten Gründen wieder nach Koblenz geschickt. An diesen so kurzen Aufenthalt knüpft sich jedoch für Brentano eine traurige Erinnerung, die er wohl später benutzte, um Eltern und Lehrern einen guten eindringlichen Rath zu geben. So schreibt er in einem Briefe an seine Nichte, Frau von Schweitzer: „Ich habe Dich in Frankfurt schon aufmerksam darauf gemacht, Deinen Bruder zu bitten, seine Bücher zu sich nach Hause zu nehmen, und Herrn v. d. M. zu bitten, das Sammelsurium von Büchern, welche wie herrenlos unten im Schrank stehen, durchzumustern und zu ordnen, damit das ganz Verderbliche vernichtet, das Untaugliche verkauft werde, in jedem Falle aber alles verwahrt und verschlossen, was einst der Lesebegierde Deiner Knaben ein heimlicher und darum um so schädlicherer Genuß werden könnte. Ich weiß aus eigener Erfahrung, was Lesesucht durch die Entdeckung solcher in Familien zerstreuter Büchernester für große Gefahren laufen kann. Schon das Eingehen in die Versuchung, ein Buch heimlich bei Seite zu bringen und ohne Wissen der Eltern zu lesen, wäre es auch nicht eben ein gefährliches, macht es dazu; denn auf diese Weise wird alles Böse gelernt und geübt ... Eine fromme Mutter, welche betet: ‚und führe uns nicht in Versuchung‘, muß auch alles beseitigen, wodurch die, von denen sie Gott Rechenschaft geben muß, in Versuchung geführt werden können. Ich zweifle zwar nicht, daß Deine Knaben zu treu und fromm von dir bis jetzt gehütet sind, als daß sie Gefahr liefen, aber ich warne doch der Zukunft wegen; denn ich bin in solcher Gelegenheit in viele Versuchungen eingegangen und schwer darum beschädigt worden. Zum Beispiel: Als ein Knabe von etwa zehn Jahren ward ich in Pension bei einem

alten sehr frommen Exjesuiten erzogen; ich entdeckte in dessen Büchersammlung eine deutsche Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem und las sie heimlich zu meinem großen Unsegen. Die Liebeshändel von Rinaldo und Chlorinde, und besonders die schöne Zauberin Armida verwirrten mein ganzes Gemüth und legten einen tiefen, ersten, unzerstörlichen Grund, aus welchem mir viel verderbliche Leidenschaft aufgegangen, so daß mir von damals bis jetzt der Tasso als ein gefährliches Buch für die Jugend erscheint." [1]

Von dem reumüthigen Ernst, der aus den Zeilen des Mannes spricht, können wir auf die geistige Umwälzung schließen, welche dieser Vorfall in dem leicht zu entflammenden Herzen des Knaben hervorrief. Statt daß die Reize der Dichtung, wie Tasso sich's versprach [2], ihn der Wahrheit näher gebracht, führten sie ihn im Gegentheil auf der abschüssigen Bahn der Leidenschaft dem Unglauben in die Arme.

Vielleicht hätte die Wunde durch eine verständige sorgsame Pflege des frommen Lehrers geheilt werden können, aber wahrscheinlich hatte dieser nicht Zeit, sie zu entdecken, bevor Clemens seine Pension auf immer verließ. In Koblenz, wo der Knabe im Hause der Tante Möhn sich wieder selbst überlassen blieb, mußte der böse Same recht lustig fortwuchern.

Clemens trat in die Quinta des Koblenzer Gymnasiums, das bereits ganz von dem Josephinismus und der philosophischen Aufklärerei durchsäuert war. Als bei der Aufhebung des Jesuitenordens die Koblenzer Schulen in andere Hände kamen, soll der Kurfürst Clemens Wenzeslaus trostlos ausgerufen haben: „Cecidit corona capitis nostri" (die Krone unseres Hauptes ist gefallen). Der Kirchenfürst ahnte, daß durch diesen

---

[1] Auswahl II. S. 602 ff.

[2] „E che 'l vero condito in molli versi i più schivi allettando ha persuaso." (Ger. Lib. I. 2.)

plötzlichen Schlag das Schulwesen, das in jener Stadt so lange unter Leitung des Ordens gestanden, in den größten Verfall gerathen würde. So dachten auch die Koblenzer Bürger, welche verschiedene Gesuche „um die Beibehaltung der verdienten Männer der Gesellschaft Jesu“ an ihren Landesherrn richteten[1]. Hätte der Kurfürst dem Zuge seines frommen Herzens zu folgen gewagt, er hätte ohne Zweifel ähnlich wie der philosophische Friedrich II. gehandelt und sich die Jesuiten nicht entreißen lassen; Männer aber von der Gesinnung seines Kanzlers de la Roche dachten anders und riethen zu Concessionen an den aufgeklärten Zeitgeist, mochte dadurch die katholische Bevölkerung auch noch so sehr verletzt werden. So blieben nur wenige alte Lehrer in ihrer Stellung, die übrigen wurden durch junge Geistliche aus dem Seminar ersetzt, die ohne Vorbereitung zum Lehramte sofort in den verschiedenen Sprachen und Wissenschaften unterrichten sollten. Lehrend lernten sie, blieben aber durchschnittlich in Allem oberflächlich und unterrichteten auch oberflächlich. Dabei waren sie im Geiste der neuen Richtung eitel und voll Selbstgefälligkeit. — „Man hat Lust daran,“ klagt 1788 ein Geistlicher, die neue Erziehungsmethode schildernd, „die Buben aus dem Kreise ihres Verstandes herauszureißen und ihnen Sachen vorzuschwatzen, von denen sie nichts verstehen und beurtheilen können. In den Prüfungsblättern legte man der dritten Klasse die Frage vor: Welche Fehler sind in der Verfassung des deutschen Reichs und wie können dieselben gehoben werden? — Deutsch können die Lehrer nicht lehren, denn sie reden und schreiben es selbst schlecht; die Geschichte wählen sie nicht nach der Fassungsgabe der Schüler aus; gegen die gebrauchten Lehrbücher zeigen sie Verachtung und diese überträgt

[1] Zwo Bittschriften der sämmtlichen Bürgerschaft zu Koblenz an Se. Kurfürstl. Durchlaucht von Trier um die Beibehaltung der verdienten Männer der Gesellschaft Jesu. Freistadt 1778.

sich auch auf die Schüler."[1] Die Verachtung erstreckte sich aber auch auf die alten beibehaltenen Lehrer. Diese wurden als Frömmler verschrieen und die jungen Collegen suchten auf jedmögliche Weise deren Einfluß zu untergraben. Von dem Katheder herab zogen sie gegen Religion und Hierarchie, gegen Orden und Gelübde, gegen das Formelwesen und den Aberglauben, gegen Segnungen, Wallfahrten, Ablaß und ähnliche Dinge zu Felde und raubten den Schülern alle Ehrfurcht gegen die katholische Kirche. „Darin aber waren," nach Brentano's Worten, „die Professoren einig, ... daß sie nach der Lage der Confession irgend einem noch übrigen redlichen Kämpfer für den Catechismus Lutheri oder in andern Verhältnissen für den Catechismus Canisii, der als ein goldener Mutterpfennig oft das einzige gute Erbstück des Hauses ist, das liebgebrannte Herzeleid einstimmig zufügten und nicht ruhten, bis der Finsterling .... der obscurus vir, der Pfaff von seiner Stelle intriguirt ist und sie freie Hand haben. Dann aber beginnen sie in schönem Verein die Belehrung der Jugend, denn Erziehung ist nicht ihre Aufgabe, weil man Niemanden zumuthen kann, einem Andern zu thun, was er nie gewollt, daß ihm selbst geschehe."[2] Die Lehren faßt Brentano in folgende Sätze zusammen: „Folge deiner Natur, deinen Gelüsten — sei ein freier Mensch — genieße das Leben — sei ein denkender Geist — gehe mit der Zeit vorwärts — laß die Pfaffen schwätzen — mache den Eltern ein X für ein U — sehe dich bei Zeiten nach einer edlen deutschen Jungfrau um — lache und höhne die Lehrer hinter dem Rücken, so sparst du ihnen die Mühe, sich es einander selbst zu thun."[3]

---

[1] Vgl. A. Dominicus, Koblenz unter Clemens Wenzeslaus. Koblenz 1869, S. 125.

[2] Aus einem ungedruckten Briefe an Dr. A. Räß, dat. 12. Febr. 1827.

[3] Ebendaselbst.

Die armen Eltern klagten wohl heimlich über die Verwilderung, aber laut durften diese Klagen nicht werden. „Da gehen die Eltern denn betrübt einher und sprechen zusammen: Ja wie war es sonst? Mein Vater erzählte mir immer von den Jesuiterherrn, welche Ehrfurcht in der Schule gewesen, der Lehrer sei dem Schüler eine Art Schutzengel geworden, und jetzt höre ich lauter dummes Zeug von meinen Jungen und Hohn und Spott über den Lehrer, und ich weiß nicht immer zu widersprechen. Wenn dann der Schüler so etwas in die Schule trägt, so hört er seinen Vater etwa als einen Jesuiten heruntermachen, und bald steht dieser auf der schwarzen Liste und man liest von Umtrieben in allen Klatschblättern.“[1]

Das waren die Erzieher des jungen Clemens Brentano, Erzieher, welche offen die Verhöhnung derjenigen Kirche duldeten und beförderten, deren Diener sie doch selber waren. Dieß Letztere beweist ein Vorfall, welcher sich mit dem zwölfjährigen Görres ereignete, der zu gleicher Zeit mit Clemens das Koblenzer Gymnasium, aber eine höhere Klasse, besuchte. Görres hatte eine poetische Aufgabe gemacht, in welcher er seinen beißenden Witz über den päpstlichen Stuhl und den geistlichen Hof von Kurtrier ergoß. Der Klassenlehrer zeichnete die Aufgabe durch öffentliches Vorlesen aus, zerriß sie aber dann, nur damit sie nicht nach außen hin bekannt würde[2].

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die kurfürstliche Regierung selbst um das Jahr 1793 von den neuen Lehrern verlangen mußte, sie sollten gemeinschaftlich zusammenleben, sich anständig kleiden, selten, bescheiden und Abends nie ohne besondere Erlaubniß ausgehen, ihre Lektionen regelmäßig und genau

---

[1] Aus einem ungedruckten Briefe an Dr. A. Räß, dat. 12. Febr. 1827.

[2] G. Görres, Erinnerungen an Jos. Görres. Hist.-polit. Blätter XXVII. S. 127.

nach Vorschrift ertheilen. Der Magistrat der Stadt aber gab auf die Anfrage, ob er mit den Schulen zufrieden sei, sein Bedauern zu erkennen, daß die Aufhebung des Jesuitenordens in eine für Religion und gute Jugendlehre wahrhaft unglückliche Zeit gefallen sei; er denkt mit Wehmuth an die früheren Zeiten zurück, vermißt das feste Einprägen christlicher Lehre und guter Sitte; Streit, Schwärmerei, Trinken kämen freilich weniger vor, aber desto häufiger Seele und Körper verderbende Ausschweifung; die Jünglinge hätten freiere, leichtfertigere Denkungsart, als vor dreißig Jahren, wollten die Meister spielen und ließen es an Anstand und Höflichkeit gegen obrigkeitliche, geistliche und andere Personen vom Adel- und Ehrenstande fehlen; der Unterricht im Latein sei gesunken, ein Logiker und Physiker wisse jetzt kaum so viel, als früher ein Schüler der vierten Klasse[1].

Nach diesen officiellen Klagen brauchen wir nichts mehr über die Erziehung beizufügen, welche Brentano am Koblenzer Gymnasium empfing. Ueber seine wissenschaftliche Entwickelung ist uns sozusagen gar nichts Näheres bekannt; übrigens blieb er auch nur bis zur Quarta in Koblenz. Dann wurde er 1789 nach Frankfurt zurückberufen, weil auch Tante Möhn, deren Mann gestorben war, die alte Rheinstadt verließ.

Nach all' den traurigen Erfahrungen, welche Brentano in Koblenz während seines zweimaligen Jugendaufenthaltes machte, müssen wir uns fast wundern, daß er später diese Stadt so liebte, so gern in ihr verweilte und sie ihm geradezu an's Herz gewachsen schien. Aber der Ursachen gab es genug. Da war es vor Allem die Stadt selbst mit ihrer herrlichen Lage auf dem deutschen Eck, wo Mosel und Rhein, „der Alpensohn und die lotharingische Jungfrau", sich vermählen[2]. Und jenseits

[1] A. Dominicus, a. a. O. S. 126.

[2] Eine schöne Schilderung des damaligen Koblenz hat Guido Görres in den „Erinnerungen" an seinen Vater, hist.-polit. Blätter XXVII., entworfen.

thronte die stolze Bergfeste mit dem alten kurfürstlichen Schloß zu ihren Füßen, das jetzt von dem eben vollendeten neuen Schloß auf dem diesseitigen Ufer an Pracht und Schönheit weit übertroffen wurde. Der Krummstab warf seinen letzten Glanz und vereinigte unter seinem gelinden Regimente Bürgerschaft und Hofleute in behäbiger Gemüthlichkeit und Geselligkeit. Der Feste gab es noch viele in Koblenz, so vor Allem die alljährliche, schöne Procession der Carmeliterpatres, bei welcher eine Anzahl von Knaben einen Chor von Engeln vorstellten, die das Allerheiligste begleiteten. Ihre Ausstattung war im Rokokogeschmacke der Zeit, rothe Chorröcke, vergoldete Flügel und ein Degen an der Seite. Nach der Feier erhielten die Knaben von den Patres Wein und Backwerk und die Engel ließen sich's recht wohl schmecken. Vermuthlich gehörte auch Brentano ein oder das andere Mal zu den Auserwählten; jedenfalls liebte er es später in seinen Märchen, wie im großen Gockel und Fanferlieschen, ähnliche Processionen mit ähnlichem Apparate auszumalen. Auch die weltlichen Feste hatten ihre eigenthümliche Poesie, wie z. B. wenn Bürgermeister und Stadtschreiber in rothen Mänteln und die „Hofstatt" mit der Nobleß in ihren bunten, mit grüner Chenille oder Silber bordirten Röcken, ihren theils grün- und silbern-gemohrten, theils rothen, mit Gold durchwirkten Westen, im Haarbeutel und mit vergoldetem Degen dem Kurfürsten den Neujahrswunsch darbrachten. Oder wenn alljährlich am Pfingstmontag der städtische Bürgermeister auf dem altberühmten Königsstuhl von Rense seines Amtes feierlich enthoben wurde und eine der benachbarten Gemeinden dem entthronten Stadtkaiser einen Strauß mit Erdbeeren darreichte. Dann wurde ihm zu Ehren dort im Freien ein fröhliches Fest begangen, während unterdessen der neue Bürgermeister seine Regierung in Koblenz antrat. Am Abend begab sich die festliche Versammlung zu Schiff nach der Stadt zurück, sprach aber noch einmal in dem Kloster auf dem oberen Werth ein,

um von der Aebtissin den gastlichen Ehrentrunk in Empfang zu nehmen.

Das Privatleben hatte trotz der allmählich eindringenden Zeitströmung noch viele Reste des mittelalterlichen Wesens bewahrt, und bot daher mit seinen scharf abgegrenzten Ständen und socialen Klassen ein viel poetischeres und bunteres Bild, als es die heutige Gesellschaft unter der Alles zerbröckelnden, Alles mengenden Nivellirungswalze der Revolution geworden ist.

Unter dem Bürgerstande kannte man den heutigen Luxus noch nicht; nur wenige Bevorzugte hatten goldene Uhren und Tabaksdosen oder Stöcke mit goldenen Knöpfen; selbst die reichsten Frauen besuchten Morgens die Kirche im kattunenen Hauskleid und zitzenen Mantel, und nur an großen Ehrentagen öffneten sich die Truhen und Schränke, in denen die schweren Seidenkleider, die theuren Spitzen und Schmucksachen verwahrt wurden [1].

Liebgewonnene Kameraden, an die Clemens sich während der Studienzeit freilich nur vorübergehend anschloß, die aber im späteren Leben als seine treuen Freunde warnend und rathend an seiner Seite stehen sollten, mögen wohl auch viel dazu beigetragen haben, jenen Ort zu lieben, wo er diese edlen Seelen einstmals spielend und dichtend gefunden hatte. So vor Allen waren es die Lassaulx, Korbach und Görres, mit denen er schon damals bekannt wurde.

Den tiefsten Eindruck auf Brentano aber machte der Rhein, „der als eine geheimnißvolle, Ehrfurcht gebietende, sehnsuchtweckende, väterliche Königsgestalt, von tönenden Sagen und Liedern umwogt, von wunderbaren Blumen umrankt“ [2], in den spätern Schriften des Dichters uns immer und immer wieder erscheint. Sah Clemens im Strome das Rad einer Mühle sich

---

[1] Vgl. zu dem alten Koblenz: A. Dominicus a. a. O.

[2] Guido Görres, hist.-polit. Blätter XIV. S. 71.

drehen, sah er eine Schwalbe über die Wasser zwitschernd dahinfliegen oder einen Fischer mit der Angelruthe am Strande sitzen, sah er die Pilger, heilige Lieder singend, in grün geschmückten Schifflein auf dem Flusse schwimmen, um in Eibingen der heiligen Hildegard oder dem Gnadenbilde in Bornhofen oder den heiligen drei Königen in Köln ihre Verehrung darzubringen: dann stieg eine ganze Märchenwelt vor seiner Seele auf und umspann ihn mit tausend Fäden, daß er die wirkliche Welt und alle Leiden und Plackereien im Hause der Tante Möhn vergaß und für Augenblicke in einer neuen Welt aufzuleben schien.

In Koblenz ist Clemens Brentano zum Dichter geworden.

Von Koblenz nahm er aber auch ein trauriges „Wanderbündel" von Charakterfehlern mit, das er durch sein ganzes reichbewegtes Leben weiterschleppen sollte. Wohl mochte er es später einer frommen Freundin „in den Kirchenstuhl" legen, damit war ihm nicht viel geholfen, so lange er nicht anfing, sich selbst und seine Fehler ernstlich und vernünftig zu bekämpfen. Clemens war von erster Jugend an sich selbst überlassen, sein Beweggrund in Thun und Lassen war das Gefühl, das kindische Vergnügen oder Mißbehagen eines launischen Willens, der sich nie von innen heraus nach Vernunftschlüssen zu regeln gelernt hatte. Es mußte sich das Gefühl und die damit eng zusammenhängende Phantasie auf Kosten der höheren Fähigkeiten unverhältnißmäßig stark ausbilden, und ein aufmerksamer Beobachter hätte dem eilfjährigen Knaben all' die schweren Kämpfe, die zahlreichen Verirrungen und seltsamen Widersprüche seines spätern Lebens voraussagen können. Der Dichter selbst führt sein phantastisches, schwärmerisches Wesen auf die ‚unmütterliche Zucht' in Koblenz zurück.

„Getrennet lebte fern ich von den Meinen
In strenger und unmütterlicher Zucht.
Denk' ich der Zeit, seh' ich sich mir versteinen

Die Tage in des Lebens Blumenflucht,
Wie kleine Gärten zwischen steilen Mauern,
Die nie ein Sonnenstrahl hat heimgesucht;
Wie kalte Marmorbilder einsam trauern,
Die wilder Buchs und Salbei trüb umkreist:
Ihr kennet wohl des Knaben einsam Trauern!
Ich fühlte elend mich und tief verwaist.
Du, Schwester, die die trüben Tage theilte,
Du fühltest auch, was fremde Pflege heißt.
Den Genius, der früh bei mir verweilte,
Den sah ich dort zuerst, als unerkannt
Er mir das junge Herz begeisternd heilte."[1]

Uns genügt es, auf diese traurige Mitgift einer verwahrlosten Kinderzeit bei Clemens aufmerksam gemacht zu haben, weil sie uns den Hauptschlüssel zum Verständniß seines häufig mißverstandenen Charakters bietet. Wo immer wir im weiteren Verlauf dieser bunten Lebensgeschichte auf anscheinend unerklärliche Thatsachen, widersprechende Gesinnungen stoßen, werden wir ihre einfachste Lösung in dem vorwiegenden Gefühlsleben des Dichters zu suchen haben. Dieses Gefühl war freilich ein edles, aller niedrigen Gemeinheit fremd, aber es war auch feurig und blind, und so mußte, wenn sich einmal eine Person oder Sache ihm als liebenswürdig dargeboten hatte, alle andere Rücksicht verschwinden, und das ganze Seelenleben in dem geliebten Gegenstande aufgehen.

---

[1] Auswahl I. S. 15. Die Anspielung auf die kalten Marmorbilder im Garten der Tante Möhn kehren häufiger in den Schriften des Dichters wieder, besonders in der „Scene aus meinen Kinderjahren" (Ges. W. II. S. 295), wo die kalte Marmorfrau einfachhin zur Personification der unheimlich wilden und verlockenden Träumerei des Knaben und Mannes wird, die ihn in alles Elend hineinzog.

3. Im Handlungshause zu Frankfurt.

1789—1793.

Der Frankfurter Kaufherr Peter Anton Brentano war für die Wissenschaften nicht sehr begeistert; er wollte, daß seine Kinder jene Laufbahn betreten sollten, durch die er selbst zu Reichthum und Ehre gelangt war. So mußte auch Clemens sich in den Willen des strengen Vaters fügen und unter dessen Augen die Handlung erlernen. Der phantasiereiche Knabe war freilich damit nicht so ganz einverstanden; Frachtbriefe schreiben, Wechsel copiren, Colonialwaaren versenden und sich für das Steigen und Fallen von Oel- und Rübsamen interessiren, das war ein zu plötzlicher Schlag in seine bunte Märchenwelt. Zum Glück fand Clemens noch immer einen treuen Freund an dem alten Herrn Schwab, mochte er auch für dessen Soll und Haben und die Geheimnisse der doppelten Buchführung wenig Interesse zeigen.

Der Buchhalter war eigentlich, ohne es zu wollen, ein stetes Hinderniß für die Absichten des Vaters. Was Schwab durch seine Lehren über den Handel und die Buchführung auf der einen Seite aufzubauen suchte, riß er selbst bald wieder durch seine Mittheilungen aus der deutschen Dichterwelt gründlich nieder. Auch fand er in seiner großen Liebe Grund genug, alle muthwilligen Streiche des ungebändigten Lehrlings zu übersehen oder wenigstens zu verheimlichen. Manche in Reimen

geschriebene und mit Randverzierungen ausgeschmückte Frachtbriefe und Quittungen copirte der alte Buchhalter mit immer neuer Geduld, ja er schenkte seinem Liebling sogar ein altes Faß, damit dieser sich sein „Vadutz" droben in der Dachkammer nur recht wohnlich einrichten konnte. Wenn unserem Clemens im Handelscomptoir der Geduldfaden riß, floh er hinauf in die Einsiedelei seines leeren Fasses „und beweinte die Blindheit der Menschen", welche für die Herrlichkeiten seiner Phantasie keinen Sinn hatten. Das Faß schildert der Dichter in dem Märchen vom „Komanditchen" mit den buntesten Farben. „Auswendig sah es noch ganz aus wie ein Faß und die Thüre war so geschickt darin angebracht, daß man sie nicht bemerkte. Wenn man hineintrat, sah man durch ein Fenster, das mit einer Bohnenlaube umzogen war, die aus einer alten Zuckerkiste an Bindfäden hinaufwuchs, auf die Dächer des Hauses und in den Taubenschlag. Das ganze Faß war inwendig mit Matten und Tuch von Ingwer- und Pfeffer- und Anisballen ausgeschlagen; oben herum hing eine Guirlande von Morcheln, gedörrten Pflaumen, Mandeln und Rosinen, Feigen, Hausenblase, Citronat, verzuckerten Pomeranzenschalen und Cacaobohnen. An der Wand rings herum war ein Sitz von alten Citronenkistenbrettern angebracht, auf welchen Polster lagen von den Binsensäcken, worin die Smyrna'schen Feigen gepackt werden, und diese waren mit verdorbenem Saffran und Sennesblättern ausgestopft. Der Tisch, der mitten in dem Faß stand, war eine aufgerichtete Zimmetkiste, auf diese war ein Brett genagelt, auf dem einstens Chocolade war gemacht worden. Ein blechernes Vanillekästchen stand hierauf als Schreibzeug, das Tintenfäßchen, eine ausgetrocknete Citronenschale, war auf die Galläpfel festgeleimt, und das Sandfäßchen, worin der Sand der wohlriechendste Gewürzstaub war, bestand aus einer trockenen Pomeranzenschale mit Muskatnüssen beleimt ... Vor dem Fenster hing ein Eichhörnchen in einem Trillerhäuschen und ein Staar, der sprechen

konnte, in seinem Vogelbauer und auch eine Wachtel in ihrem grünen Haus." [1]

Dieß poetische Einsiedlersaß, das „Ruheplätzchen holder Schwärmerei und Lieblingsörtchen der Sehnsucht", stand in einer Dachkammer des Hauses. In dieser Dachkammer lag, wie Brentano in der Einleitung zum größern Gockelmärchen erzählt, allerlei abenteuerliches Gerümpel. Sie war das Arsenal verflossener Christfeste, hier wurden die Decorationen und Maschinerien der Weihnachtskrippen bewahrt, hier stand vor Allem eine Procession allerliebster kleiner Wachspüppchen, welche sämmtliche geistliche Stände vorstellten, und dicht daneben spannte ein großes hölzernes Kriegsschiff seine Taue und Segel aus. Clemens nannte dieß poetische Archiv sein Ländchen Vadutz; er hatte diesen Namen einmal gehört und das Ländchen, von dessen Wirklichkeit er sonst nichts wußte, des curiosen Namens willen lieb gewonnen. Vadutz galt ihm als das Land aller Schätze, Geheimnisse und Kleinodien; wie hätte er für sein Archiv einen bessern Namen finden können! „O Schatzkammer von Vadutz," ruft er aus, „was botest du Alles dar! Vor Allem entzückte mich ein kunstreicher Besatz von den Braut- und Festkleidern meiner Großmutter. Nie kann ich die Bauschen und Puffen von Seide und Spitzen vergessen, gleich Berg und Thal eines Feenlandes, gleich den Zaubergärten der Armida, von den Gewinden feiner, allerliebster, bunter Seidenblümchen labyrinthisch durchirrt ... Diese biegsamen, unzerbrechlichen Zaubergärten von Seidendrahtblümchen legte ich um mich her und saß dazwischen, ‚die drei Pomeranzen,' das ‚grüne Vögelchen,' das ‚tanzende Wasser' von Gozzi lesend, und glaubte mich selbst einen verschäferten Prinzen, der voll Sehnsucht seine Lämmer in den Thälern dieses Paradieses weidete und nach Erlösung

---

[1] Guido Görres: Brentano's Märchen, Märchen vom Komanditchen II. S. 537 ff.

seufzte. Ich glaubte mich dann mit diesen Zaubergärten mitten in Vadutz, wo mir das Paradies, wie Lindachara's Gärtchen in der Alhambra, eingeschlossen lag. Da lebte ich eine Märchenwelt, die über der Wirklichkeit wie ein Sternhimmel über einer Froschpfütze lag.“ [1]

Die treue Schwester Sophie war auch in Frankfurt die einzige Mitwisserin seiner Geheimnisse. Sie durfte in seiner Begleitung Vadutz besuchen; dort verlebten sie die trautesten Stunden, indem sie sich gegenseitig ihre Träume und Märchen erzählten. Wenn die Eltern am Sonntag zu Herrn Willemer nach der Gerbermühle fuhren, fanden die Kinder allerlei Ausflüchte, um zurückzubleiben und sich zwischen ihren Herrlichkeiten einzusperren. Als privatisirende Beherrscher von Vadutz hatten sich die beiden Geschwister auch Reichskleinodien verfertigt. Die Kaiserkrönung Leopolds II. (1791) stand in Aussicht und es wurde in den Familien der Krönungsstadt von diesem wichtigen Ereignisse gesprochen. Es ging dabei viel die Rede von neuen Belehnungen, und gerade diese Reden führten die Kinder zu dem seltsamen Gedanken, sich gleichfalls zu einem ähnlichen Zwecke Reichskleinodien zu machen. Brentano hatte nie etwas Blinkenderes gesehen, als die Epauletten eines ungarischen Magnaten, nach deren Muster er nun aus Goldpapier und allerlei Flittern die Achselbänder von Vadutz anfertigte und versteckt unter seiner Weste trug.

Da nun alle Reichskleinodien eine sehr alte Geschichte haben und Clemens keine ältere Geschichte von Kleinodien wußte, als daß Abrahams Knecht der Rebekka Armringe angelegt, so ließ er die Reichskleinodien von Vadutz die Schulterbänder der Rebekka sein; und weil die älteren Geschwister, wenn er sich bei dem Bilderbeschauen ihnen über die Schulter lehnte, mehrmals gesagt: ‚Du meinst wohl, du seiest der Kaiser, daß du mich

[1] Ges. W. V. S. 7 ff.

belehnen willst?' so nannte er auch diese Schulterbänder die Lehenskleinode von Vadutz.

„Ich träumerischer Knabe hielt mich für nichts mehr und nichts weniger bei der Kaiserkrönung, als den verkannten privatisirenden Regenten von Vadutz; und ich würde es nach jener größten Ungerechtigkeit, daß der Hauptmann von Kapharnaum noch immer nicht Major geworden ist, für die allergrößte gehalten haben, wenn beim Ritterschlage nach der Frage: „Ist kein Dalberg da?' nicht die Frage gefolgt sein würde: ‚Ist kein edler Dynast von Vadutz da, daß er das Lehenskleinod auf seine Schultern empfange?'

Aber die leidige Kaiserkrönung sollte mit einemmal alle Träume der kleinen Potentaten zerstören. Vor der großen Feier stellte der „ewig theure Herr Schwab" den Knaben sehr ernsthaft zur Rede und ermahnte ihn, seine Ansprüche auf das Ländchen Vadutz fallen und Gras über diese kahlen Phantasien wachsen zu lassen; denn unter den vielen, bei der Krönung anwesenden Herren sei auch ein Fürst Lichtenstein und dieser sei der eigentliche Besitzer von Vadutz, welches nebst der Herrschaft Schellenberg seit 1719 das Fürstenthum Lichtenstein bilde. Clemens fügte sich nicht so bald in diesen Gedanken; er fragte auch bei andern Gliedern der Familie nach, ob der Buchhalter die Wahrheit gesprochen. Der größte Geograph der Familie mußte den Artikel Vadutz aus Hübner's Zeitungslexikon vorlesen, wo freilich Alles bis auf den letzten Kreuzer Reichsmatrikularanschlag verzeichnet stand. Aber Clemens konnte noch immer nicht glauben. Er hielt zäh und kraus und erwiederte: „Das Papier ist geduldig und läßt viel auf sich drucken, was darum doch nicht wahr ist." Aber man zeigte dem Hartnäckigen im Katechismus, daß es eine unverzeihliche Sünde sei, der anerkannten Wahrheit zu widerstreben. So mußte er endlich wohl oder übel von seinen Hoffnungen lassen, aber es kostete ihn immer noch viele, unverstandene Thränen. Was ihn noch besonders

schmerzte, war die Veröffentlichung seiner geträumten Besitzungen; man neckte ihn oft mit dem Verluste von Vadutz und las ihm sogar das Ländchen unter den verlorenen Sachen im Wochenblättchen vor. Einzig und allein die alte Frau Rath Göthe hatte Mitleid mit dem Knaben: „Laß dich nicht irre machen,“ flüsterte sie ihm in's Ohr, „glaub' du mir, dein Vadutz ist dein und liegt auf keiner Landkarte, und alle Frankfurter Stadtsoldaten und selbst die Geleitsreiter mit dem Antichrist an der Spitze können dir es nicht wegnehmen; es liegt, wo dein Geist, dein Herz auf die Weide geht,

Wo dein Himmel, ist dein Vadutz,
Ein Land auf Erden ist dir nichts nutz.

Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Thränen regnen. Ich wünsche einen gesegneten Regenbogen. Bis dahin baue deine Feenschlösser nicht auf die schimmernden Höhen unter den Gletschern, denn die Lawinen werden sie verschütten, nicht auf die wandelbaren Herzen der Menschen unter den Klätschern, denn die Launen werden sie verwüsten — nein, baue sie auf die geflügelten Schultern der Phantasie.“ [1]

Die Frau Rath hatte in diesen Worten eine verhängnißvolle Mahnung ausgesprochen und in ihnen, wohl ohne es zu wissen, Brentano's ganzes künftiges Leben im Voraus treffend charakterisirt.

Wie die Träume von Vadutz verschwanden, wurden die Tage des poetischen Comptoiristen nur noch trostloser. Er wurde ganz verbrießlich, daß er seine Jugend in einer Stadt vertrauern müsse, in der von allen Künsten die Rechenkunst als die höchste galt und die Menschen nach dem Goldgewichte geschätzt wurden.

---

[1] Ges. W. V. S. 13 ff. -- Brentano hat alle diese Jugend-Erinnerungen in seinen späteren Werken verwerthet, zumal im größeren Gockelmärchen und im Tagebuche der Ahnfrau.

Durch Aerger und Muthwillen suchte er sich für seine Entbehrungen zu entschädigen. So hob er einmal nach dem Vorgange Till Eulenspiegels in einer stillen Abendstunde alle Thüren, vom Comptoir angefangen bis zum Speicher hinan, aus den Angeln. Ein anderes Mal sprang er in ein gefülltes Kaffeefaß, sich in dem wogenden arabischen Bohnenmeere badend. Andererseits zeigte sich auch bisweilen wieder sein grundehrlicher Charakter. In einem so großen Geschäfte kam es wohl zuweilen vor, daß durch die Schuld der Untergebenen hie und da ein Käufer übervortheilt wurde. Wenn Clemens dieses merkte, stellte er sich jedesmal hinter den verkaufenden Commis und warnte den Käufer durch verständliche Zeichen vor jeder unredlichen Uebervortheilung. Sein Ehrlichkeitsgefühl hinderte ihn aber nicht, selbst die größten Versehen zu machen, und z. B. dem Kunden eine Bestellung Syrup in einem alten Häringsfasse zu übersenden [1].

Aber trotz dieser mehr oder minder komischen Zwischenscenen blieb doch das Leben im Frankfurter Waarenlager eine drückende Qual für den phantasiereichen Knaben. Er athmete auf wie ein Gefangener, wenn der Vater ihn an den Feiertagen in Gesellschaft seiner zahlreichen Geschwister [2] hinausführte zur alten Großmutter in Offenbach. Der Kanzler war 1788 gestorben

---

[1] Einzelne dieser Angaben verdanken wir brieflichen Mittheilungen des sel. Prof. Phillips, dat. 6. Aug. 1872.

[2] Der Klarheit wegen geben wir hier die Reihenfolge der Geschwister Clemens Brentano's:

Aus der ersten Ehe des Vaters mit einer Holländerin:

1. Franz,
2. Pauline,
3. Anton,
4. Dominikus.

Aus der zweiten Ehe mit Maximiliane La Roche:

1. Georg (geb. 12. März 1775),
2. Maria Sophia Theresia (15. Aug. 1776),

und Frau von la Roche lebte in der Nähe ihrer ältesten Tochter ein zurückgezogenes Wittwenleben. Den größten Theil ihrer Stunden verbrachte sie am Schreibtisch in einem Zimmer an der hintern Seite des Hauses, wo sie den Blick in's Grüne, auf ihren sorglich gepflegten Garten und den anstoßenden großen Nachbargarten des Herrn Bernard hatte. „Die Häuslichkeit der Großmutter hatte einen eigenen, poetischen Schimmer.“ Alles war in der höchsten Reinlichkeit und Heimlichkeit gehalten. „Zu jeder Stunde,“ schreibt Bettina später an Clemens, „zu jeder Jahreszeit ist nichts vernachlässigt; selbst das aufgeschichtete Brennholz am Gartenspalier ist unter ihrer Aufsicht Schönheitslehre. Wenn es im Winter muß verbraucht werden, läßt sie es so abnehmen, daß die Schneedecke so weit wie möglich unverletzt bleibt, bis Thauwetter eintritt, wo sie es abkehren läßt. Im Herbste hat sie ihre Freude daran, wie die rothen Blätter der wilden Rebe es mit Purpur zudecken, im Frühling regnen Akazien ihre Blüthenblättchen darauf herab, und die Großmutter freut sich sehr daran. Ach, was willst Du? Es gibt doch keine edlere Frau wie die Großmutter! Wer den wunderschönen Blitz ihres Auges verkennt, wenn sie manchmal sinnend mitten im Garten steht und späht nach allen Seiten und geht dann plötzlich hin, um einem Zweig mehr Freiheit zu

---

3. Clemens (8. Sept. 1778),
4. Maria Kunigunde Ludovika (8. Juli 1780),
5. Maria Franziska Katharina (3. März 1782),
6. Christian Franz Dominikus (25. Jan. 1784),
7. Katharina Elisabeth Ludovika Magdalena (5. April 1785) (Bettina),
8. Maria Ludovika Katharina (9. Jan. 1787),
9. Maria Magdalena Karolina Franziska (22. Juli 1788),
10. Karolina Ludovika Ernestina (31. Jan. 1790),
11. Anna Maria Franziska Ludovika (29. Sept. 1791, † April 1792),
12. Susanna Philippina (11. Mai 1793, † 2. Sept. 1793).

geben, um eine Ranke zu stützen! und dann so befriedigt in der Dämmerung den Garten verläßt, als habe sie mit der Ueberzeugung Alles gesegnet, daß es fruchten werde." [1]

Die Großmutter hatte ihre Freude an dem muntern Enkel, an dessen seltsamen Einfällen und Reden, Reimen und Märchen. Und doch kam ihr manchmal das Alles so absonderlich vor, denn es paßte so gar nicht in ihre „Ansicht von der Schönheitslehre". Die „deutsche Aspasia", wie der Franzose Buri Frau von la Roche nennt, hatte kein Verständniß für die lebensfrische Romantik, die in dem Kopfe des Knaben zu erwachen begann. Da fragte sie denn oft ihren Enkel: „Kind meiner Max, woher hast du nur all' das wunderliche Zeug?" und Clemens antwortete: „Ach, es ist nicht weit her." In ähnlicher Weise fragte die Großmutter auch später manchmal ihre Enkelin Bettina, die bei ihr erzogen wurde. Diese antwortete anders wie ihr Bruder. Sie wollte ein „Wolkenschwimmer" werden, und wenn Frau von la Roche fragte: „Kind, wie sieht es aus in dir?" dann antwortete Bettina: „Nicht wie hier in Offenbach, wo die Wiesen weit hinaus sich ziehen. Nein, dieß Vaterlandsbild gleicht nicht meiner Seele; es ist mir doch, ich komme anders woher! Hoch und niedrig waldumwachsenes Felswerk, an dem der Rasen schüchtern hinaufklettert und das seine eigensinnigen Klippen so trotzig hinausstreckt, an dem die Nebel sich zerreißen. Wege des Geheimnisses zwischen brausenden Wassern, immer tiefer in unverständlichen Windungen, wo der Sonnenstrahl herabblickt in's enge Thal und nährt zärtlich die blauen Blüthen. ... Der Wachholderstrauch duftet mir da Weihrauch und stachelt meine Wange und ich weiß nicht, was Glück ist, als nur — daß die Natur dieß heimliche Vertrauen zu ihr so mächtig beantwortet." [2]

---

[1] Frühlingskranz S. 285.

[2] Ebendaselbst.

Clemens machte der Großmutter durch solche schwindelige Reden keine Sorgen; er war kein Luftsegler und liebte die halsbrechenden Felspartien der Titanenwelt nicht. Diese Reden erregten ihm vielmehr, wenn er die schon erwachsene Schwester noch also sprechen hörte, selbst ein unwillkürliches Schaudern. In seiner Seele sah es viel lieblicher und kindlicher aus. Etwa wie in dem geheimnißvollen Felsenschloß der Frau Lorelei oder wie in dem wunderreichen Krystallpalaste, den er selber dem alten Vater Rhein erbaute. Das war ein leuchtendes, durchsichtiges Haus in der Tiefe der Fluthen, von hohen Gewölben überspannt; außen an den gläsernen Wänden schwammen zu Tausenden und Tausenden die bunten Fische und legten ihre glänzenden Schuppen an das Gewölbe und guckten neugierig mit ihren Goldaugen hinein, daß Alles von ihnen glitzerte und blitzte. Wo sich die Fische wegbewegten, sah man zwischen wunderbaren Felsen die Sterne und den Mond durch die dunkle Fluth herableuchten; unten aber in der geheimnißvollen, schweigenden Tiefe lag schlummernd und Träume spinnend der alte Vater Rhein mit seinem Schilfbart und um ihn her standen alle die gläsernen Wiegen der in seinen stillen Schooß hinabgesunkenen Kinder; sie lagen da, ein Himmel von tausend schlummernden Kindergesichtern, auf Wiegen von lauter Korallen und überdeckt mit den von Goldsand gefüllten Kissen; das Krystallwasser zitterte wie fließendes Gold über ihrer Brust, man hörte ihre kleinen, unschuldigen Herzen pochen, sie lagen mit gefalteten Händen und träumten von den Wolkenschafen und lächelten selig in ihren Träumen und ober ihnen schwebten die Schutzengel

„Und sangen gar lieblich das Gloria,
Das Gloria lieb' Frau Maria."

Dazwischen tönte ernst und wehmuthsvoll die Stimme des Schnitters, der von Sternen beschienen und von Blumen umduftet die Sense über den schlummernden Kindern schwang mit den Worten:

„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!
Den Kranz helft mir winden,
Die Garbe helft binden,
Kein Blümlein darf fehlen,
Jed' Körnchen wird zählen
Der Herr in seiner Tenne rein,
Hüte dich, schön's Blümelein."

Das waren die Märchen, von denen der Knabe seiner Großmutter erzählte, und die er, wenn die Stunde zur Heimkehr in die Sandgasse schlug, wieder in sein Inneres verschließen mußte, bis sich etwa auf der Gerümpelkammer ein freier Augenblick darbot, den lieben Träumen nachzuhängen. Es läßt sich begreifen, daß Clemens den Rückweg in das dumpfe Comptoir nicht immer in der besten Laune antrat; sein neckischer Kobold suchte sich für diese Entsagung stets zu entschädigen. Trieb der sorgliche Vater seine Kinder mit allem Eifer zur Beschleunigung an, um die Sachsenhäuser Thorsperre, vier Kreuzer per Mann, zu ersparen: so war es wieder der schadenfrohe Clemens, der sich, wie von ungefähr, in den Straßengraben fallen ließ oder an einem Steine stolperte und dann, wie Aesop, kläglich nachhinkte, um die vier Kreuzer aus dem Beutel des eilenden und genauen Vaters springen zu machen[1].

Das kindische Treiben des Knaben konnte natürlich nicht immer fortdauern.

Die Unzufriedenheit mit dem Handlungslehrling steigerte sich mit jedem Tage. Vergebens legte sich der Buchhalter oder der älteste Bruder Franz in's Mittel; die tollen Streiche ließen sich endlich nicht mehr verbergen und der Vater mußte auf ernstliche Abhülfe sinnen. Clemens wollte nun einmal nicht Kaufmann werden, und wenn die Mutter ihn zur Rede stellte, erklärte ihr der Knabe offen und frei seinen Herzenswunsch, er

[1] Hist.-polit. Blätter XIV. S. 94.

wolle studiren. Da griff Maximiliane schließlich wirksam ein und setzte es durch, daß Clemens seine Studien wieder aufnehmen durfte. Zu Herbste des Jahres 1793 brachte ihn der Vater nach der neuen Universität Bonn.

Für diese höheren Studien war Clemens leider keineswegs weder wissenschaftlich noch moralisch reif. Er hatte freilich während seines Frankfurter Aufenthaltes, dem Wunsche der Mutter entsprechend, in freien Stunden fortwährend Unterricht genommen, aber dieser war bei weitem nicht vollständig und gründlich genug, um als Unterlage für die akademische Ausbildung dienen zu können. Wohl sahen die Eltern diesen Mangel recht gut ein, jedoch glaubten sie, daß, wenn nun der Knabe einmal studiren solle, die Musenstadt Bonn mehr Mittel dazu bieten würde, als das kaufmännische Frankfurt. Außerdem suchten sie den gefühlten Mangel an classischen Vorkenntnissen dadurch zu heben, daß sie Clemens tüchtigen Privatlehrern anvertrauten, und ihm vorschrieben, nur jene Vorlesungen an der Universität zu besuchen, die ihm unter den gegebenen Umständen nützlich sein könnten.

Immerhin aber war auch dieser neue Schritt für die Entwicklung des Dichters eher schädlich als heilbringend, weil der halberzogene Knabe dadurch wieder in eine Ausnahmestellung gebracht wurde, die dem Unfertigen seines Charakters, der Haltlosigkeit seiner Grundsätze und der Halbheit seiner wissenschaftlichen Bildung kein wirksames Heilmittel zu bieten vermochte.

4. Auf der Universität zu Bonn; neue Experimente.

1793—1797.

Gegründet und eingerichtet nach den Principien der neuen, kirchenfeindlichen Aufklärung, war die Universität Bonn bereits von dem ersten Tage ihrer Entstehung ein geistiger Waffenplatz des Illuminatismus gegen die alte, katholische Universität Cöln und deren religiöse Wirksamkeit. Deßhalb wurde auch ihr Geburtstag, der 20. November 1786, von Nicolai und dessen „allgemeiner deutscher Bibliothek", dem Ablagerungsorgan geistloser Gemeinheit und ungläubiger Plattheit, mit lautem Freudengeschrei begrüßt. Das größte Verdienst mancher Professoren dieses neuen Musensitzes bestand darin, daß ihre Schriften im römischen Index sich fanden und von den Illuminaten, den Bewunderern Voltaire's und der Encyclopädisten, hochgepriesen wurden. Der Kurfürst von Cöln, Erzherzog Maximilian Franz Xaver, berief den sittenlosen Franziskaner Eulogius Schneider, der die Kutte abgeworfen und übelberüchtigter Dichter einer gemeinen Erotik geworden war, als theologischen Professor und Lehrer der schönen Literatur an die neue Universität. Als Schneider im Jahre 1789 Generalvikar des constitutionellen Bischofs von Straßburg wurde, war zwar die Universität von diesem sauberen Jugendlehrer befreit, aber seine Collegen waren nicht viel besser als er und wirkten vor wie nach in ähnlichem Geiste. Die Ideen, welche Eulogius Schneider zum offenen Ab-

fall vom Glauben verführten und ihn zum Bluthenker des Elsaß machten, wogten auch in ihren Köpfen. Zum größten Aergerniß der Bürger gingen Priester und Ordensleute, die zu Doctoren promovirt waren, in weltlicher Kleidung, mit langen Haaren und theilweise mit offener Schaustellung der Insignien des Maurerordens auf den Straßen und Promenaden Bonns einher. Mit der Empörung gegen die katholische Kirche und gegen Rom ging die Auflehnung selbst gegen die weltliche Obrigkeit Hand in Hand. Die religiöse Aufklärung mußte ganz naturgemäß eine Vorschule des Jakobinismus werden. Freilich spielten diejenigen Professoren, welche nach dem Abfalle Schneiders und seines Gesinnungsgenossen Dereser die Katheder in Bonn einnahmen, ihre Karten verdeckter aus, aber die Principien waren und blieben dieselben. Der Canonist Philipp Hedderich, gegen den bereits im Jahre 1777 Rom feierlich protestirt und von dessen Entfernung es die vom Kurfürsten nachgesuchte Bestätigung der neuen Universität abhängig gemacht hatte, war nichtsdestoweniger noch immer in Amt und Würde und übte den größten Einfluß auf die Ernennung seiner Collegen, und bei seiner Gesinnung stand nicht zu erwarten, daß treukatholische Männer auf die erledigten Lehrstühle kamen. An Deresers Stelle trat der etwas gemäßigtere Rationalist Obenkirchen; die Philosophie docirte der Kantianer Neeb[1]; Schneider wurde durch den freisinnigen Theobald Knöll ersetzt.

Den Studenten, welche damals in Bonn waren, wurde die Cölner Universität als eine Feindin des Lichtes und als Hegerin

---

[1] Neeb bekehrte sich später, im Jahre 1825 (vgl. Görres, Freundesbriefe, herausgeg. von Franz Binder, 2 Bde. München 1874, II. S. 203 Anmerk.) und wurde sogar Mitarbeiter am „Katholik". Brentano war sehr genau mit ihm bekannt. Unter den wenigen Vorlesungen, die er in Bonn hörte, scheint er hauptsächlich dem Curse Neebs gefolgt zu sein; aber auch Knölls Collegien wurden von ihm besucht.

des Aberglaubens geschildert; Pamphlete gegen den Papst beförderten die religiöse Erziehung; das schlechte Beispiel und der offene Spott über die heiligsten Geheimnisse vollendeten dieselbe. Auf diese Weise mußte vorangegangen werden, um sich des Weihrauches, den die norddeutschen Illuminaten fortwährend spendeten, würdig zu zeigen.

Als dem Kurfürsten über die schlechte Strömung, welche an seinem neuen Lieblingsmusensitze herrschte, allmählich die Augen aufgingen, ließ er den Muth zu einer Reaktion sinken, und vom Jahre 1791 an scheint zu einer eigentlichen Verbesserung der Universität nichts geschehen zu sein. Es ist ein betrübendes Zeugniß, daß der Studienrector Daniels, wie uns Knöll, der Professor der schönen Künste, erzählt, das Collegium folgendermaßen apostrophiren mußte: „Meine Herren, es ist eine wahre Schande, daß die öffentlichen Lehrer der Universität nicht im Stande sind, einen fehlerfreien deutschen Aufsatz zu liefern; es ist durchaus nöthig, daß Sie die Regeln der deutschen Sprache lernen.“ Die classischen Studien aber waren unter dem verpestenden Einfluß der josephinischen Aufklärung auf ein Minimum herabgesunken. Es wurde auf der kurfürstlichen Universität, wie Meuser sagt, in den alten Sprachen nichts geleistet, das Erwähnung verdiente. „Nur einigemal findet sich eine auf Verlangen zu haltende Vorlesung über irgend einen griechischen Classiker angekündigt.“

Ganz abgesehen von der unzureichenden Vorbildung des jungen Akademikers, konnte unter den obwaltenden Umständen die Bonner Universität weder die religiöse noch die wissenschaftliche Ausbildung Brentano's fördern. Den einzigen wirklich gründlichen und dauerhaften Nutzen zog er aus den Privatstunden seines Hauslehrers, denen er mit einem gewissen, ihm ungewöhnlichen Ernst gefolgt zu sein scheint. Wenigstens sammelte er sich hier eine hinreichende Kenntniß der lateinischen Sprache, um die in derselben abgefaßten Bücher ebenso leicht

wie deutsche verstehen zu können; blieben ja auch mehrere lateinische Werke, z. B. die Commentare des Cornelius a Lapide, im späteren Leben seine angenehmste Lectüre.

Für den damaligen Revolutionsschwindel in der Studentenwelt mag das Frankfurter Bürgerkind wohl weniger geschwärmt haben. Bei der Eroberung seiner Vaterstadt (1792) hatte er bereits genug gesehen, um für die goldenen Träume und rosigen Erwartungen, welche seine Mitstudenten von dem herannahenden Heer der pariser Freiheitshelden hegten, keine zu große Begeisterung aufkommen zu lassen. Uebrigens lagen seinem durchaus kindlichen, etwas furchtsamen Charakter alle politischen Manifestationen sein ganzes Leben lang mehr ferne, und besonders von dem französischen Freiheitsrausch sprach er immer ungemein kühl und zurückhaltend. Für ihn beschränkte sich die Freiheit auf dichterische Muße und ungestörte Herrschaftsrechte in dem Reich seiner Träume. War ihm sein dichterisches Vaduz gesichert, was kümmerte ihn dann die ganze übrige Welt?

Die Nachrichten, welche sich an diesen Bonner Aufenthalt knüpfen, sind übrigens sehr spärlich und melden nur, daß Clemens auch hier wie überall die Erinnerung an manchen tollen Jugendstreich hinterließ. Er wohnte bei dem Archivrath Nettekoven, der mit der Familie Brentano schon früher in freundschaftlicher Beziehung stand und sich des Knaben mit väterlicher Liebe angenommen hatte. In demselben Hause wohnten noch zwei Studienfreunde Brentano's von Koblenz her, die aber unter dem beständigen Muthwillen und den witzigen Einfällen des Kameraden viel zu leiden hatten.

Selbst die Frau des Hauses, welche für alle ihre Hausgenossen die zärtlichste Besorgniß hegte und daher von Brentano stets hoch verehrt wurde, blieb nicht immer von seinen Neckereien verschont. Als sie eines Abends mit dem Lichte in der Hand den dunkeln Gang des oberen Geschosses durchschritt, erblickte sie in einer Nische eine Menschengestalt und glaubte bei näherer

Betrachtung Brentano's Züge zu erkennen. Die Gestalt blieb aber steif und unbeweglich, mit stieren Augen und gab selbst dann kein Lebenszeichen, als Frau Rettekoven an der Bildsäule rüttelte und schüttelte. Entsetzt ließ sie, das Aergste vermuthend, ihr Licht fallen, und während ihr Schreckensruf das ganze Haus in Aufruhr brachte, verschwand in der Dunkelheit der steinerne Gast.

Aehnliche Auftritte mögen wohl den Hausherrn bewogen haben, beim Vater in Frankfurt um Erlangung väterlicher Gerechtsame einzukommen, und als sie einmal zugestanden waren, bei dem tollen Wildfang einen öfteren Gebrauch davon zu machen. Das war für den Knaben etwas so Außerordentliches, daß er es nie wieder vergessen konnte. Als er nach vielen Jahren (1827) wieder einmal nach Bonn kam und längere Zeit dort verweilte, schrieb er an eine Bekannte: „Ich wohne in demselben Hause und in demselben Zimmer, wo ich einstmals meine ersten Prügel empfing.“[1] Derselben Freundin erzählte Clemens oft, wie es in Bonn seine hauptsächlichste Liebhaberei gewesen sei, immer neue Kappenmuster zu erfinden und neue Pfeifenköpfe anzuschaffen, bis schließlich sein ganzes Zimmer voll Pfeifen und Kappen gehangen habe.

Inmitten dieser eigenthümlichen Jugendspiele schlug plötzlich eine unerwartet trübe Stunde doppelter Trennung. Die herannahende Kriegsfurie und ein trauriges Ereigniß im Frankfurter Kaufhause bewogen den Vater, seinen Sohn von Bonn zurückzurufen.

Zu Anfang Oktober 1794 mußte der Kurfürst aus Bonn entfliehen, nachdem er vorher seine neue Universität, dieses Werk von kurzer Dauer, geschlossen hatte. Mit thränenden Augen und mit segnender Hand soll er die Stadt verlassen haben. Als ihn die Professoren bei seinem Abschied frugen, wie sie nun

---

[1] Aus einem ungedruckten Briefe an Frl. Louise Hensel (ohne Datum).

künftighin ohne Gehalt inmitten der bevorstehenden feindlichen Besetzung leben sollten, antwortete ihnen der Fürst mit bitterer Ironie: „Personen Ihrer Denkungsart haben von den Franzosen, den Feinden Ihres Fürsten und Vaterlandes, den Stürmern der Throne und Altäre, nichts Unangenehmes zu befürchten.“ Dem Kurfürsten Maximilian waren leider zu spät die Augen aufgegangen über die böse Saat, deren Gedeihen er so eifrig begünstigt hatte. Als die Noth ihn eines Besseren belehrte, war an eine Abhülfe nicht mehr zu denken. Kaum hatte er Bonn verlassen, da zogen am 8. Oktober 1794 französische Truppen mit klingendem Spiele in die Rheinstadt ein.

Brentano sah diesen Einzug nicht mehr. In Aussicht der Dinge, die da kommen sollten, hatte er auf den Wunsch seines Vaters schon zu Anfang September die Universität und Bonn verlassen und war nach Frankfurt zurückgekehrt. Es war für den Knaben eine traurige Heimfahrt und eine noch traurigere Einkehr in das mutterleere Vaterhaus. Jene, die wie ein guter Engel noch am meisten auf den Charakter des Kindes eingewirkt hatte, die Mutter, fand er nicht mehr unter den Lebenden.

Maximiliane war bereits am 19. November des Jahres 1793 gestorben und am 21. in der Karmeliterkirche beigesetzt worden. Bettina, Brentano's liebste Schwester, ruft unserem Dichter noch zehn Jahre später diesen Trauertag der Familie in's Gedächtniß, und beschreibt in ihrer Weise den Eindruck, den dieser Todesfall auf den Vater und auf sie gemacht hatte. „Der Vater hatte das Kind (Bettina) sehr lieb, vielleicht lieber als die andern Geschwister; seinem Schmeicheln konnte er nicht widerstehen. Wollte die Mutter etwas vom Vater verlangen, da schickte sie das Kind, und es sollte bitten, daß der Vater Ja sage, dann hat er es nie abgeschlagen .... Einmal starb eine vornehme, fremde Frau, die in der Stadt krank gelegen an unheilbarem Uebel. Sie hatte das Kind oft kommen lassen an ihr Bett und ihm viel Spielsachen gegeben. Ein langgedehnter

Grabgesang hallte durch die Straßen, schwarze Männer trugen den Sarg. ‚Da wird die vornehme Frau begraben,‘ hieß es, und man erzählte viel von ihrem schmerzlichen Tod. — Was ist das: Todt! Begraben! Nicht mehr da! — Das Kind kann's nicht begreifen, daß man nicht mehr da sein könne. Und heute kann es nicht glauben an's Nichtmehrsein .... Hätte das Kind doch wieder vergessen können, was das heißt, von der Erde scheiden. Der nächste Frühling, vom Tod an der Hand geführt, kommt und geleitet ihm die schönste Mutter in's Grab. Da ist Zerstörung im Haus, die Freunde! — und viele dankbare Thränen fließen. Der Vater kann's nicht ertragen; wohin er sich wendet, muß er die Hände ringen, Alles scheuet seinen Schmerz. Die Geschwister fliehen vor ihm, wo er eintritt; das Kind bleibt, es hält ihn bei der Hand fest und er läßt sich von ihm führen. Im dunklen Zimmer, von den Straßenlaternen ein wenig erhellt, wo er laut jammert vor dem Bilde der Mutter, da hängt das Kind sich an seinen Hals und hält ihm die Hände vor den Mund, er soll nicht so laut, so jammervoll klagen. — Gesegnetes Haupt, das an seiner Brust lag und von seinen Thränen überströmt ihm Linderung gab! ‚Werde doch auch so gut, wie Deine Mutter,‘ sagte in gebrochenem Deutsch der italienische Vater.

„Ach, lieber Clemens, heute kann ich nicht mehr von der Kindheitsgeschichte schreiben, und es ist ja auch gar nichts, was ich da aufgeschrieben hab', und doch bin ich erschüttert und muß um die Todten weinen.“ [1]

Um dieselbe Zeit, als die siebzehnjährige Bettina diese Zeilen an den Bruder schrieb, verfaßte dieser die „Chronik eines fahrenden Schülers“ (1803), in welcher auch er der Mutter ein herrliches Denkmal seiner kindlichen Liebe setzte. Wie ein Schutzengel schwebte die Verstorbene um seine Seele, sie war so

[1] Frühlingskranz S. 125 ff.

schön, so lieb, so gut, wie keine andere Frau auf dieser Erde. „O meine Mutter," ruft er aus, „wer war sanfter und schöner und feiner und edler, als Du, wer war würdiger, zwischen Blumen zu wandeln, als Du, die wohl der Blumen Schwester und Gespielin sein konnte! Standen die Thränlein nicht auf Deinen Wangen, wie die Thautröpflein auf diesen Rosen; gingst Du nicht durch den Wald, wie ein Lüftlein durch die Blüthen, und waren Deine Augen nicht getreu und süß schauend, wie die blauen Veilchen, Deine Lippen nicht wie die rosinfarbenen Nelken, und flog Dein gelbes Haar nicht wie der Sonnenschein? Aber Du mußtest gehen, wie Hagar, mit Deinem Ismael durch die Dornen in der Wüste. Ach, warum ward Dir nicht so ein Garten und so ein Haus und warum wohnest Du zwischen fünf Brettern und zwei Brettlein, und bist Deines Lebens nicht froh geworden noch Deines Todes .... Mir aber ist nichts geblieben, als Deine Zucht, und ich kann Dein nicht gedenken in Freuden, denn mir gehöret nichts als die Armuth, und ich habe keinen Seckel, aus dem ich Dir das schönste Grab könnte erbauen lassen von Marmelstein und Gold." [1]

Diese aufrichtigen Gefühle, diese edlen Regungen im Herzen des Dichters lassen uns vermuthen, wie gerade er sich bei seinem weichen Charakter unter der mütterlichen Zucht hätte entwickeln können. Leider war es ihm nicht gegeben, derselben lange theilhaft zu sein, und als sie ihm für kurze Frist angedieh, war sein Herz bereits zum Theil verkümmert und verdorben durch den giftigen Mehlthau der Koblenzer Erziehung.

Das Haus in Frankfurt war nach dem Tode der Mutter recht öde für den Jüngling, doppelt traurig, weil er nun wieder die Studien unterbrechen sollte, um einen neuen Anlauf als Kaufmannslehrling zu nehmen. Der strenge Vater wollte es so, und die Mutter war nicht mehr da, um die Partei ihres Sohnes zu ergreifen.

---

[1] Auswahl II. S. 7 ff.

Dieser sah sich also wieder gezwungen, das dumpfe Comptoir zu beziehen und über den trockenen Büchern zu brüten. Einige Wochen lang ging es ziemlich ordentlich. Die Trauer des Hauses hatte auch dem jungen Dichter einen ungewöhnlichen Ernst eingeflößt, allmählich aber begannen wieder die muthwilligen Streiche. Der Vater ließ sich nur selten in dem Zimmer des Sohnes sehen, und so blieb dieser meistens sich selbst überlassen und konnte unbehindert seinen Einfällen folgen. Da er aber einmal krank war und das Bett hüten mußte, besuchte ihn der Vater und war nicht wenig erstaunt, zu sehen, wie die ganze Kammer ohne sein Wissen einen neuen Anstrich gewonnen hatte. Wohin er blickte, an Wand, Decke, Tisch und Stuhl, überall blieb ihm die Frage: „blau? blau?" im Munde stecken. Alles war blau, Alles hatte der malerische Sinn des Sohnes mit Indigo aus dem Gewölbe angestrichen. „Aber Clementele!" rief der Vater; er sagte kein Wort mehr. An des Knaben Bekehrung im väterlichen Hause verzweifelnd, faßte er den Entschluß, ihm nicht etwa eine seiner Geistesrichtung angemessenere Bildung zu geben, sondern den Ungerathenen auswärts auf eine Handelsschule nach Schnepfenthal zu senden. Diese Anstalt stand unter der Leitung des als Pädagogen bekannten Directors Salzmann. Obgleich Protestant und in seiner Erziehungsmethode ein Anhänger Basedow's, legte Salzmann doch die Religion seinen Bestrebungen zu Grunde und war sogar unbefangen genug, einen katholischen Geistlichen zur Ertheilung der Religionslehre für die Schüler dieser Confession anzustellen. Die Familien schenkten daher seinem Institute ein großes Zutrauen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Brentano's Verweilen in dieser protestantischen Anstalt unter solchen Umständen nützlicher und segensreicher für ihn war, als der Aufenthalt in Bonn. Uebrigens sind uns keine näheren Einzelheiten über die Zeit, welche er in Schnepfenthal zubrachte, aufbewahrt worden.

Nach Verlauf eines Jahres dachte der Vater, sein Clemens sei jetzt theoretisch genugsam ausgebildet und müsse endlich auch mit Entschiedenheit zur praktischen Erlernung des Handelswesens übergehen. Und da die Erfahrung ihm sattsam gezeigt, daß dieses im eigenen Geschäfte auf die größten Schwierigkeiten stieß, hatte er in einem befreundeten Kaufhause in Langensalza eine Stelle ausfindig gemacht.

Clemens verweilte gerade in den Herbstferien (1795) zu Hause, als ihm dieser Entschluß angekündigt wurde. Der älteste Bruder Franz, obgleich gar nicht mit dieser Bestimmung einverstanden, überbrachte ihm die traurige Nachricht. Zugleich gab er ihm den wohlgemeinten Rath, da er nun in die Welt trete, sich mit einer reputirlichen Garderobe zu versehen. Das ließ Clemens sich nicht zweimal sagen; sofort bestellte er sich bei dem Theaterschneider einen papageigrünen Rock, eine Scharlachweste und pfirsichblüthfarbene Beinkleider. Ausgerüstet mit diesem Putz, den er schwerlich vorher seinem ernsten Vater zeigte, trat er die Reise nach dem neuen Bestimmungsorte an, und zog siegessicher in die Oel- und Branntweinhandlung des Herrn Polex[1] in Langensalza ein.

Ein seltsamerer Handelslehrling hat wohl noch nie hinter einem Ladentische gestanden; der junge, stämmige Frankfurter mit den frischen Wangen, dem sprühenden Auge, der blendenden Stirn, „auf der das Genie nicht zu verschleiern war", wurde bald ein Urbild der Stutzer und ein Gegenstand der Bewunderung in dem stillen Landstädtchen. Keiner hatte so witzige Einfälle, konnte unterhaltendere Geschichten und Märchen erzählen, keiner die Leute komischer nachmachen, keiner war flinker in Reimen, Wortspielen und überraschenden Wendungen. Brentano war sich dessen wohl bewußt und ließ seine Eigenschaften in dem

[1] „Polex" scheint ein Spottname zu sein; nach andern genauen Mittheilungen hieß der Handelsherr „Kunstmann".

„blauen Hause“, welches eine Art von Casino für Kaufleute und Civilisten war, wirksam hervortreten. Bald richtete er auch ein Concert ein, wobei, wie er sich ausdrückt, „die sämmtliche Damenschaft und Jungfräulichkeit von Langensalza in langen Taillen wie Lindwürmer im Garten herumkrochen“. Sonntags ging's nach Böhmen, einem nahegelegenen Vergnügungsorte, „wo man sich ungenirt auf das Gras setzte und Bier aus hölzernen Stützen trank, das dick mit Citrone und Zucker gemischt war“. Um die Schilderung der Stadtphilister zu vervollständigen, fügt Brentano bei: „Alles tabackt und steckt die Pfeife an Lunten an.“ [1] Er blieb übrigens in seiner Beobachtung nicht bei dem rein Aeußerlichen stehen. „Es ist entsetzlich,“ berichtet er in einem andern Briefe, „wie wenig Religion hier unter Jung und Alt herrscht, und welcher rasende Jakobinismus das ganze Volk, reich und arm, durchfrißt. Es ist unbeschreiblich, wenn ich Dir sage, daß hier die Demokraten mit den Mainzer Clubbisten gar nicht in Parallele stehen und daß ich noch nicht einen einzigen Menschen fand (ich kenne doch schon ziemlich Alles, was man gesitteten Menschen zuzählen kann), der nur vernünftig von der Sache gesprochen hätte; lauter Sansculottes, Schreier und Tober. Was das Frauenzimmer angeht, so kann man fast die Grenze der Sittsamkeit nicht so ausdehnen, daß man ihre Aufführung noch leidlich nennen könnte. Man kann sich nicht vor der Thüre sehen lassen, ohne von allen Mädchen zuerst begrüßt und bekußhandet zu werden.“ [2] Dieß Urtheil legt ein ehrendes Zeugniß für Brentano's Charakter ab.

Auch Herr Polex liebte den jungen Lehrling. „Er ist,“ schreibt Brentano, „mein bester Freund und in jedem Betracht ein liebenswürdiger, unendlich schätzbarer Mann. Was sie betrifft, so bin ich auch recht wohl zufrieden, wenn sie nur das

---

[1] Ges. Briefe: Brief an den Bruder Franz I. S. 104.

[2] Ebendas.: an dens., dat. 21. Juni 1796, I. S. 102 ff.

Sprüchwort: Die neuen Besen kehren gut — nicht so oft exercirt hätte.“ [1] Um so heftiger klagt aber Brentano darüber, daß er kein eigenes Zimmer habe, über die Kost und das elende, zähe Kuhfleisch. Frau Polex brachte es immer mit den Worten auf den Tisch: „nur ein Gericht gewürzt mit freundlichem Gesicht“, machte dabei aber in der That „das fürchterlichste Gesicht“ und setzte jedem Comptoirgehülfen eine hohe Schüssel voll von saurem Kohl und a tem Kuhfleisch vor. Indeß ging's im Anfang doch noch mäßig gut, die Achtung des Principals entschädigte den Jüngling für die Entbehrungen, zudem suchte er nach Kräften seine Kenntnisse zu vervollständigen. Er ließ sich eine ganze Kiste mit nützlichen Büchern von Frankfurt herübersenden, um in den freien Stunden eine belehrende Unterhaltung zu haben. Aber bald erwachte der alte Muthwille. Es fehlte nicht an Geschäftsbriefen in Versen, durch die er mit den Branntweinbrennern der goldenen Au verkehrte, dazu kamen beißende Witze, die manchen Kunden abwendig machten und im höchsten Grade das Mißfallen des Herrn Polex erregten. Als sich aber Brentano gar über die Schwächen seiner Principalin lustig machte, deren Schnupftabaksdose und lange Nase persiflirte und selbst merken ließ, daß Herr Polex unter dem Pantoffel der lieben Ehehälfte stand, da riß dem Handelsherrn die Geduld. Verse, in welchen Clemens die Frau Polex mit einer Krähe verglich, die hochbeinig durch ein Stoppelfeld spaziert, sollen schließlich die Veranlassung gewesen sein, daß er schon nach einem halben Jahre seinem Vater nach Frankfurt zurückgesandt wurde.

In Frankfurt war man über die unerwartete Rückkehr nicht sehr erfreut; dennoch wurde es noch immer nicht klar, daß Clemens' nicht zum Kaufmann geboren sei. Er mußte wieder im Comptoir arbeiten, that es aber mit steigendem Widerwillen. Endlich führte ein Hauptverbrechen komischer Art die Katastrophe

[1] Ges. Briefe: Brief an den Bruder Franz I. S. 104.

herbei, welche über das zukünftige Loos des Dichters entschied. Auf einer Sendung von London nach Frankfurt war unter hundert Zuckerfässern ein Faß verloren gegangen. Der alte Brentano wollte das Faß von dem Conto abziehen, das Londoner Haus aber bestand auf voller Bezahlung, da die Sendung auf die Gefahr des Abnehmers gegangen und richtig verpackt worden sei. Brief um Brief ward gewechselt und der Ton immer bitterer, die Ausdrücke schneidender; Clemens hatte das erquickliche Geschäft, diese langwierige, leidenschaftliche Correspondenz zu copiren. Was war ihm an einem Zuckerfasse gelegen, konnte er sich ja doch in seiner Märchenwelt alle Schätze und Herrlichkeiten der Erde in einem Augenblicke hervorzaubern. Tausendmal verwünschte er das entschwundene Zuckerfaß, und als er einmal wieder einen heftigen Brief in dieser Angelegenheit abzuschreiben hatte, trat der Versucher in der Gestalt der Satire an ihn heran; es kribbelte ihm in allen Gliedern, seine Hand zuckte und er malte zur Seite der Unterschrift einen mächtigen Hut, unter welchem zwei Gesichter einander mit gegenseitigem Ingrimme angrinsten. Dabei standen die Worte:

Zwei Narren unter einem Hut,
Der dritte sie beschauen thut.

Der Brief ging ab, ohne daß der Vater etwas von dieser Arabeske wußte; aber wie erstaunte er, als die Antwort anlangte und er den Rand des ernsten Handelschreibens mit einem breiten Strome verziert sah, der, die westliche Seite einer Festung bespülend, die beleidigende Unterschrift zeigte:

Das ist die Festung Wesel.
Wer sie schaut, ist ein Esel [1].

Herr Peter Anton erzürnte heftig, als er den Urheber dieses Frevels entdeckte und Clemens ihm erklärte, unmöglich länger

[1] Vgl. Rheinischer Antiquar I. 110.

in einem Stande leben zu können, für den er nun einmal nicht geschaffen sei. Der älteste Bruder Franz ergriff mit Entschiedenheit die Partei des unnützen Kaufmannslehrlings. Er wurde darin von der alten Hausfreundin, Frau Rath Göthe, unterstützt, und nach ernster Berathung gestattete der Vater trotz seines Widerstrebens, daß Clemens in einer Anstalt der Nachbarschaft noch für einige Zeit seine Schulstudien nachholen und dann die Universität wieder besuchen solle.

Diese letzten Vorfälle ereigneten sich gegen Ende des Jahres 1796. Im Anfange des folgenden Jahres, den 9. März 1797, starb der Vater im Alter von 63 Jahren. Die Natur dieses ausgezeichneten Ehrenmannes war leider unserem Clemens zu fremd, als daß irgend ein wohlthätiger Einfluß hätte ausgeübt werden können. Jedes Zusammentreffen zwischen Vater und Sohn war mit Tadel und Zurechtweisung des Letztern verknüpft. Darum war auch die Erinnerung an den Vater für Clemens keine freundliche, und es ist ein bedauernswürdiger Fehler, daß der Dichter in seinem früheren Leben oftmals die kleinen Schwächen des Verstorbenen zu erzählen und mit Uebertreibung auszumalen liebte. Um so wohlthuender berührt es uns, daß er in einem Briefe vom 26. Januar 1841 eine tiefe Reue über den dem Vater bereiteten Kummer und einen innigen Dank für dessen wohlmeinende Sorgfalt ausspricht[1].

Kurz nach diesem Todesfalle, im Herbste 1797, bezog Brentano die Universität Jena. Die bunten Experimente seiner Jugend hatten somit ihr Ende erreicht, aber nur um selbstgeschaffenen Wandlungen Raum zu bieten.

Bevor wir den Dichter weiter durch das Leben begleiten, müssen wir einen Rückblick auf seine Jugend werfen, denn aus ihr werden sich viele der scheinbaren Widersprüche seines späteren Lebens erklären.

---

[1] Ges. Werke VIII. S. 9. — IX. S. 400.

Fern von den Eltern in einem fremden, glaubenslosen Hause zur Vernunft erwachend, vom kaum begonnenen Studium gegen seinen Willen an den Ladentisch gebannt, von dort als unerfahrener Knabe mit kümmerlicher Vorbildung an eine verwilderte, dem Untergang nahe Universität geschickt, dann vor Jahresfrist wieder in's Waarenlager berufen, in Aerger und Mißmuth jede Gelegenheit benutzend, dem Vater seine Gegenwart zu verleiden, in der That auch wieder bald aus dem Hause in einen protestantischen Kreis oder ein sittenfreies Landstädtchen hinausgestoßen und ganz sich selbst überlassen, noch einmal im Vaterhause zur widerstrebendsten Arbeit verurtheilt — armer Knabe, wo sollte er denn jene einheitliche, grundlegende und nachhaltige Erziehung erhalten haben, auf die ein Leben wie das seinige sich hätte aufbauen können!

Man mag freilich im Einzelnen über die tollen Jugendstreiche des Dichters oder über seine frühen Irrfahrten lächeln, aber sie haben doch auch wieder, nach der Bemerkung G. Görres', „eine sehr ernste und traurige Seite. Eine so gänzliche Verkennung des Seelenlebens im Knaben, so verkehrte Versuche in dem keimenden Alter, wo die Körner ausgesäet werden, wo der Mensch für seine künftige Ausbildung eine sichere und feste Grundlage positiver Kenntnisse legen soll, wo er seine Schule machen soll und lernen, eine gegebene Aufgabe mit Liebe und Beständigkeit regelrecht durchzuführen — diese unwiederbringliche Zeit ging für ihn nutzlos verloren. Die Folgen davon, die sein überwiegendes Genie kaum auszugleichen vermochte, hat er in einer gewissen Unsicherheit sein Lebenlang bitter empfunden.“ [1]

Richten wir also nicht zu streng über einen Mann, der nicht ganz freiwillig die Schuld seiner späteren Verirrungen trug, und nur der, welcher nach einer ähnlichen verwahrlosten Kinder-

[1] Hist.-polit. Blätter XIV. S. 95.

zeit sich sofort zum fertigen Charakter entwickelt hat, werfe den ersten Stein auf den Dichter. Jeder Andere aber danke Gott und seinen Eltern, deren umsichtige Fürsorge ihm so manchen Fehltritt und manchen schweren Kummer erspart hat.

Wenn sich um die von Natur offene, hingebende Seele des Knaben allmählich das Mißtrauen wie eine bittere, rauhe Schale legte, wenn er gegen Andere schroff und verletzend wurde, so kam dieß einfach daher, weil von erster Kindheit an sein Gemüth verbittert wurde. Er fand ja fast Niemanden, der ihn verstanden oder sich seiner in vernünftiger Weise angenommen, ihn liebevoll auf seine Fehler aufmerksam gemacht und durch gute Rathschläge gebessert hätte.

Wenn später Jemand seiner Schroffheit mit Liebe entgegenkam oder seine scheinbare Grobheit ruhig ertrug, zerschmolz die äußere Eiskruste seines Charakters. Er kannte übrigens diesen Fehler gar wohl und pflegte auch das höchste Lob, welches er Jemanden ertheilte, in die Worte zu fassen: „D e r verträgt mich."

Neben diesem Mißtrauen fühlte Brentano schon in der Jugend eine gewisse Furchtsamkeit und Verlegenheit, die er nach Kräften durch Sarkasmus, Witz und schneidende Ironie dem oberflächlichen Blick der Welt zu verdecken suchte. Die wunderlichen Verhältnisse, in denen er seine Jugend verlebte, hatten ihn darauf angewiesen, die Menschen scharf zu beobachten, bevor er sich ihnen hingab. So bildete sich in hohem Grade das Talent aus, die Persönlichkeiten durch wenige Züge bestimmt zu charakterisiren, und seiner Zunge und Phantasie einen Zügel anzulegen hatte er nicht gelernt. Nie war ihm die strenge, aber zugleich heilende Zuchtruthe eines verstehenden Vaters zu Theil geworden, die seinen unbändigen, gewaltigen Geist, seine überreiche Phantasie und seinen sprudelnden Witz ruhiger Selbstbeherrschung zur Erreichung des höchsten Zieles unterworfen hätte. So mußte es denn geschehen, daß er durch seine schnei-

digen Reden, seine ironischen Bemerkungen und oft harten Antworten bitter kränkte. Mochte er dann auch gewöhnlich gleich um Verzeihung anhalten, so war doch einmal der Stachel in das Herz des Andern gedrungen und ließ sich nicht so leicht wieder herausziehen. Diese bösen Eigenschaften machten auch, daß er bis zum Tode nur von Wenigen richtig erkannt und beurtheilt wurde. „Ich büße für Fehler, die ich nicht begangen habe," klagte er manchmal und hatte vielfach Recht. Dieß Bewußtsein drückte bereits den Jüngling und noch mehr den gereiften Mann schmerzlich nieder: „Du weißt ja," bittet er seine Schwester Bettina im Jahre 1803, „wie andere Leute von mir sprechen, wie auch die, welche für die besten und edelsten gelten, nur Böses von mir zu sagen wußten oder ahnten — und doch hast Du das nie an mir gefunden. Nicht wahr, liebstes Kind, das hast Du nie?" [1]

Ebenso nachtheilig wie auf den Charakter mußte die empfangene regellose Erziehung auf Brentano's wissenschaftliche Ausbildung wirken. Sein reiches Wissen entbehrte der schulgerechten systematischen Ordnung. Ein Hauptvortheil gründlich durchgemachter Studien liegt in der errungenen Methode, eine Sache mit ruhigem und entschiedenem Ernste, koste sie auch Mühe und Arbeit, durchzuführen und zu vollenden. Davon wußte Brentano nichts. Daher das Fragmentarische in den meisten seiner Werke und der gerechte Tadel Göthe's, daß ihm Schule, Disciplin, Harmonie, gleichmäßige Durchbildung und in sich gerundete Vollendung vielfach mangle. Auch diese Nachtheile empfand Clemens selbst am tiefsten und gestand gerne ein, daß er nichts wisse. Er mahnte daher nicht selten seine Freunde zu ausdauerndem Fleiße. So schreibt er schon im Jahre 1802 an seine Schwester Bettina: „Verzeihe mir, wenn ich Dinge Dir mitzutheilen wage, die viel reiner in Deiner

[1] Frühlingskranz S. 470.

Seele wohnen, die ich eigentlich in Dir selber wahrnehme, um sie Dir auszusprechen. Die Hoffnung auf eine köstliche Ernte macht mich so ungeduldig, ich sehe Alles sprießen und zur Blüthe sich drängen in Dir und kann es kaum erwarten, daß es der Wahrheit und Schönheit zu Gunsten reife. Noch einmal führe ich Dich auf Deine Studien zurück. Die Zeit, die Du nicht arbeitest, liebe Bettina, mußt Du ja doch verlieren... Du mußt daher in Deinem Innern Dir einen Schatz sammeln, worin Du Deiner Welt reines Sonnengold einschmelzest, damit die lebendige Sonne in Dir selber aufgehe. Ich wollte, mir wäre so in meiner Jugend geworden! Doch keine Klagen! Nein, so ist mir's nicht geworden. Gott hat mich Vieles nur im Bedürfniß kennen gelehrt, damit ich es von Dir fordern könne." [1]

Später faßte Clemens seine Jugendgeschichte, sein träumerisches Treiben, die Meinung der Leute über ihn, die ernsten Ermahnungen seines biederen Vaters und die Hauptgefahr seines Lebens kurz und dichterisch verklärt zusammen in der „Erzählung von dem schönen Bettler" [2]. Diese Stelle ist um so merkwürdiger, als sie uns eine Apologie des Vaters bietet, der sonst nur kalt und oberflächlich in den Schriften erwähnt wird. Hier tritt er uns als ein verständiger Mann entgegen, der seinen Sohn durchschaut hatte und mit einem einzigen Worte seinen Charakter beschreibt. „Sirene!" Dieser letzte Mahnruf des Sterbenden ist dem Dichter geblieben, wenn er ihn leider auch nicht immer beachtete. Die Erzählung, deren zahlreiche Anspielungen leicht zu verstehen sind, ist einem Schiffer in den Mund gelegt, der sie folgendermaßen wiedergibt:

„Und nun will ich von dem schönen Bettler sagen. Drüben

---

[1] Frühlingskranz S. 114.

[2] Aus dem ungedruckten Fragment der Chronika eines fahrenden Schülers.

am Ufer lebte einst ein armer Schiffer; er war sehr arm, doch arbeitsam, und lebte vergnügt, hatte nur einen Kummer, und das war sein Sohn. Dieser war ein wunderschöner Jüngling, auch fromm und tugendsam, aber er wollte nie mit seinem Vater fischen, er warf ihm sogar die gefangenen Fische oft wieder in's Wasser, und wenn ihn der Vater darum strafte, so sagte er: Das will ich gerne leiden, wenn nur die armen Fische wieder glücklich sind. So bezeigte er ein seltsames Mitleid gegen alle Thiere und wollte überhaupt kein Gewerbe ergreifen, er hütete die Schafe auf den Hügeln, am liebsten aber die Gänse am Meer, denn wenn er ein Schaf dem Fleischer abliefern sollte, so weinte er wie ein Kind, und einmal, da er wußte, morgen würden viele seiner wollichten Freunde zum Tode geführt werden, führte er während der Nacht die ganze Heerde auf ein einsames Gebirge, um sie zu retten, so daß man ihn dieses Amtes entsetzen mußte.

„Der Vater hielt ihm seine Thorheit mit harten Worten vor und bat ihn, die Schwäne, Gänse und Enten am Meeresstrande mit mehr Menschenverstand zu hüten, und mit Vergnügen übernahm er sein neues Amt, denn er liebte sehr, im Meere herum zu schwimmen, und das that er nun mit seinen Freunden um die Wette. Aber da sein Vater nun sah, daß er immer im Wasser lag, bat er ihn herzlich, nie darin zu schwimmen, ohne Gott vorher anzurufen, denn, sagte er, ich bin einst in großes Unglück dadurch gerathen.

„Der Jüngling war so schön, daß man ihn nicht ohne große Liebe ansehen konnte, und wer ihn sah, der dankte Gott für seinen Anblick, und bedauerte nur, daß er sich zu keinem Geschäfte schicken wollte. Er aber bekümmerte sich um nichts, war stolz und nahm kein Geschenk an; auch war er eigentlich nicht faul, denn er war in beständiger Arbeit mit seinen Gedanken, nur that er nichts von dem, was man so unter den Leuten arbeiten nennt. Er flocht sich ein künstliches Schilfhaus, schnitt

sich Flöten und blies so auf die lieblichste Art; oft lag er ganze Nächte unter freiem Himmel und sah die Sterne an, deren stiller Glanz und Wandel ihn erfreute. Auch erfand er reizende Lieder und sang sie mit entzückender Stimme. Kräuter, Steine und Muscheln betrachtete er mit großer Aufmerksamkeit und machte sich wundersame Gedanken darüber und legte sie oft in geordnete Bilder, wie er die Sterne am Himmel sah.

„So war er bereits 18 Jahre alt geworden und konnte noch nicht lesen und schreiben, aber seine Religion hatte er sehr gut im Gedächtniß und im Herzen, denn wenn er am Meere saß vor Tagesanbruch, kam ein alter Einsiedler von der Insel zu der Kapelle gefahren; mit dem hatte er Freundschaft geschlossen und dieser unterrichtete ihn mündlich in Allem, wenn sie in der Kapelle gebetet hatten.

„Sein Vater aber war gar alt und fühlte sein Stündlein nahen. Da rief er seinen Sohn an sein Lager, um mit ihm nochmals vor seinem Ende herzlich zu reden.

„Ich (der Schiffer) kannte den alten Fischer wohl, ... und kam eines Morgens in seine Hütte, um Abschied zu nehmen.

„Als ich aber hereintrat, wollte der Alte gerade sterben, und der schöne Bettler kniete vor seinem Lager.

„Der Vater unterbrach seine Ermahnungen an seinen Sohn, der kein Wort redete, und nahm im wahren Sinne Abschied von mir. Dann fuhr er in seiner Rede an seinen Sohn fort und sprach ihm besonders wegen seines Müßiggangs in die Seele, und vor Allem stellte er ihm seine Schönheit vor, und die Gefahr, die er laufe, in weltlicher Liebe zu Grunde zu gehen. ‚O mein Sohn, verweile nie ohne Geschäfte zu bloßer Lust in den Wellen dieses Meeres, denn dort drüben wohnt in den Klippen eine Sirene, die weltliche Lust und Liebe, die Dich hinabziehen kann mit ihrem süßen Gesang in den Strudel der ewigen Trauer.‘

„Da begann der Sohn und sprach mit einer wunderbaren Begeisterung und mit einer rührenden Weisheit, zu meiner und des Vaters Verwunderung, denn wir hatten ihn wie alle Welt für einen thörichten Menschen gehalten. ‚Theurer Vater,' sprach er, ‚Ihr brechet das Siegel meiner Lippen, denn Ihr brechet mein Herz. O fasset die wenigen Minuten Eures Lebens, Euch mit Eurem Gotte auszusöhnen, und nehmet den einzigen Dank, den ich Euch für all' Eure Liebe geben kann, nehmet die Versicherung mit in Euer Grab, daß Euer Sohn nicht als eine Beute seiner Thorheit zurückbleibt, denn erfahret aus meinen Worten, daß ich gedacht habe und in der Seele gearbeitet, obgleich Ihr und das Volk mich nur den müßigen Thoren nanntet.' Und nun begann er auf eine so erquickliche Weise seinem sterbenden Vater von der Ewigkeit, von Gott und dessen Barmherzigkeit zu reden, daß der Alte und ich in Thränen zerflossen. Er aber war ernst und freudig wie ein Engel, und da er seinen Vater gar sehr bewegte, sprach dieser: ‚O mein Gott, wie herrlich ist Dein Todesengel!' Dann ward der Alte unruhig und schien etwas Schweres auf dem Herzen zu haben, aber die Sprache fehlte ihm; da ergriff sein Sohn ein Saitenspiel, das er sich selbst über eine Muschel gespannt hatte, und sang ein wunderbares, beruhigendes Lied, daß sein Vater ruhig sterben möchte. Dieser sah ihn nochmals sehr wehmüthig an und stammelte das Wort: ‚Sirene!' Der Sohn küßte ihn und weinte nicht. Da umarmte ich diesen Menschen und fragte ihn, ob er mich auf meine Reise in's heilige Land begleiten wolle. Er sprach aber: ‚Gestern hätte ich es gethan, doch jetzt will ich beten.'

„Als ich ihm einen Beutel mit Geld geben wollte, sprach er unmuthig: ‚Soll ich hier bei dem Tode für mein Leben sorgen?' Und als ich sagte: ‚Morgen willst Du aber leben', da sprach er stolz: ‚Ich will betteln!' und verließ mich ....

„Da sein Vater begraben wurde, gingen viele arme Leute,

seine ehemaligen Freunde und Standesgenossen, mit dem Zuge und der Sohn hielt eine Rede an seinem Grabe, die alle die alten Leute in Verwunderung setzte.

„Nachher lud er sie sämmtlich in seine Hütte ein und verschenkte das wenige Geräthe, was sein Vater zurückgelassen hatte, und bat sie, des Verstorbenen dabei zu gedenken; auch sogar die Thüren und Fenster waren vor seiner Freigebigkeit nicht sicher; und nachdem nichts Bewegliches mehr übrig war, begab er sich an das Meer und stürzte sich fröhlich hinein. Noch sahen die Beschenkten mit stummer Verwunderung ihm nach, wie er fortschwamm, als hinter ihnen die Hütte in Flammen aufging, denn er hatte Feuer in das Strohdach gelegt. Dann kehrten sie in die Stadt zurück, und erzählten, wie der müßige Thor sich ertränkt habe."

Der rasche Schwimmer aber steuerte dem Felsen zu, und „gedachte in den Wellen ernstlich der Ermahnungen seines Vaters und betete, daß er nicht in den Strudel kommen möge".

Das Gebet aber war nicht anhaltend und die Gefahr war oft eine freigewollte, und so mußte wohl oder übel der Strudel dennoch bald den tollen Schwimmer erfassen.

Zweites Buch.

Die Romantik.

1797—1808.

1. Erster Aufenthalt in Jena.

1797—1798.

Im Herbste 1797 zogen zwei lustige Studenten über den Thüringerwald hinab zum alten Jena an der Saale. Es war Clemens Brentano und J. von Bostel, sein neuer Jugendfreund. In der Musenstadt angekommen, stiegen sie vorerst in einem Gasthof ab, in welchem sich bereits eine Bande wandernder Schauspieler niedergelassen hatte. Als sich Abends alle Gäste um den Tisch versammelten, erhält plötzlich der Anführer der Truppe die Trauerbotschaft, der „Komikus" sei unwohl geworden und könne an diesem Abend nicht auftreten. Der Director, darüber in der größten Verlegenheit, sprach vor den Gästen sein heftiges Bedauern aus, daß nun das ganze, bereits angekündigte Stück nicht aufgeführt werden könne, und das Publikum ihm höchlichst zürnen werde.

Clemens Brentano hörte ruhig zu, und da er ein wahres Mitleiden mit der Verlegenheit des Mannes fühlte, so ließ er sich ein Exemplar des Lustspiels geben, blätterte es durch, und sagte nach einer Weile mit ernster Miene zum Director, er wolle die Rolle des Komikus übernehmen. Der Schauspieler hatte bereits während der früheren Unterhaltung das komische Talent des fremden Studenten erkannt und ging mit der größten Bereitwilligkeit auf seinen Vorschlag ein. Kaum trat der Stegreifschauspieler hinter der Coulisse hervor, als auch schon ein allgemeines Bravo wegen seiner höchst komischen Haltung

und seiner lächerlichen Geberden erschallte. Durch seine improvisirten Wortspiele und Witze wußte Clemens die Zuschauer so zu belustigen, daß bei seinem Abtreten von der Bühne das ganze Haus von dem wiederholten Rufe erfüllt wurde: „Komikus heraus! — da capo!“ Brentano mußte nachgeben, und das Publikum hatte noch niemals so zufriedengestellt den Saal verlassen. Man schmeichelte sich mit der Hoffnung, diesen vortrefflichen Komikus noch recht oft zu hören, aber dafür war dieser nicht nach Jena gekommen. Am anderen Tage saß Clemens Brentano unter den Schülern der ernsten Minerva und dachte nicht weiter an die Scherze des Momus [1].

Was aber Brentano eigentlich an der berühmten Universität studirte, wäre wohl schwer zu sagen. Die Collegienhefte und die Vorlesungen spielen in seinen Erinnerungen die allerunbedeutendste Rolle, es herrscht darüber ein hartnäckiges Schweigen. Und dennoch sollte der Aufenthalt in Jena und die dortige Geistesströmung das Dichten und Trachten des jungen Studenten in den Gährungsproceß der poetischen Flegeljahre bringen. Mit jener Studienzeit beginnt Brentano's dichterisches Auftreten; um dieses also recht zu würdigen, müssen wir es in die gehörige Beleuchtung der damaligen Ideenrichtung zu rücken suchen.

Das achtzehnte Jahrhundert lag in entsetzlichen Wehen, die fiebergeschüttelte Welt erwartete am Fuße der Guillotinen, auf den blutigen Schlachtfeldern, in den frechzüngigen Clubs der Jakobiner oder den Hörsälen der wortschwalligen Philosophen die Geburt des verheißenen Wunderkindes, des großen Erlösungssäculums der Freiheit und Brüderlichkeit. Mit den Donnerkeilen seiner Geschütze ebnete das französische Heer nach Ost und Süd dem kommenden Kinde die Wege, daß sein junger Fuß

[1] Aus einer schriftlichen Aufzeichnung eines Freundes nach mündlichen Mittheilungen des Dichters. Etwas abweichend erzählt von Guido Görres, hist.-polit. Blätter XIV.

nicht strauchle an Grenzsteinen oder Königsthronen oder Heiligengräbern. Die friedlicher gesinnten Männer der Wissenschaft aber saßen derweilen „wie Ur-Alektryonen mit aufgeblasenen Federn und hohem Kamm auf dem philosophischen Neste, und brüteten mit selbstbewußter Würde über dem großen Weltei der Wissenschaft“, und wäre nur erst das junge Hähnchen ausgeschlüpft, so wollten sie es der Revolutionsprinceß zum Geburtsangebinde verehren, auf daß es ihr mit stolzer Stimme einen hellen klaren Tag nach der tausendjährigen Finsterniß ankrähe. Leider meinte Jeder von den gelehrten Herren, das ächte Wunderei zu besitzen, und daher gab es ein sonderbar unharmonisches Gegacker in der Nähe jener Zukunftsphilosophiennester, die man nordische Hochschulen nannte.

Fichte verkündete die Selbstvergötterung des „Ich“ und schuf das Dämmerlicht und die Morgenluft aus dem Nichts seines eigenen Systems. Schelling beleuchtete mit schwärmerischer Beredsamkeit seine Theorie vom Absoluten, das Geist und Natur verbindend durchdringe, ja eines mit beiden sei. Zwischen beide drängten sich die alten Kantianer mit ihrem todten Formelwesen, fest gewillt, mit kategorischem Imperativ den ungestörten Besitz langjähriger Herrschaft gegenüber den Neulingen entschieden zu behaupten. Dennoch mußten sie sehen, daß Schelling's Naturphilosophie und pantheistische Mystik bei der feurigen Jugend den meisten Anklang fanden.

Die hohen Ideen der großen Gottheiten in Jena, die bei aller Philosophie ihre kleinen Schwachheiten hatten, machten auf den mehr phantasiereichen als abstraktionslustigen Brentano nur einen höchst komischen Eindruck. Wenn er sich aus Zufall oder Langeweile in eine Vorlesung dieser Art verirrte, hörte er gewöhnlich nur die ersten Worte des Professors, haschte ein Bild oder einen bildfähigen Ausdruck des Vortrages auf, und dann ging's fort mit ihm in das unabsehbare Feld der Phantasie. Wie er sich auf solchen Lustfahrten für eigenen Gebrauch die

Systeme zurechtlegte, zeigt uns seine um jene Zeit entstandene Schilderung der Philosophen im Godwi.

„Es gibt Leute, die mit Schattenbeinen zu gehen glauben, und große Beschreibungen von solchen Reisen zu erzählen wissen. Ich meine eine gewisse Gattung junger Philosophen, denen die Sonne noch nicht gerade über dem Kopfe steht, sondern hinter dem Rücken. Das Licht, das die Sonne vor ihnen herzieht, nennen sie ihr eigenes Produkt, ihr ganzer Gesichtskreis ist ihnen ihr Objekt, und ihren Schatten nehmen sie als ihr Subjekt, ihr Ich, an, das ihnen durch Anschauung zum Objekt geworden ist. Erst stehen sie sehr ernsthaft still, schütteln in tiefen Gedanken den Kopf, schneiden Gesichter und betrachten das im Schatten, und nennen es z im Selbstbewußtsein kommen; dann heben sie wechselweise Arm und Beine auf — so viel als möglich zierlich, der Aesthetik halber — und haben sie das im Schatten beobachtet, so sind sie zum Bewußtsein der reinen Akte gekommen. Haben sie dieses Alles einige Zeit getrieben, so bedenken sie, daß es nützlich sei, die äußere Welt an sich zu reißen, ihre physische Kraft zu befestigen. Dieß geschieht nun, indem sie ihren Gesichtskreis, ihr Objekt, auf alle Weise in sich hereinbringen, d. h. indem sie durch Hin- und Wiederspringen, bald dieses, bald jenes Stück Weges mit ihrem Schatten bedecken. Am Ende werden sie dann müde; sie setzen die Füße nieder, ihr Schatten wird immer kleiner, denn die Sonne steigt und steht ihnen bald gerade über dem Kopfe. Es ist voller Mittag und sehr heiß; sie haben nichts gethan, nicht einmal Optik studirt. Um sich abzuspannen, trinken sie eiskaltes Wasser in der Hitze und werden krank, d. h. verlieren das Bewußtsein ihrer Organisation und sterben. An ihr Grab stellen sich einige Freunde und berühren es so lange mit ihrem Schatten, oder vielmehr stellen so lange reine Freundschaftsakte an, bis andere Freunde es ihnen ebenso machen.“ [1]

[1] Godwi II. S. 12 ff.

Auch in späteren Werken kommt er noch manchmal auf die neuen Philosophen zurück, die es wirklich zu Stande gebracht hatten, ihm einen tiefen Abscheu vor aller Philosophie einzuflößen. Wer mag es dem Dichter verargen, daß er einer Wissenschaft den Rücken kehrte, die er nie in ihrer wahren königlichen Gestalt gesehen hatte, daß er nie Gefallen finden konnte an dem babylonischen Sprachenwirrwarr einer wegen ihres Hochmuthes gestraften Maurerzunft?

Daß es nur die falsche Philosophie war, die er zur Zielscheibe seines Spottes machte, geht deutlich aus der humoristischen Abhandlung über die Philister (1811) hervor:

„Es ist lächerlich," sagt er, „daß der Mensch, um zu philosophiren, nichts thut, als einen unendlichen Strickstrumpf aufziehen, und dann die Wolle auch aufziehen möchte, und das Schaf und die ganze Schafheit und Geschaffenheit; und wenn es möglich wäre, daß ein Hund, der sich immer nach seinem Schwanz umdreht, denselben erwischte, und sich rücklings mit Haut und Haaren auffräße, so würde die ganze Schöpfung bald wieder von den Philosophen als Beilage zu ihrem Compendium mitsammt dem Compendium in's absolute Nichts zurückgedacht sein. Ja, es ist wahrlich nur der kleine Unterschied zwischen ihnen und Gott, daß dieser, als er dachte, schaffen mußte, und je unendlicher er dachte, je herrlicher und gegliederter ward die Schöpfung, und endlich stieg die ganze Welt, ein unendlich harmonisches Meisterstück, aus seinen Gedanken heraus, und obendrauf saß der Philosoph selber, er reitet auf dem Fädchen, womit der Strickstrumpf sich endigt; dieser nun, wenn er denkt, muß von sich heraus Alles rückwärts entschaffen; da er aber Alles in einer Reihe entschaffen soll und er doch gar keine Stelle findet, wo er das viele geschaffene Zeug hinbergen könnte, so ist er häufig, wie die Lalenbürger, beschäftigt, ein Loch zu graben, um den Schutt eines anderen (Loches) hineinzuwerfen.

„Dieses unendliche Zurückhusen der philosophischen Retour-

chaise macht allen Anfängern etwas übel, wenn sie das Rückwärtsfahren nicht vertragen können, und diese Seekrankheit äußert sich meistens in einer ekelen Hoffart, wobei die Herren eine Miene machen, als hätten sie einen übeln Geschmack im Munde, mit welchem sie uns den besten Geschmack lehren wollen. Wenn sie es weit gebracht, gleichen sie einem welschen Hahn, der ein so hoffärtiges Rad schlägt, daß er sich ganz überstrippt und umkehrt wie ein Handschuh." [1]

Wie sehr jedoch Brentano sich vor jeder näheren Berührung mit den Philosophen selbst abschließen mochte, ihrem mittelbaren Einfluß konnte er darum nicht entgehen, und wider seinen Willen wurde er auch außerhalb des Hörsaals in die philosophischen Strömungen hineingerissen. Die Studentenschaft von Jena nahm regen Antheil an der Meinungsverschiedenheit der Professoren, in den Kaffeehäusern oder an sonstigen Versammlungsorten wurde über Fichte und Schelling disputirt, und der Wortstreit über die Identitätslehre führte nicht selten zu einem blutigen Austrag auf dem Wahlfeld. Daneben konnte ganz gut das

---

[1] Ges. Schriften V. S. 387 f. — Die Hoffart war es besonders, die den Jüngling instinktmäßig in der neuen Philosophie abstieß. Diesen geistigen Hochmuth befürchtete er daher auch für alle jungen Leute, die sich mit allzugroßer Begeisterung dem Studium der Weltweisheit zu widmen schienen. So sagte er noch in späteren Jahren eines Tages zu einigen angehenden Theologen, die für Baader und Schelling schwärmten, von Philosophie, Mythologie und Offenbarung sprachen: „Ach! gehen Sie mir, ein Tropfen Weihwasser, den ein altes Mütterchen mit frommem Glauben beim Eintritt in die Kirche nimmt, ist mir lieber, als die ganze Schelling'sche Philosophie." Als Mensch war Hegel dem Dichter viel sympathischer, denn alle anderen damaligen Gelehrten. Noch im Jahre 1841 schrieb Clemens an seinen Freund, den Historienmaler Ed. Steinle: „Hegel kannte ich schon von Jugend auf; er war durch und durch bescheiden, sittlich und einfach und liebte mich wie ein Kind. Ich habe nie ein verdächtiges, gefährliches Wort von ihm gehört." (Aus einem ungedruckten Brief.)

wilde Treiben und süße Bummeln des classischen Bruder Studio bestehen, und auch Brentano wurde bei seinem lebensmunteren Charakter von dem jugendlichen Taumel ergriffen. Vor groben Ausschreitungen bewahrte ihn sein angeborener Edelsinn, und niemals hat man ihm, nach dem Zeugniß vieler Bekannten, eine einzige That nachsagen können, die von niedriger Sinnlichkeit gezeugt hätte. In Abgang anderer Motive verbot ihm auch schon seine angeborene Furchtsamkeit, an den Streitsachen der raufsüchtigen Genossen sich zu betheiligen. Auf dem Kampfplatze hat man den Dichter nie gesehen. Einmal freilich war die Versuchung nahe. Man hätte den „jungen Frankfurter" doch auch einmal gern in den Schranken gehabt bloß des Scherzes halber, und so ließ ihm denn eines Tages ein Student sagen, „er thue ihm zu wissen, daß er ein dummer Junge sei." Kannte Clemens die eigentliche Bedeutung dieses Satzes als Herausforderungsformel nicht, oder suchte er sich auf eine witzige Weise aus der Verlegenheit zu helfen, kurz er erwiederte kaltblütig: „Das weiß ich lange, denn darum hat mich mein Vater auf die hohe Schule geschickt, damit ich etwas lerne."

Während Clemens sich in gewisser Beziehung von den Professoren und Mitschülern im großen Ganzen mehr ferne hielt, weil ihr Wesen seinem Innern nicht ganz entsprechen konnte, fühlte er sich um so mächtiger von einem Kreise junger Leute angezogen, deren Bestreben und Gesinnung so ganz mit dem mächtig wogenden Drängen seiner Seele übereinstimmten. Es waren dieß die Begründer jener neuen poetischen Richtung, die unter dem Namen der romantischen Schule einen so ungeahnten Aufschwung genommen hat.

Man hat viel über die Romantik gestritten und geschrieben im Guten wie im Bösen. Man wollte gleich über den ersten Beginn einer literarischen Bewegung Klarheit der Begriffe haben, und da es an einer solchen selbst den Hauptvertretern derselben gebrach, so suchte man dem Mangel durch ein aprioristisches

System abzuhelfen. Zum Beginn jenes jugendtollen, hochstrebenden, allumfassenden Gährungsprocesses, wie ihn die romantische Schule der verblüfften Welt zeigte, hat mehr denn ein Grund beigetragen. Friedrich Schlegel, dessen Urtheil in dieser Frage wohl am schwersten wiegt, war sich selbst weder über die letzte Ursache noch über den letzten Zweck der von ihm eingeschlagenen Richtung klar. Daher darf es denn auch nicht wundern, wenn die Frage nach dem Wesen der Romantik immer unbeantwortet blieb. Es wird wohl keinem Vernünftigen einfallen, es für eine befriedigende Erklärung anzusehen, wenn F. Schlegel z. B. in seinem Athenäum sagt: „Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen und die Poesie mit der Philosophie und der Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch zu machen.“ — „Die romantische Poesie,“ sagt derselbe F. Schlegel anderswo, „ist unter den Künsten, was der Witz in der Philosophie, und die Gesellschaft, Umgang, Freundschaft und Liebe im Leben ist ... Die romantische Dichtart ist noch im Werden, ja das ist ihr eigentliches Wesen, daß sie ewig nur werden, nie vollendet sein kann. Sie kann durch keine Theorie erschöpft werden, und nur eine divinatorische Kritik dürfte es wagen, ihr Ideal charakterisiren zu wollen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist und das als erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz anerkenne über sich. Die romantische Dichtart ist die einzige, die mehr als Art, und gleichsam die Dichtkunst selbst ist; denn in einem gewissen Sinne soll alle Poesie romantisch sein.“

Was wir aus diesen unklaren Worten als klar und un-

zweifelhaft entnehmen können, sind zwei Wahrheiten, die uns mehr über die Romantik sagen, als lange philosophische Abhandlungen. Erstlich war die sogenannte Romantik eine Empörung, eine Revolution gegen die philisterhafte Aufklärung der damaligen Literaturpedanten, gegen den empfindsamen Theaterebelmuth Iffland's und Kotzebue's, gegen Wieland's französisch aufgeputzte Klassicität, kurz gegen alle Schulmeisterei, Spießbürgerei und Unnatur der trotz Lessing, Schiller und Göthe herrschenden Modepoesie. Das war der negative Theil der Romantik, und er hat unserer deutschen Poesie nur genutzt. Die Revolution war um so berechtigter, als die Tyrannei des falschen Geschmackes Sinn und Herz zu ersticken drohte.

Der positive Theil, das von den Romantikern angestrebte Ziel, war weiter nichts als die wahre, ächte Poesie, der allgemein poetische Gehalt in der von dem Charakter unseres Volkes und Zeitalters bedingten Form.

Das war der wirkliche Zweck; wären sich dessen die Führer der neuen Schule klar bewußt gewesen, so wäre viel Zeit, viel unnütz verschwendete Kraft und viel gefährliches Herumtappen erspart worden. Uns kommt es freilich nach Klärung des Processes recht eigenthümlich vor, daß Männer wie Schlegel, Tieck und Novalis anscheinend so einfache Begriffe nicht erfaßten, aber wir haben die Erfahrung der Jahrzehnte, wir stehen der Bewegung ferne und können so das schließlich Gewordene aus dem stürmisch Werdenden entnehmen. Aus der Unklarheit über das Wesen ihres an und für sich einzig berechtigten Zieles leitet sich alle Krankhaftigkeit, alle Schwäche und sogar der Todeskeim der ersten Romantik her. Nicht was sie suchten, war daran schuld, sondern die Blindheit und die Unruhe, mit der sie es suchten.

Sie wollten die wahre, allgemeine Poesie mit deutscher Volksfärbung. Daher mußte vorerst aufgeräumt werden mit allem Unpoetischen der damaligen Literatur. Also nur frisch hinein

mit den Brandfüchsen in die dürren Haidesaatfelder der Philister! Das „Athenäum" der Brüder Schlegel wurde zu diesem Zwecke gegründet, und zwar einige Monate nach Ankunft Brentano's in Jena (1798)[1]. Das Hauptverdienst dieser Zeitschrift war die Kritik, aber die herbe, schonungslose Kritik jugendlich begeisterter Anhänger des Princips, „keinen Namen als ein vor der Prüfung schützendes Privilegium anzusehen, und vor keiner Paradoxie zu erschrecken." Das ging Alles sehr gut von Statten, und es gab einen lustigen Tanz, als das morsche Bretterhaus der Philisterpoesie zusammenbrach, der Wurmfraß in Staubwolken von frischen Frühlingswinden verweht wurde, und nun die alten Grundvesten eines mittelalterlichen Domes zum Vorschein kamen. Aus der traurigen verflachten Gegenwart, aus der zerrütteten gedrückten Lage des deutschen Landes leuchtete den Jüngern der neuen Kunst die Fülle deutscher Macht und Herrlichkeit im Mittelalter entgegen. Da war echte Poesie, und zwar eine Poesie, die aus den Büchern heraus das ganze Leben durchstrahlte, und hinwieder aus dem Leben der Nation ihre schönste Triebkraft, ihren frischesten Duft und ihre glühendsten Farben nahm. Also über die drei Jahrhunderte protestantischer Verneinung und rationalistischer Zerstörung wollten die Romantiker hinüberspringen mit beiden Füßen in das Mittelalter und nach dem erst zu findenden Plan der längst verwesten Steinmetzen den Dom deutscher Poesie über dem bloßgelegten Fundamente aufführen. Es ging an ein reges Suchen und

---

[1] „Das Athenäum," heißt es in der Einleitung zur ‚Europa', „hat auf eine kräftige Art mitgewirkt, die Scheidung des Vortrefflichen und des Schlechten in der Kunst und Literatur zu Stande zu bringen; es kann diese Zeitschrift in Rücksicht ihrer Universalität und ihres freien Geistes mit Nutzen als eine Einleitungsschrift zu der neueren Epoche der deutschen Literatur überhaupt dienen, für diejenigen, die dieselbe aus dem Grunde zu verstehen wünschen."

Graben; Archive wurden durchforscht, Vermuthungen aufgestellt, Versuche auf eigene Faust gemacht, nach dem Muster gleichzeitiger Denkmale anderer Nationen verschiedene Aufrisse des zu errichtenden Neubaues entworfen, — es war ein rühriges, drängendes Leben überall, aber der alte Plan war verloren, und darum war das Aufbauen der Romantiker den Verheißungen und Hoffnungen so wenig entsprechend. Sie hatten das Zauberwort des Mittelalters nicht verstanden. Dieß Zauberwort, der Brennpunkt des ganzen Lebens in jenen Tagen, hieß Glaube, und zwar freudiger, positiver Glaube eines streng bestimmten Christenthums. Die katholische Religion war es im Mittelalter, welche alle Verhältnisse des Lebens durchgeistete und zu höherer Weltanschauung erhob; die Kunst war nur der Ausdruck, die Verkörperung der religiösen Ideen, wie die Poesie sich gerade die Verherrlichung des Glaubens zum Ziele gesetzt hatte, wie das Leben des Volkes in seinen Gebräuchen und Festen mit dem Leben der Kirche in innigster Wechselbeziehung stand, und wie endlich der Glaube es war, der die Ritter zu Kreuzfahrern und Vorkämpfern der Bildung und Gesittung machte. Diesen natürlichen Schwerpunkt des Gesammtlebens verrückten unglücklicher Weise die Mehrzahl der Romantiker anfangs aus Unwissenheit, später aus Furcht oder böswilliger Blindheit.

Nicht die Religion, sondern die Poesie sollte das Allumfassende, Allesdurchdringende, die Seele des Lebens werden. Wie es aus den Werken Novalis', des tiefsinnigsten aller Romantiker, hervorgeht, sollten die tausendfältigen Erscheinungen in Welt und Seele, Wissenschaft und Kunst sich endlich in diesem einen Brennpunkt der Dichtung sammeln. Das sahen die jungen Dichter auch wohl ein, daß zur Verwirklichung ihres Gedankens vor der Einheit der Poesie und des Lebens vor Allem auch Einheit im Glauben nöthig sei, daß überhaupt jede Poesie des verklärenden Lichtes aus einer übersinnlichen Welt bedürfe.

Ferner erkannten sie eben so klar, daß weder der Protestantismus noch der Rationalismus, beides verneinende und daher unpoetische Systeme, ihrem Unternehmen förderlich sein könnten, und so gelangten sie nothwendig auf das katholische Glaubenswesen des Mittelalters. Aber zu ihrem Unglück faßten sie diesen Glauben nicht nur allzu poetisch, sondern auch falsch auf. Ihr Christenthum war mehr katholisirend als katholisch, es war eine phantastische Universalreligion, ein ästhetischer Symbolismus, halb Pantheismus, halb mystische Ueberschwänglichkeit, es war eher alles Andere, als der solide, positive Kirchenglaube. Eine solche Religion konnte aber ebensowenig dauerhaft als Grundlage der neuen Kunst dienen, als sie thätig auf das Leben der Dichter einwirkte. Und dennoch wäre bei Vielen gerade dieser letztere Einfluß an erster Stelle nöthig gewesen, damit das Herz mit seinen Leidenschaften aufhörte, die Gedanken des Kopfes zu verwirren und den Blick in das Leben und seine Verhältnisse zu trüben. Es lag viel Zweideutiges in dem Leben und Sinnen dieser jungen Leute verborgen, das nicht verfehlen konnte, mit der Zeit seine traurigen Früchte in ihren Werken zu tragen. Freilich arbeiteten sich mehrere der Hauptführer der Romantik aus den Sumpfnebeln der Lüsternheit und der Phantasiereligion männlich durch zur Klarheit des Katholicismus, andere aber liebten ihre Nacht und gruben rüstig voran in dem Torfgrund und lockten schließlich durch ihre Irrlichter das spätere Jung-Deutschland in ihr ungesundes Revier. Das war im Allgemeinen der Verlauf der neuen Schule.

Eine Kunstrichtung wie die Romantik von dazumal konnte nicht verfehlen, auf Clemens Brentano den lebhaftesten Eindruck zu machen. Was hätte in der That der phantasiereiche junge Mann Sympathischeres finden können, als eine Dichterschule, in der das „tiefste, innigste Leben der Phantasie“ die höchste Norm der Kunst war! Auch Brentano's Seele lag schon längst „in mondbeglänzter Zaubernacht gefangen“ und mitten unter der

Prosa des Frankfurter Waarenlagers lebte seine Phantasie ja schon längst in der bunten Wunder= und Märchenwelt seines blauen Fasses. Außer der Phantasie war es auch noch die eigenthümliche Färbung der neuen Poesie, die wesentlich Ironie und Humor war, welche der Geistesrichtung Brentano's vortrefflich entsprechen mußte. Und so steuerte denn der junge Frankfurter mit allen Segeln in das wogende Meer der Romantik hinein, und es währte nicht lange, so war er einer der eifrigsten Schüler und vertrautesten Freunde der neuen Meister.

Aber auch diese Kunstwendung war für den Charakter des Dichters von traurigen Folgen. Statt ihn an Zügelung der übermüthigen Ausgelassenheit, strenge Ordnung und selbstbewußtes Fortschreiten zu einem nützlichen Ziele in Demuth und Selbstbeherrschung zu gewöhnen, öffnete die neue Richtung seiner wankelmüthigen Laune, seinem ungebändigten Subjektivismus und phantastischen Gefühlsleben Thür und Thor. Von einer Rückkehr zu einem ernsten thätigen Glaubensleben war trotz den katholisirenden Dichtungsformen natürlich noch keine Rede. Wie Brentano damals die Romantik auffaßte und übte, hat zur Ueberfülle sein Erstlingsroman „Godwi" gezeigt, dessen ersten Band er während des Jahres 1798 ausarbeitete und zu Anfang 1799 vollendete. Derselbe erschien jedoch erst später, und deßhalb kann hier füglich von einer eingehenderen Besprechung noch Abstand genommen werden.

Da sich das Studium Brentano's hauptsächlich auf Kunst und Literatur beschränkte, ließen ihm seine Beschäftigungen reichlich Zeit oder zwangen ihn vielmehr, bisweilen das romantische Jena zu verlassen und eine Pilgerfahrt zum classischen Weimar zu machen.

Dort thronte, von den anstürmenden Romantikern fast einzig verschont und wegen seiner Formvollendung als Meister verehrt, der Dichterfürst Göthe in seiner olympischen Ruhe. Vor diesem gewaltigen Geiste hatte auch Clemens eine große Ehr=

furcht [1]. Aber nach wiederholten Besuchen stellte sich nichtsdestoweniger zwischen den Beiden eine Art vertraulicher Freundschaft ein. In des Altmeisters Seele tauchten bei dem Anblick des munteren Frankfurters tausend Erinnerungen an die eigene Heimath und an alte Jugendbekannte auf. Man erzählt, er habe den Jüngling fast auf den Händen getragen, aber von einem regelnden Einfluß auf den ungestümen Charakter und die gährende Ideenverwirrung desselben war auch bei Göthe keine Rede.

Während sich Brentano dem Altmeister gegenüber noch zusammennahm, gestattete er sich mit einer anderen Dichterleuchte jener Tage eine größere Freiheit. Wieland, der auch in Weimar lebte, nahm den Enkel seiner Jugendfreundin La Roche noch herzlicher auf, als Göthe es zu thun pflegte, und hätte gar zu gern eine Art Patronat über den reichbegabten jungen Mann und seine poetische Richtung ausgeübt. Aber damit war Clemens keineswegs einverstanden.

Trotz alles Dichterruhms erschien ihm Wieland doch nur als ein trockener Spießbürger, oder höchstens als „die zierliche Jungfrau von Weimar", wie Göthe ihn nannte. Es ist bekannt, wie kleinlich eitel Wieland bisweilen sein konnte. Böttiger erzählt uns, daß er ihn einst besucht und in der furchtbarsten Aufregung gefunden habe. „Ich höre ganz gelassen zu," fährt Böttiger fort, „setze mich auf einen Stuhl, und fange an, von allerlei Dingen zu reden, die ihm angenehm sein mußten. Darüber vergißt er etwas seinen Unmuth und zieht sich nach und nach fertig an. Wie ich fortgehen will, ergreift er traulich meine Hand und sagt: ‚Nun will ich Ihnen sagen, lieber Böttiger, warum ich vorhin so bös war und — noch bin. Wie jetzt meine Sachen ausgepackt werden, findet sich's, daß ich zweierlei Tuchstiefel habe. Sehen Sie nur selbst, wie das aus-

[1] Auch in späteren Jahren schwieg Brentano immer, wenn man Göthe tadelte.

sieht.' Ich versichere, daß man selbst mit dem Mikroskop keinen Unterschied finden werde. — Und nun war voller Sonnenschein, Alles vergessen, denn er hatte sein Herz erleichtert." [1]

Da will uns denn auch nicht unglaublich dünken, was der „Rheinische Antiquarius" über Brentano und Wieland erzählt. Eines Tages erschien Clemens mit einem Spenser nach neuester Mode in Wielands Stube. „Quid hoc Clemente?" fragte erstaunt der alte Dichter, und Brentano beginnt sofort das neue Kleidungsstück zu loben und besonders die Eleganz der Taille hervorzuheben, die bei aller Feinheit doch so warm und bequem sitze. Wieland mustert, knöpft auf und zu, Brentano ist unerschöpflich in wiederholter Anpreisung des kleidsamen Spensers und weiß so gut zu reden, daß Wieland sich schließlich auch einen Spenser machen läßt. Und als er ihn zum ersten Male anzieht und siegesstolz am Hofe erscheint, gibt es natürlich des Naserümpfens und Kicherns über den alten Stutzer so viel, daß der arme Spenser kein zweites Mal mehr getragen wurde.

Unter solchen Umständen war erst recht an ein wohlthätiges Einwirken Wielands auf Brentano nicht zu denken. Wie dieser über das ganze geniale Leben am Weimarer Hof urtheilte, hat er uns selbst in einem Briefe an Bettina gesagt. „Keiner geht hier über die Straße, ohne persönliches Gefühl des Mitwirkens in die tolle Alltäglichkeit, selbst bis auf den Friseur, der einer der wichtigsten Kavaliere ist. Das ganze Windmühlenwerk der Künste ist fortwährend im Gang, die Hand des Taktkünstlers und der Fuß des Tänzers klappen ineinander. Die Kunstreihe körperlich geistiger Fertigkeiten wird durch einen Aufwand geistiger Regierung auf's Höchste gesteigert. Fragen, suchen und finden sind drei verschiedene Ichs, die überall sich beisammen finden, sie bilden wie eine Oelschlagmühle, eine Witzschlagmühle.

[1] Literarische Zustände und Zeitgenossen, aus Böttigers handschriftlichem Nachlasse. Leipzig 1838. I. S. 214.

Nun schlagen auch die Nachtigallen noch dazu. Zwischen den blühenden Zweigen wandeln Deutschlands größte Geister, eingehüllt in den Nimbus ihres Namens. Es ist für einen Anekdotenjäger das beste Revier. Wärest Du hier, wir würden die Zeit auf's Beste genießen, und Du würdest auf dem Schmetterlingsflügel der Welt wie auf einem Teppich Dich tummeln, denn o möchte ich Weimar nennen statt deutsches Athen, mit welchem absurden Namen es sich prahlt." [1]

Die Schwester, an welche Clemens diese Zeilen nach einigen Jahren schrieb, hatte er um jene Zeit (1798) eigentlich noch nicht recht kennen gelernt. Das erste Zusammentreffen der beiden erwachsenen Geschwister war ein wirkliches Ereigniß für diese eigenthümlich angelegten Seelen, und es bildete den Grund zu jenem brieflichen Verkehr zwischen Bruder und Schwester, dem wir das unter dem Namen des „Frühlingskranzes" bekannte Werk verdanken.

[1] Frühlingskranz. Charlottenburg 1844. S. 189.

2. Ferienreisen.

1798—1799.

Zu Ostern 1798 machte Clemens Brentano eine kleine Reise in das elterliche Haus nach Frankfurt. Hier traf er zum ersten Male in seinem Leben mit seiner Schwester Bettina zusammen, welche damals zwölf Jahre zählte. Sie selbst schildert in ihrem plauderhaft-phantastischen Stil diese erste Begegnung und die empfangenen Eindrücke in folgender Weise: „Es schwärmen mir Gedanken im Kopfe, wie soll ich Dir sagen? Schmetterlinge sind's, ich muß ihnen nachjagen, aber dazwischen jagt's mich selbst wie einen Schmetterling davon, und die Bohnen in meinem Gartenbeet muß ich erst am Bindfaden hinaufschlängeln. Und will ich mir nicht davon laufen, dann krippelt's mir im Kopf und in den Füßen, ich kann nicht sitzen bleiben, es fällt mir das dümmste Zeug ein. Meine alte Puppe vor zwei Jahren! Heute hat's mich geplagt, ich mußte sie wieder einmal betrachten, mit der ich mich zum letzten Male unterhalten hatte, als Du zum ersten Mal hierher kamst, Clemente! Du weißt noch, wie ich sie geschwind unter den Tisch warf, als Du hereintratst, und ich sah Dich an und kannte Dich nicht, und hielt Dich für einen fremden Mann, der mir aber so wohl gefiel mit seiner blendenden Stirne und Dein schwarzes Haar so dicht und so weich, und Du setztest Dich auf den Stuhl und nahmst mich auf einmal in Deine zwei Arme und sagtest: ‚Weißt Du, wer ich bin? Ich bin der Clemens.‘ Und da klammerte ich mich

an Dich, aber gleich darauf hattest Du die Puppe unter dem Tische hervorgeholt und mir in den Arm gelegt; ich wollte aber die nicht mehr, ich wollte nur Dich. Ach, das war eine große Wendung in meinem Schicksal, gleich denselben Augenblick, wo ich statt der Puppe Dich umhalste."[1]

Clemens fand in der Schwester sein eigenes überwallendes Gefühls- und Phantasieleben mit dem ganzen Zauber jugendlicher Frische und Unschuld. Mehr bedurfte es nicht, um seine Seele zu erschließen und ihn mit einer Liebe, die an anbetende Leidenschaftlichkeit grenzte, zu erfüllen. Wie er es später selbst sagte, hatten besonders Bettina und er „die Phantasie einzig genährt und hatte die Phantasie sie wieder theils aufgefressen", und darum hat auch der spätere Verkehr der Geschwister, wie er uns in dem Frühlingskranze vorliegt, des Krankhaften, Ueberschwänglichen, wir möchten sagen, des Unstatthaften bisweilen gar zu viel. Freilich besitzen wir die Briefe des Bruders nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form, und mag die Hand der Schwester bisweilen ihre eigene Colorirung in die Seelenbilder Clemens' hineingetragen haben, aber das bleibt doch fest bestehen, daß auch er den Cultus seiner Schwester zu weit getrieben hat. Er hatte im Grunde seine guten Absichten bei seinen Briefen, das Wohl und die Vervollkommnung Bettina's lag ihm sehr am Herzen, und er gibt ihr mit dem größten Eifer die besten Rathschläge und Ermahnungen, wirft sich bisweilen vollständig zu ihrem Erzieher und Geistesführer auf, aber mittenhinein spielt ihm die Phantasie die boshaftesten Streiche und verdirbt mit einem Worte wieder ganze Seiten der brüderlichen Sittenpredigt. Er erkennt bisweilen wohl selbst das Vergebliche dieser Mühen und seine ganze Untauglichkeit für das übernommene Amt, es wird ihm unheimlich vor dem dämonisch-spielenden Wesen der Schwester und er ruft aus: „Wehe! Mir

[1] Frühlingskranz S. 46.

ist, als stehe ich auf einem vulkanischen Boden, wo die verwitterte Lava, von der schaffenden Natur üppig begrünt, hervorbricht in Flammen und verzehrt es wieder. Und hie und da liegen Brandstätten unter dem ewig blauen Himmel. Was nützt mein guter Wille, meine Stimme, mein Wort? Wie könnte das diesen Boden erschüttern, in dem ein innerliches Wirken verborgene Wege schleicht und dann, jeder Gewalt unerreichbar, plötzlich das begonnene Gepflegte zerstörend aufflammt!" Aber trotz dieser Vergeblichkeit seiner Mühewaltung ist doch ein gewisses Etwas da, was ihn immer wieder mit geheimer Kraft zur Schwester zurückzieht. Eichendorff dürfte wohl das Rechte getroffen haben, wenn er sagt, daß in dem ganzen Briefwechsel die heimliche Angst des Dichters vor sich selber fühlbar ist, „vor dem eigenen Dämon, den er in der gleichbegabten Schwester wie ein erschreckendes Spiegelbild wiedererkannt und daher aus allen Kräften bekämpft hat; das Ganze ist wie ein Monolog eines Besessenen, dessen innere Geister hier, nur mit verschiedenen Stimmen, wechselweis mit einander streiten." [1] Für Bettina war dieser Verkehr mit ihrem Bruder nur eine der tausend Liebhabereien und Grillen ihres Lebens. Sie hatte nur eine Puppe für eine andere fahren lassen. Die Schilderung, welche ein späterer „Freund" von dieser seltsamen Frau entwirft, paßt auf ihr ganzes trauriges Leben und auf alle ihre Verhältnisse, selbst jenes zu ihrem Bruder nicht ausgenommen. „O, es ist nur viel Leidenschaft in Dir und für Dich da, comme de raison. Die letztere braucht, wie die Somnambüle, ein Nebelbild, dem sie Gestalt und Leben leiht, um sich ihre eigenen Gedanken dadurch hervorzurufen und wie eine prophetische Stimme zu vernehmen. Als solches Nebelbild diene ich Dir aber jetzt, wesentlich schauspielerische Bettina." [2]

[1] Eichendorff, Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuen romantischen Poesie. Leipzig 1847. S. 168.

[2] Vgl. Janssen, Zeit- und Lebensbilder. 1. Aufl. S. 130.

Bettina nimmt übrigens keinen Anstand, sich selbst eben so treu zu schildern, als Andere es gethan haben, und trifft dabei mit einer erstaunlichen Wahrheit das eigentlichste Urübel ihres krankhaften Lebens: die Mißkennung und Verachtung jeder Pflicht. „Ich bin ein frank und freier, lustiger heller Bergquell, vom Zufall oft durch Wüsten und Paradiese dahinrauschend mit gleicher Lebendigkeit; geht's über Klippen, da ist er noch einmal so aufgeregt, da stampft er, da zischt er, da dampft und braust gleich seine Lebenskraft heller aus dem lichten Schaum hervor. Nein, ich bin Nichts. Aber wenn einer das sagt, dann bin ich gleich Etwas .... Noch eine ganz närrische Seite tritt oft, wie ein mir unverständliches hebräisches Wort, auf den Lehrstuhl, und zwar mit den feierlichsten Geberden, so daß ich im Anfang ganz ängstlich wurde und mir vergeblich den Kopf zerbrach, was das sein möge .... Das Wort ist Pflicht. ‚Thue deine Pflicht mit Ernst — das Leben nehme leicht.' — Seh' ich mich um nach meiner Pflicht, so freut mich's recht sehr, daß sie sich aus dem Staube macht vor mir, denn erwischte ich sie, ich würde ihr den Hals umdrehen, so erpicht bin ich gegen sie. — Nun, ich hoffe, daß ich und meine Pflicht nie zusammenkommen; falls eine sollte auch auf mein Loos gefallen sein — ich würde sie mit meinem ernsten Blick schon in Schranken halten, daß sie mir nicht über den Hals käme, ich verstehe keinen Spaß hierüber, meine ganze Natur kommt in Aufregung, und Kräfte machen sich in mir auf die Beine, die alles in Grund und Boden trampeln, was sich mir auffetzig machen will. Also, Pflicht, halte dich im Hintergrunde, wenn du nicht abgedroschen sein willst." [1]

Diese Auslassungen wären einfach lächerlich, wenn sie nicht ernsthaft gemeint und frivol wären. Weil Bettina nie mit ihrer Pflicht zusammentraf, hat sie ihr reiches Leben vergeudet

[1] Frühlingskranz S. 238 ff.

und fand niemals die Ruhe und den Frieden, die später mit dem Pflichtgefühl in das Herz des Bruders einzogen. In der Jugend vielleicht weniger vernachlässigt als Clemens, hatte Bettina eine bessere Erziehung im Kloster von Fritzlar empfangen, kam aber dann nach einem kurzen Aufenthalt in Frankfurt zur Großmutter La Roche nach Offenbach. Man hoffte, unter ihrer Aufsicht und bei ihrer strengen Ordnungsliebe würde die Enkelin allmählich ruhig und vernünftig werden, aber das Erziehungswesen der alten Dame wollte bei Bettina ebensowenig anschlagen, als es früher bei den eigenen Kindern gediehen hatte. Das einzig bildende Element, die ächt katholische Ueberzeugungstreue und Frömmigkeit, fehlten bei all' ihren Versuchen. Auch der Bruder verfiel in seinen Erziehungsbriefen trotz all' seiner Sorge um die Schwester nicht auf diesen einzig rettenden Gedanken. Trotz seines innerlich religiösen Gemüthes und mancher christlichen, tief empfundenen Mahnungen, die wie ferne Glockentöne aus dem verlorenen Paradiese einer wohlmeinenden Mutterpflege herübertönten, war all' sein Reden und Schreiben doch nur ein verschwommener Gedanke, dem Mark und Leben fehlte. Zum Reinen und Edlen wollte er bilden durch Kunst und Liebe, die aber in der Wirklichkeit nicht ausreichten und an ihm selbst spurlos vorübergingen. Wohl nennt er bisweilen die Religion die Krone und Weihe des Lebens, aber es fiel ihm nicht ein, sein eigenes damit zu krönen und zu weihen, ebensowenig als er auf seine eigene Gefühlsfülle anwandte, was er der Schwester so kräftig anrieth. „Empfindsamkeit," sagt er, „ist nur eine Kränklichkeit der Seele, die nichts Gescheidtes hervorbringt, und um die es in der That etwas Miserables in der Welt ist, weil die Welt nichts weniger als empfindsam ist, und einem kein Baum aus dem Weg geht, oder weint, wenn man sich ein Loch an ihm in den Kopf stößt." [1]

---

[1] Vgl. Augsb. Allg. Ztg., 10. August 1844, Beil. Nr. 228.

Sowohl aus dem eigenthümlichen Verhältniß der Geschwister, dem der Frühlingskranz sein Entstehen verdankt, als auch aus dem überschwänglichen Gefühls- und Phantasiereichthum, welchen die Briefe enthalten, geht zur Genüge hervor, daß dieß Buch keineswegs eine Jugendunterhaltung abgeben kann. Brentano selbst hätte in späteren Jahren nicht mehr geschrieben, was er noch 1806 der Schwester sagte, und diese als Motto an die Spitze ihrer Sammlung stellte. Nach der damaligen Ansicht des Dichters mögen diese Briefe freilich „das Frömmste und Liebevollste gewesen sein, was er geschrieben" [1], aber er hat glücklicherweise bessere Titel auf einen dauerhaften und ungetrübten Ruhm, als diese Jugendfaseleien. Nichtsdestoweniger sind sie für den Biographen der beiden Geschwister von großer Bedeutung, eben weil sie in ihrer schrankenlosen Schwärmerei die tiefsten Blicke in das Seelenleben der Schreibenden gestatten. Clemens sagt dießbezüglich: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so spreche ich mich gegen Niemand gern aus, als gegen Dich, denn Du verstehst mich und freust Dich meiner. Mit den anderen Menschen verbindet mich nichts als ihre Seltenheit." [2]

Der Briefwechsel mit Bettina beginnt erst mit dem Frühjahre 1800, beim ersten Zusammentreffen von 1798 war die Schwester noch zu sehr ein Kind, als daß ein solcher Austausch sich sofort hätte entspinnen können.

In diesen Osterferien machte Clemens noch eine andere Bekanntschaft, und da es die erste von vielen ist, seien gleich hier einige Worte der Erklärung über den eigenthümlichen Charakterzug des Dichters in dieser Hinsicht gesagt.

Brentano war ein Verehrer der Schönheit und des Geistes, und wo immer er diese Eigenschaften mit Bescheidenheit und kindlicher Einfalt gepaart fand, fühlte er sich unwiderstehlich an-

---

[1] Frühlingskranz, Motto.
[2] Ebendaselbst S. 219.

gezogen. Da er aber bei seinem überwiegenden Gefühls- und Phantasieleben seine Leidenschaft nicht zu dämpfen wußte, geschah es, daß sein ganzes Denken, Dichten und Trachten in dem Gegenstand seiner Neigung aufging, und er für alles Uebrige auf der Welt gestorben zu sein schien. Wir wollen diese Schwäche des Dichters nicht im mindesten entschuldigen, noch weniger rechtfertigen, wir bedauern im Gegentheil aus tiefstem Herzen, so oft auf dergleichen Verhältnisse zurückkommen zu müssen. Andererseits möchten wir aber auch von Brentano den Verdacht jener Verkommenheit fern halten, die sich zu seiner Zeit in anderen höchsten literarischen Kreisen breit machte.

Um das Jahr 1798 erregte in Frankfurt eine junge Sängerin großes Aufsehen, und auch Clemens hörte gleich bei seiner Ankunft in der Vaterstadt oft den Namen und das Lob der Künstlerin aussprechen. Marianna Jung war ein Waisenkind und zählte 15 Jahre. Es dauerte nicht lange, so lernte Brentano sie kennen und fühlte sich zu ihr hingezogen. An eine Heirath war jedoch, abgesehen von der Jugend der Beiden, schon deßhalb nicht zu denken, weil Rath Willemer, der damals Wittwer war, ebenfalls ein Auge auf die Künstlerin geworfen hatte. Wie nun Brentano eines Tages recht betrübt über diese Zerstörung seiner jugendlichen Träume zu Frau Rath Göthe kam, war diese nicht wenig erstaunt ob der Trauer des sonst so heiteren Jünglings. „Wenn ich Ihn ansehe," sagte sie zu ihm, „geht es mir schier, wie jenem alten General; der sah einmal einen höchst kummervollen Menschen in den Schloßhof hereinschleichen, und als dessen elendes Aussehen sein starkes Herz rührte, zeigte er einem Bedienten den Armen und sprach: ‚Prügle Er mir den Menschen dort vom Hof hinweg, denn der Kerl erbarmt mich.' Steht es denn so gar schlimm mit Seinen Ländereien?" wandte sich dann die gute Dame an Clemens. „Er sieht ja drein, als sei der Scepter von Juda gewichen und der Herrscher von Seinen Lenden. Komme Er heut' Abend mit mir, es soll Ihm das schönste

Spektakel gezeigt werden, das je in Vadutz auf's Tapet gekommen ist."

Sie besuchten am Abend das Opernballet, „und ich sah etwas ganz Allerliebstes. Ein kleiner Harlekin, Fräulein Marianna Jung, kroch aus einem Ei und machte die zierlichsten Sprünge." — „Nu," sagte Frau Aja, „ist Ihm das nicht eine saubere Bescheerung?" — „Allerdings," erwiederte ich, „aber sie ist mir nicht bescheert, mir gebührt ein Steckenpferd, keine Puppe." Da sprach die Frau Rath warnend: „Erstens ist es auch

Keine Puppe, sondern nur
Eine schöne Kunstfigur,

und wenn Er denn so gewiß weiß, daß sie Ihm nicht gebührt, so hüte Er sich vor allen Kunstfiguren, denn sie sollen Ihm als Ruthen bescheert werden — das prophezeie ich Ihm." [1]

Clemens hat später im Gockelmärchen, das er der nachherigen Frau Willemer als „seinem lieben Großmütterchen" widmete, in mannichfacher Weise auf diese Begebenheit angespielt, weil er es leider erfahren, daß ihn Frau Göthe nicht mit Unrecht vor den „Kunstfiguren" gewarnt hatte. Für den Augenblick brachte freilich der Scherz noch nicht jene heilsame Wirkung in seinem aufgeregten Herzen hervor, den die alte Freundin bezweckt hatte. Clemens verfeindete sich sogar mit Rath Willemer und verließ endlich ärgerlich und mißstimmt die Vaterstadt.

Die neue Leidenschaft in der Seele, kam er wieder nach Jena, arbeitete an seinem Godwi weiter und nahm regen Antheil an den literarischen Fehden der Romantiker, die sich vorzüglich in den scharfen Aufsätzen des Athenäums abspielten. Im Uebrigen wurde wie immer wenig studirt.

Als dann Frau Sophie La Roche im Herbste 1799 ihre letzte Reise zu Wieland, dem Freunde ihrer Jugend, gemacht hatte,

[1] Ges. W. V. S. 15.

traf sie auf der Rückkehr ihren Enkel Clemens mit einer Guitarre am Wege und nahm ihn mit sich nach Frankfurt. Im goldenen Kopf fanden sie Bettina gerade am Clavier sitzend, wie sie die tollsten Läufe und Fugen in wilder Reihenfolge durchjagte. In dieser Stimmung wurde die Bekanntschaft der beiden Geschwister vom vorigen Jahre erneuert und weiter gesponnen. Bettina folgte der Großmutter nach Offenbach, Clemens blieb in Frankfurt. Weihnachten kam heran, die Wintermonate vergingen zwischen einem geräuschvollen Leben in der Stadt und stillen, häufigen Spaziergängen des Dichters zur Schwester. In den Gesellschaften Frankfurts las Clemens gewöhnlich vor, zumal Shakespeare, der soeben durch Schlegels Uebersetzung besser bekannt wurde. Alle hörten ihm gerne zu und waren entzückt von diesen Stunden[1], in denen der junge Vorleser und Ausleger fast ebenso sehr als der britische Dichter bewundert wurde. Oft aber lief Clemens aus dem lustigen Hause, wo die Freunde und Geschwister scherzten, hinaus durch die Frankfurter Allee, und über die Schneefelder nach Offenbach[2]. Dann stand er mit der Schwester auf der kalten einsamen Hoftreppe, wo sie die Winde zusammenflüstern hörten, und hielt ihr Vorlesungen über die Bildung ihres Herzens, über Bravsein und Fleiß im Clavierspielen, Singen, Zeichnen und Lernen, damit sich ihr Lebenskreis erweitere[3].

Spät in der Nacht wanderte er dann wieder allein durch das Schneegestöber den langen Weg nach Hause. Bettina aber lief in ihrer phantastischen Verehrung des Bruders mit der Morgendämmerung schon durch die Allee, wo alle seine Fußtritte eingeprägt waren; „wäre ich später gegangen, so hätten die Marktleute darauf herumgetrampelt.“[4]

[1] Frühlingskranz S. 349.

[2] Ebendaselbst S. 3. — [3] Ebendaselbst S. 3 u. 5. — [4] Ebendaselbst S. 349.

Was jedoch den Dichter hauptsächlich in Frankfurt zurückhielt, war die immer noch nicht bezwungene Leidenschaft zu Marianna Jung. Er sah freilich schließlich selbst das Vergebliche seiner Bemühungen ein, denn Willemer hatte das junge Mädchen der Bühne entzogen und zur Erzieherin seiner noch unmündigen Kinder gemacht, und mußte Clemens also auch die letzte Hoffnung aufgeben. Wenn er sich auch in spätern Jahren mit seinem früheren Nebenbuhler Willemer aussöhnte, so konnte er doch nicht umhin, in einer Art poetischer Rache für den „bösen Apone" in den Romanzen vom Rosenkranz einige Züge aus Willemers Charakter zu entlehnen. Die ehemalige Freundin dagegen verherrlichte er in demselben Werke durch die Figur „Biondetta's", deren Charakter und Auftreten dem Künstlerleben der jungen Marianna entnommen sind. Ebenfalls hat das traurige Lied:

„Es stehet im Abendglanze
Ein hochgeweihtes Haus,
Da sehen mit schimmernden Augen
Viel Knaben und Jungfrau'n heraus" u. s. w.[1]

auf das Verhältniß zwischen dem Dichter und Marianna Willemer Bezug, trotzdem sein Entstehen erst in das Jahr 1803 fällt. Im Böhmer'schen Nachlaß fand sich noch der erste Entwurf eines Gedichtes mit dem Titel „Der schreckliche Mann (Herr Willemer)", und darunter in späterer Schrift von Brentano's Hand: „Anfang einer Reihe von bitteren Romanzen oder Pomeranzen aus den sentimentalen Qualen der Studentenzeit"[2].

---

[1] Ges. W. II. S. 117.

[2] Vgl. über Frau Willemer: Preuß. Jahrbücher XXIV. Jahrg. 1868, 1. H.; Westermayers Monatshefte, September 1870. Im Buch Suleika des Divan sollen Nro. 5, 39, 42 von Marianna sein. In der allerneuesten Zeit jedoch wird ihr diese allerdings sehr zweifelhafte Autorschaft wieder streitig gemacht. Vgl. Göthe, Suleika und der

So endete Brentano's erster Jugendroman, dessen hier nur gedacht wurde, weil er in vielfachen Abspiegelungen die späteren Werke des Dichters durchzieht und darum zu ihrem Verständniß nicht wenig beiträgt.

Westöstliche Divan, Beilage zur Augsb. Allgem. Zeitung Nro. 53, 793 ff., 22. Febr. 1877.

3. Erstes schriftstellerisches Auftreten.

1800.

In den ersten Monaten des Jahres 1800 war Brentano wieder zu Jena im Kreise seiner Studiengenossen. Friedrich Schlegel hatte sich an der Universität habilitirt und versammelte eine außergewöhnliche Anzahl von Zuhörern um sich, denen selbst Hegel ohne ein Bedenken sich anschließen wollte. Friedrichs Bruder, August Wilhelm, bereitete die erste Sammlung seiner Gedichte zum Drucke vor, und auch Tieck war im October (1799) mit seiner Frau und der eben geborenen Tochter Dorothea herübergekommen. Alle wohnten im Hause A. W. Schlegels, das zum Mittelpunkt des gemeinsamen Dichterlebens geworden war. Hier vereinigten sich Friedrich Schlegel und Dorothea Veit, Fichte und Schelling, und Alle, die sonst eine Verbindung mit der neuen Kunstrichtung hatten, zu literarischen Kränzchen. Novalis, der gerade seinen „Ofterdinger" begonnen hatte, kam häufig von dem nahegelegenen Weißenfels herüber; Gries, die Künstler Bury und Genelli nebst Anderen gesellten sich hinzu. Auch Brentano fand bald Zutritt in diese romantische Akademie. Es waren besonders die Abendversammlungen bei Schlegel oder bei dem Buchhändler Frommann, der an Allem den lebhaftesten Antheil nahm, welche ein vollständiges Bild des geistigen Strebens und Ringens der romantischen Jugend zu geben im Stande waren. Jene Gesellschaft künstlerischer, geistreicher Naturen, welche Tieck in seinen Novellen so meisterhaft

zu schildern wußte, waren hier in Wirklichkeit zu finden. Jeder theilte mit, was er eben vollendet hatte, oder worüber er den Rath und das Urtheil der Freunde zu vernehmen wünschte. Da las Tieck sein eben niedergeschriebenes Gedicht „Die Zeichen im Walde", das einer Assonanzen-Aufgabe seinen Ursprung verdankte. Ein anderes Mal hielt Novalis einen Vortrag, der einen hitzigen Streit im Gefolge hatte, weil man fand, daß sich der Dichter darin zum Katholicismus bekannte. Brentano trug den ersten Entwurf seiner „Naturgeschichte des Philisters" vor, die er später (1811) in der jetzt bekannten Fassung umarbeitete. Fichte war damals zugegen und erhob sich nach beendigter Vorlesung mit den Worten: „Nun werde ich auch aus dieser Geschichte beweisen, daß eben der Brentano hier der erste und ärgste unter allen Philistern ist." Darauf gab er eine schlagende Kritik[1].

Der Erinnerung an das Jenaer Leben widmete Brentano einige bewegte Zeilen am Schlusse seines verwilderten Romanes „Godwi". Dieser Epilog, ein Nachruf an den „verstorbenen Dichter Maria", den lebenden Clemens Brentano[2], ist von August Winckelmann geschrieben und nach des Dichters eigenen Mittheilungen an Böhmer völlig autobiographisch.

Brentano's „äußere Erscheinung", heißt es dort, „war bizarr oder angenehm, aber immer anziehend; — seine Unterhaltung schnell, sehr lebhaft, immer witzig; — Vielen fremd, Einigen sehr lieb; — in seinem ganzen Dasein ein gewaltiges Ringen

[1] R. Köpke: „Ludwig Tieck." Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen. Leipzig 1855. I. S. 250 ff.

[2] Der Dichter Maria — Brentano's Pseudonym in seinen beiden ersten Werken — wird als verstorben gedacht und mit einer kurzen Biographie und einer ganzen Reihe von Leichengedichten beglückt, weil man auf diese Weise die Manier damaliger Poeten ironisirend nachahmen wollte.

seines Gemüthes und der äußeren Welt: — so sah ich Maria zuerst in Jena und fühlte mich schnell zu ihm hingezogen .... Wie es überhaupt in Jena Ton war, mit Allen bekannt, mit Wenigen vertraut zu sein — denn eine anständige Freiheit schuf eine glückliche Geselligkeit, in der leicht Jeder den fand, den er suchte — so fanden auch wir, Maria und ich, uns bald in einem fröhlichen Kreise gleichgesinnter Freunde .... Darf ich nennen, was uns Alle verband? Ein Dichter [1] hatte uns Alle geweckt, der Geist seiner Werke war der Mittelpunkt geworden, in dem wir uns selbst und einander wiederfanden .... Maria's Gemüth war früher von einem anderen Dichter [2] berührt, und seine dunkle, verstimmte Jugend konnte sich lange dem heiteren Genius Göthe's nicht vertrauen; aber bald verdankte er ihm, daß sein Schmerz Klage, sein Unglück Kraft, seine Trauer um Liebe Streben nach Kunst wurde." [3]

Und nun folgt die Aufzählung der dortigen Freunde und des Einflusses, den ein Jeder auf den Dichter gehabt hat.

„Er gestand mir gern, wie er sich erheitere in unserem Umgang; er fing an, sich und seinen Talenten zu vertrauen — mehrere Aufsätze, die noch nicht gedruckt wurden, sind in dieser Zeit geschrieben — sein Godwi entworfen, hin und wieder ausgeführt.

„In keinem glücklicheren Momente hätte er das angenehmste Verhältniß finden können, das er jemals hatte, Deine Bekanntschaft, Tieck, und den Umgang mit Dir, Friedrich Schlegel, und Deiner edlen Freundin [4]. Freundlicher Tieck ... Darf ich Dir sagen, wie wir Alle Dich liebten, wie Du uns im Leben be-

---

[1] Göthe.

[2] Hölderlin.

[3] Godwi II. S. 431.

[4] Die damals noch keineswegs „edle" verheirathete Dorothea Veit, Tochter Mendelsohns, die jedoch später mit ihrem nachherigen Gatten, Friedrich Schlegel, zum Katholicismus übertrat und durch ein heiligmäßiges Leben die früheren Unordnungen vollkommen sühnte.

gegnetest wie in der Dichtung, einfach, gütig, der Gottheit und der Vorzeit empfänglich, reich an treffendem Witz, reicher an Gefühl, Dichter und Künstler, wie es wenige sind? Von uns Allen hatten Deine Werke Maria am meisten gerührt. Er pries sich glücklich, je mehr er Dich sah, er ward fleißig, von Dir zu lernen ....

„Tiecks Umgang war ihm (Maria) ermunternd — Schlegels Nähe bildender. Wenige haben sich Dir, gute, fromme Seele, mit diesem Vertrauen genähert. Deinen Verstand, Deinen Blick, Deine tiefgefühlte Würde, Friedrich Schlegel, achtete Maria — Deinen verhüllten Enthusiasmus erkannte er. Sein Schicksal war ein ewiger Irrthum — so hat er euch verloren.

„Daß ich unter seinen Freunden noch die auszeichne, die am meisten auf ihn gewirkt haben. Die Wissenschaft mag Ritters[1] Genie, den erfindsamen Fleiß, den tiefen Geist und die heilige Ahnung seiner Untersuchungen dankbar bewundern. Maria liebte die Heiterkeit, mit der er ein großes Leben begann und den kühnen Witz seiner Unterhaltung.

„Von einer anderen Seite berührte ihn die seltene Erhabenheit in Klingemanns[2] Gemüthe. Trefflicher Spiegel

---

[1] Johann Wilhelm Ritter wurde zu Samitz in Schlesien am 16. Dezember 1776 geboren und starb bereits 1810 als Akademiker in München. Er war ein naturphilosophischer Physiker, von dem Göthe gesagt haben soll: „Wir sind alle nur Knappen gegen ihn". Seine Fragmente erschienen nach seinem Tode in Heidelberg und sollen nach Brentano's wiederholten Aeußerungen einen ausgezeichneten Geist bekunden. (Vgl. Zschokke, Miscellen für Weltkunde. 1810, Nr. 27. — Intelligenzblatt zur Leipziger Zeitung 1810, S. 72.)

[2] Ernst August Friedrich Klingemann, geb. 31. August 1777 zu Braunschweig, studirte in Jena die Rechte. Seine Vorliebe für die Bühne veranlaßte ihn, sich dieser ausschließlich zu widmen. So übernahm er denn 1813 mit der Schauspielerin Sophie Walther die

Deines Zeitalters! Dich weckte schon in früher Jugend der Genius mit versteckten Erfindungen, dem Irrthum zu begegnen — was Du geschrieben, ist eine stille Persiflage der herrschenden Schwäche — mit kluger Mäßigung verhüllst Du Dein Vorhaben und Deine Originalität. Viele sind Dir begegnet, ohne Dich zu erkennen, unbesonnene Kritiker tadeln Deine Werke, die sie dem Aeußeren nach beurtheilen — die Nachwelt wird Dir danken."[1]

Der Trost, den hier nach Winckelmann Clemens in Göthe's Dichtungen und dem Umgang mit so vielen Freunden gefunden haben soll, war übrigens nicht weit her. Sein dunkles Gemüth blieb noch lange dunkel, bis erst nach vielen vielen Jahren die Quelle des Lichtes erschien und tröstende Sterne in die frühere

Leitung des braunschweigischen Theaters und erwarb ihm solchen Ruf, daß sich dasselbe im Jahre 1818 zur Nationalbühne erhob. Klingemann wurde im Jahre 1819 als Dr. philosophiae und Professor am braunschweigischen Karolinum angestellt und endlich 1830 mit dem Generaldirectorium der Hofbühne beehrt. Er starb am 25. Jan. 1831. „Klingemann verstand es, in seinen Dichtungen die Menge durch Berechnung des Effekts, Pracht und Glanz der Sprache zu blenden und sich eines ephemeren Beifalls von Seiten des Theaterpublikums zu erfreuen. Seine Leistungen sind aber bereits heute sämmtlich vergessen, da es ihnen an Tiefe, Gehalt und innerer Wahrheit fehlt und sie als sehr oberflächliche Nachbildungen Schiller'scher Weise keine bleibende Wirkung erzielen konnten." (Wolff, Encyclopädie der deutschen Literatur.) Um die Zeit der Freundschaft mit Brentano hatte Klingemann bereits mehrere Werke anonym veröffentlicht und auch gerade im Jahre 1800 die Zeitschrift „Memnon" begonnen, zu der Brentano unter dem Pseudonym „Maria" einige Beiträge lieferte. Die Zeitschrift (Leipzig, Reni 1800, 8°) lebte nicht länger als ein Jahr. Klingemann schrieb später (Braunschweig 1819 bis 1827) „Erinnerungsblätter" unter dem Titel „Kunst und Natur" mit vielen biographischen Nachrichten; ob er sich auch des Jugendfreundes Brentano darin erinnerte, konnten wir nicht erfahren.

[1] Ges. W. VIII. S. 108.

Nacht hineinschimmerten. Da wurde sein Schmerz Klage über die verlorene Jugend, sein Unglück Kraft und Stärke im Glauben, seine Trauer immerwährendes Streben und Sehnen nach wahrer christlicher Vollkommenheit und nach dem ewigen Heimatlande.

Es ist höchst rührend, eine andere Schilderung des damaligen inneren Zustandes aus des Dichters eigenem Munde zu hören. Sie dient nicht bloß zur Vervollständigung des Bildes, sondern ist geradezu nothwendig, um uns den tiefsten Charakter Brentano's erkennen zu lassen. Wir entnehmen sie einem Briefe, den er in den ersten Monaten des Jahres 1801 an seine Schwägerin schreibt, und in welchem er mit einer kindlichen Offenheit seinen traurigen Zustand darlegt:

„Ich bin recht traurig, liebe Seele! ... Es ist eigentlich nicht recht, daß ich Dir jetzt schreibe, weil es so traurig wird, aber verzeih' mir, ich kann nichts Anderes thun, es ist mir unter allen meinen Arbeiten das Süßeste und Tröstendste, ja das einzig Mögliche. Ich habe viele gute Freunde, aber sie sind es nur wegen meines äußeren Wesens, in's Innere kann die Freundschaft niemals blicken, da reicht nur die Liebe hin, ohne zu verwunden; die Liebe suchet sich in Einem, und die Freundschaft suchet Einen für sich.

„Es ist schon wieder ein Tag vorüber. Ich hätte Dir diesen Brief schon gestern schicken können, aber Du dauertest mich, ich dachte: morgen wird dir vielleicht wohl sein, und da kannst du der Toni was schreiben, worüber sie sich freut, aber es ist nicht so geworden. Ich bin mit Fleiß spazieren gegangen, habe aber die Freude draußen nicht gefunden ....

„Wenn ich spazieren gehe, dann muß es nicht gut mit mir sein; denn ich kann es dann nicht mehr mit mir aushalten. Ich sehe dann im Gehen immer an die Erde, und oft drehe ich mich um, und sehe traurig zurück. Wenn ich an den Himmel sehe, kommen mir Thränen in die Augen; im Himmel und im

eilenden Wasser wohnt eine Sehnsucht, die Alles mit sich hinabzieht, wie eine Sirene. Darum sehe ich, möchte ich sagen, immer in mich hinein, und spreche mir allerlei Wiegenlieder vor, damit das weinende Kind in meinem Herzen endlich schweige. Ich bin an diesem Kummer nicht schuld, es ist so, ich kann auch Freuden haben, wie wenige Menschen." [1]

Diese traurigen Zeilen sind keineswegs der Ausdruck eines jugendlichen Weltschmerzes. Das „Kind" in der Brust des Dichters war das warnende, tadelnde Gewissen, Clemens war unzufrieden mit sich selbst, weil er sah, daß es anders mit ihm sein müßte. Was half es ihm, in der Kunst sein Genüge und eine Stütze an Schlegels bildender Nähe zu suchen! Schlegel und die anderen Freunde konnten ihm nur eine Kunstreligion bieten, in der nach Schlegels eigenen Worten die Aesthetik als Vollenderin des Lebens und der Philosophie galt, „die Moral, von Kant über die Religion gestellt, zwar ihre Stelle wieder unter dieser einnehmen mußte, die Religion selbst aber wieder eins war mit der Kunst".

---

[1] Ges. W. VIII. S. 108 f. — Frau Schöff Antonia Brentano war die Tochter des Hofrathes Johann Melchior von Birkenstock in Wien. Ihr Vater war Josephinist vom reinsten Wasser; doch war Antonia, die in einem Kloster der Ursulinerinnen zu Preßburg ihre Erziehung genossen, weniger von dem Hauche der Zeit berührt worden. Zugleich erhielt sie in Franz Brentano 1798 einen Gatten von echt treuer, biederer Gesinnung, so daß der alte Schwab mit Recht seine Herrin begrüßte: „Madame, Sie haben den bravsten Mann von ganz Europa." Sie war die geachtetste Dame Frankfurts, gleich ausgezeichnet durch seine Bildung wie durch moralischen Werth und aufrichtige Frömmigkeit. Die größten Männer gingen bei ihr aus und ein, schätzten und liebten sie. Göthe und Sailer widmeten ihr die Ausgabe ihrer Gesammtwerke. Für die Brentano'sche Familie insbesondere blieb sie siebenzig Jahre lang das vermittelnde Centrum, stets schlichtend und tröstend und gleich einem Magnete Alles an sich ziehend. Sie starb am 11. Mai 1869.

Und welche Moral! Brentano hatte gerade in seinem Jenaer Freundeskreise so seltsame Beispiele sittlicher Verkommenheit vor Augen, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn sie nicht nachtheilig auf sein Leben, Dichten und Trachten gewirkt hätten.

Wenn er in seinem Godwi die freie Liebe schildert und verherrlicht, so hatte er in dem Umgang mit den Jenaer Freunden, unter welchen die Culturdame Karoline Böhmer, ihre Tochter Auguste, die damals noch jüdische Veit-Mendelsohn in ihren verwickelten Verhältnissen zu den beiden Schlegel und dem Philosophen Schelling, allbekannt sind, sprechende Muster vor Augen [1].

Auch Brentano hatte kein zartes Gewissen, aber diese Dinge standen doch zu sehr im Widerspruche mit seiner edleren Gesinnung, als daß er nicht davon verletzend berührt worden wäre; doch ganz sich ihnen entziehen wollte er auch nicht.

So vollendete er denn unter ihrem Einfluß, im Taumel dieses Umgangs, seinen „Godwi", dieß „kranke, krüppelhafte Kind", wie er den Roman in einem Briefe an Tieck mit unwillkürlicher Aufrichtigkeit nennt [2].

Brentano schrieb diesen Roman in seinem zwanzigsten Jahre [3], als er, wie er später zu sagen pflegte, „noch ganz unwissend war, als er noch nicht zu sich selbst gekommen und darum minderer Zurechnung fähig war". Es kann den Herausgebern der Gesammelten Schriften nur zum Lob angerechnet werden, daß sie diesen Erstlingsroman nicht unter die Werke ihres Bruders

[1] Vgl. Zeit- und Lebensbilder von Joh. Janssen: Eine Culturdame, passim.

[2] K. v. Holtei: „Briefe an Tieck." Breslau 1864. I. S. 96. Brief, dat. Marburg, 11. Januar 1802.

[3] „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter, ein verwilderter Roman von Maria." Bremen. I. 1801; II. 1802. Die Vorrede zum ersten Bande ist datirt: Juni 1800 und soll nach ihrer Angabe das Werk zu Anfang des Jahres 1799 vollendet gewesen sein. Vgl. die „Scene aus meinen Kinderjahren". Ges. W. II. S. 285 ff.

aufgenommen haben, sie haben dadurch nicht allein der deutschen Literatur keine Kunstperle entzogen, sondern dem guten Geschmack und der öffentlichen Sittlichkeit ebensowohl als dem ausdrücklichen Wunsche des Dichters gerechte Rechnung getragen. Clemens selbst suchte den Godwi und einige andere Stücke seiner Jugendmuse überall zu zerstören, wo er ihrer später habhaft werden konnte. „Diese Dichtung machte ihm bis zu seinem Tode wahren Kummer, er verdammte sie als eine Jugendsünde, es ängstigte und bekümmerte ihn, dieselbe in einer unschuldigen Hand zu wissen.“ Was die künstlerische Seite betraf, pflegte er sie zu verspotten, indem er gegen Freunde äußerte: „Dieser verwilderte Roman führt den Namen Godwi, damit der Leser gleich sagen kann: Gott, wie dumm!“

Die Kritik, welche G. Görres von diesem Jugendwerk gegeben hat, enthält Alles, was darüber vernünftigerweise zu sagen ist:

„Der erste Band ist in Briefform, einer Form, eben recht bequem, sich nach Herzenslust nach allen Seiten hin in tausend Abschweifungen zu ergehen; einen kunstreichen Zusammenhang in das Ganze zu bringen, den Knoten sinnreich zu schürzen und das Interesse für die spielenden Personen zu erwecken und in steigendem Grade zu spannen, kam dem jungen Dichter gar nicht in den Sinn; so wird der unglückliche Leser genöthigt, durch die ewigen bizarren Sprünge und Absprünge mißmuthig gemacht, weite langweilige Sandsteppen verwirrter Ideen über Kunst und Leben, nebulirender Gefühle und Ansichten, wie sie damals bei den Jenenser Studenten in der Mode waren, zu durchwandern.

„Der Dichter langweilte sich selbst über seiner eigenen Arbeit; daher kehrt er selbstmörderisch im zweiten Bande seine satirische Spitze gegen den ersten, die dort gezeichneten Charaktere verhöhnend und nach dem Ende der langgesponnenen Geschichte verlangend. Hier hat er auch die Form geändert. Es sind

keine Briefe mehr, die uns mitgetheilt werden. Godwi, der Held des ersten Bandes, tritt in den Hintergrund, und der Verfasser des Romans, der Dichter Maria, nun als erste Person hervor. Bizarr, wie das ganze Werk, ist auch dieser Wechsel. Hier erfahren wir nämlich, daß der Dichter Maria aus keiner anderen Absicht, als um die Tochter einer der briefschreibenden Personen des ersten Bandes zu erhalten, von ihm den Briefwechsel erhielt, damit er sich durch die geschickte Herausgabe desselben die Hand der Erwählten verdiene. Er machte aber seine Sache schlecht. Der erste Band mißfällt. Von dem Vater abgewiesen, reist er nun selbst mit seinem ersten Bande zu dem Haupthelden der Briefe, Godwi, um von ihm den weiteren Verlauf seiner Liebesabenteuer zu erfahren, über deren Langweile er nun schon mit ironischem Munde zu klagen anfängt.

„Godwi liest erstaunt seine eigene Geschichte; das Buch in der Hand, führt er den Verfasser in seinem Garten umher, und ihm einen Teich zeigend, sagt er: ‚Dieß ist der Teich, in den ich Seite 266 im ersten Bande falle.‘ Sie beschließen nun, den zweiten Band zusammen zu machen. Maria langweilt sich und drängt den Godwi zum Schluß; er wird darüber krank, schreibt aber auf dem Krankenbett noch immer fort; warum? — um seine Begräbnißkosten herauszubringen. Der Arzt warnt ihn, es komme hiebei nichts heraus, indem das Schreiben seiner Gesundheit nachtheilig sei; er entgegnet aber: es komme im Gegentheil nichts für ihn, den Arzt und Apotheker heraus, wenn er sterbe, ohne das Buch vollendet zu haben. Er stirbt nun wirklich, und es folgt der Bericht eines Freundes über seinen Tod, und endlich die Gedichte seiner übrigen Freunde als Nachruf an den Verstorbenen, der aber eben kein Anderer ist als Clemens Brentano, der in diesen seinen Leichengedichten die Manier der damaligen Dichter ironisirend nachahmt.“ [1]

---

[1] Hist.-polit. Blätter XV. 1. Heft.

Das Beste oder vielmehr einzig Künstlerische in den beiden Bänden sind die Gedichte[1]. In ihnen zeigt sich der spätere Brentano in ungeahnter Weise. Die Mehrzahl derselben sind auch in die Gesammtausgabe der Werke aufgenommen worden. Besonders überrascht uns der volksthümliche Ton, den einige dieser Lieder so vollkommen treffen, daß wir annehmen müssen, der Dichter habe sich schon um diese Zeit auf das Innigste mit jenen Denkmalen alter Dichtung bekannt gemacht, die er später mit seinem Freunde Arnim durch die Sammlung des Wunderhorns dem Bewußtsein der Nation wieder nahe bringen sollte.

So finden wir bereits das schwermüthige Lied „Großmutter Schlangenköchin“:

„Maria, wo bist du zur Stube gewesen?“ u. s. w.[2]

Ferner das katholische Kirchenlied vom Schnitter Tod (II. S. 350). Halb Volkslied, halb eigene Dichtung ist das II. S. 92 mitgetheilte Gedicht:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Du bist mir ein edler Zweig,
So treu bist du, man glaubt es kaum,
Grünst Sommers und Winters gleich“ u. s. w.

Die eingestreuten Originaldichtungen des zwanzigjährigen Sängers stehen dem Besten ebenbürtig zur Seite, was die Sturm-

[1] Wir reden hier natürlich nur vom rein formellen Standpunkte, in sittlicher Beziehung sind sie meistens Kinder ihrer Zeit. Was die eben berührten Nachahmungen anderer damaliger Dichter angeht, ist es selbstverständlich, daß sie nur ein kritisches Verdienst haben. Sie stehen im II. Bande der Ges. Schriften S. 338—345, und den Schlüssel dazu bietet uns nach den eigenen Angaben des Dichters die Einleitung zu den Briefen. Ges. Schriften VIII. S. 27 f.

[2] Nebst dem „König von Thule“ pflegte Brentano besonders dieses Lied gern mit seiner vollen reichen Stimme zur Guitarre nach eigens erfundenen Melodien zu singen. Es war für ihn zugleich eine Erinnerung an seinen Aufenthalt bei der Tante Möhn in Koblenz.

periode der Romantik aufzuweisen hat. So unter anderen die Romanze (II. S. 216):

„Ein Fischer saß im Kahne,
Ihm war das Herz so schwer“ u. s. w.

Ebenso die Ballade von der Lurlei (II. S. 392)[1]:

„Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin“ u. s. w.

Vor Allem aber das bis auf eine oder zwei Strophen auch sittlich reine Gedicht von den Musikanten (II. S. 393)[2]:

„Da sind wir Musikanten wieder“ u. s. w.,

in welchem sich die Gewalt des Dichters über die Sprache in dem herrlichen Refrain offenbart, der wie ein wilder Chor ausgelassener Lustigkeit die einzelnen Schmerzensschreie der Solostrophen zu übertäuben scheint:

„Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schwester trägt mich auf dem Arm,
Auf's Tambourin muß rasch ich pochen, —
Sind wir nicht froh? Daß Gott erbarm!
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen darin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,

---

[1] Es ist Clemens Brentano selbst, der zuerst diese später so volksthümliche Sage erfunden hat. Er knüpfte seine Dichtung an den Namen des vorspringenden Schiefer-(Lei-)berges, und bot so zu allen späteren Bearbeitungen desselben Gegenstandes einen poetisch zugeschnittenen Stoff.

[2] Vgl. „Des Knaben Wunderhorn“ I. S. 29. — Die Mehrzahl der genannten Lieder gingen auch in die Gesammtausgabe über; vgl. II. S. 99, 103, 333, 391, und besonders die schönen Sonette auf zwei seiner Schwestern S. 481 und 482.

Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen an's Herz
Mit Freud' und mit Schmerz!"

Der „lustige Musikant" war leider der Dichter selbst, der mit all' der Lustigkeit der Kunst den tiefen Jammer seines Herzens einschläfern wollte.

Godwi hatte übrigens kein besonderes Glück, er ging fast spurlos vorüber, und spukt heutzutage nur mehr in den Köpfen der liberalen Literaturgeschichtsschreiber, denen er einen willkommenen Vorwand an die Hand gibt, mit einigen stereotyp abgeschriebenen Phrasen den Stab über den phantastischen, verschwommenen, unsittlichen 2c. 2c. Dichter zu brechen. Ein vernünftiger, parteiloser Kritiker aber wird vom Godwi ebensowenig einen Brentano datiren, als einen Göthe von seiner Kirchenliedersammlung oder einen Schiller von seinen Räubern; auch der schönste Schmetterling war ja einmal Raupe.

Der Dichter tröstete sich leicht über den literarischen Mißerfolg; nirgends findet sich eine Klage über Undankbarkeit der Lesewelt, Verkennung seines Genies u. dgl. Er gesteht selbst mit einer eigenthümlichen Offenheit in der Vorrede zum zweiten Bande: „Das Buch hat keine Tendenz, ist nicht ganz gehalten, fällt hie und da in eine falsche Sentimentalität. Ich fühle es jetzt. Da ich es schrieb, kannte ich das Alles noch nicht; ich wollte damals ein Buch machen und itzt erscheint es nur noch, weil ich mir in ihm die erste Stufe, die freilich sehr niedrig ist, gelegt habe. Ich vollendete es zu Anfang des Jahres 99, hatte mich damals noch nicht der Kunst geweiht und war unschuldig in ihrem Dienste. Ich werde sie an diesem Buche rächen oder untergehen."

Vor dem Erscheinen des Godwi hatte Brentano bereits versucht, die Kunst, wenn auch nicht an sich selbst, doch an Anderen zu rächen. Er verfaßte nämlich um jene Zeit die „Satiren und

poetischen Spiele", welche auch sofort, noch vor Godwi, bei W. Rein in Leipzig erschienen [1].

„Entzündet von der Nähe jener großen Männer (Schlegel, Tieck u. s. w.), erheitert durch den Umgang dieser und der anderen Freunde, ward Maria gesunder, heiterer wie je zuvor. In wenigen fröhlichen Stunden schrieb er das muthwillige Spiel ‚Gustav Wasa'. Wer es beurtheilen wollte, müßte den Witz und die Laune kennen, mit der es geschrieben wurde, und die Erbitterung, mit der er den verderbten, nichtswürdigen Geschmack um so mehr haßte, je mehr ihn der Geist der Poesie durchdrang." [2]

In diesen Satiren „läßt sich freilich bereits jenes Genie, das sich später allen Hemmnissen und Irrungen zum Trotz mächtig emporrang, keineswegs verkennen"; in „Form und Inhalt jedoch blieben sie nichtsdestoweniger größtentheils eine wenig ansprechende und langweilige Mißgeburt der ausschweifenden, romantischen Genialität jener Zeit" [3]. Nur eine schneidende Erbitterung und schonungslose Ironie durchwehen dieses Spiel und stürmen vor Allem mit ätzender Schärfe gegen Kotzebue an, den Clemens bis in sein hohes Alter nie leiden mochte [4].

Eben war der Kampf der Romantiker mit Kotzebue und Seinesgleichen durch das Erscheinen der „Ehrenpforte des Theaterpräsidenten" von A. W. Schlegel in seiner ganzen Heftigkeit entbrannt [5]; Clemens stellte sich mit seiner Turnierlanze

---

[1] Satiren und poetische Spiele von Maria. Erstes Bändchen: Gustav Wasa. Leipzig 1800.

[2] Godwi II. S. 433.

[3] Hist.-polit. Blätter XV. S. 13.

[4] Gewöhnlich schloß er seine literarischen Unterhaltungen mit einem Sarkasmus auf den „Theaterpräsidenten", den er scherzend „Kotzebububu" nannte.

[5] Kotzebue hatte gegen das Athenäum seinen „hyperboreischen Esel" geschrieben, eine Satire, die viel von sich reden machte und

gleichfalls auf den Plan. Drei Jahre früher hatten Göthe und Schiller, die gereiften Dichter, ihre Xenien gleich Füchsen mit brennenden Schwänzen in die rappeldürren Saatfelder der Philister entsendet; sie hatten damit dem Spotte und der „göttlichen Grobheit“ Thür und Thor geöffnet. Ihnen suchte Brentano es, so jung er auch war, mit besten Kräften nachzuthun. Der Theatermisère und dem ganzen Literatenthum gibt er seine Geißelhiebe; Dichter, Schauspieler, Componisten, Kritiker und Publikum erhalten von dem jungen Satiriker ihren Theil an Spott und Hohn. Nur wenige Auserwählte bleiben verschont und werden sogar noch mit Lobpreisungen gefeiert. Zu diesen Wenigen gehören der Physiker Ritter, Tieck und die beiden Schlegel, der eine als Kritiker und der andere als Verfasser der „Lucinde“!

Schon die Vorrede des Stückes ist charakteristisch. Mit kecker Verwegenheit wirft der Dichter dem Publikum den Fehdehandschuh hin, indem er die Verse Boileau's anführt:

„Un auteur à genoux dans une humble préface,
Au lecteur qu'il ennuye a beau demander grâce,
Il ne gagnera rien sur ce juge irrité,
Qui lui fait son procès de pleine autorité.“

Clemens hat diese Herausforderung zeitlebens nicht wieder zurückgenommen; wie er sich in diesem Erstlingswerke als kaum zweiundzwanzigjähriger Jüngling nicht um die Gunst der Menge kümmerte, so buhlte er später noch viel weniger um dieselbe. Darum vergreift er sich auch mit schonungsloser Ironie an den

---

der von den beiden Schlegel herausgegebenen Zeitschrift manchen Nachtheil brachte. August Wilhelm übertraf indessen Kotzebue bei weitem an Witz und rächte sich bitter durch obige Burleske. Der vollständige Titel derselben lautet: „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue bei seiner Rückkehr in das Vaterland bei Plattheit.“ Kotzebue's Haft und Reise in Sibirien bildet die Vorlage.

beliebtesten literarischen Größen. Im Personenverzeichniß figuriren unter Anderen: Kotzebue, Schiller's Musenalmanach von 1800, Jacobi's Woldemar, Jean Paul als englisches Humorbier, zwei junge Transcendentaltheologen, Jakob Böhme[1], ein Herr Abonnement, der von Kotzebue's Lakaien gehängt wird, eine wohlgezogene Dame, Frau Amalia Imhof, und schließlich „gemeiner Pöbel". Mit unzähligen Wortspielen greift Clemens die poesie- und gemüthlose, mattherzige Gemeinheit eines Familienlebens an, das von keiner sittlichen Würde, keinem natürlichen Adel getragen wird, sondern in dem Alles hohl, kalt und übertüncht ist. Die „geistlose Frivolität" damaliger Zeit mit ihrer empfindsamen Kammerzofen-Moral wird lustig mit Carnevals-Dragée beworfen und in ihrer ganzen Nichtigkeit dem Gelächter preisgegeben. Dem Publikum, das ganz von Kotzebue's Stücken entzückt ist, ruft Brentano verächtlich zu: „Je mehr der Pöbel sich am Pöbel spiegelt, desto größer wird der Pöbel." Kotzebue's Stücke aber jauchzen entgegen: „Juchhei! wir sind Kinder eines Volksdichters — lauter gemeines Volk." Brentano läßt nun eine ganze Bibliothek gegen dieß Gesindel anrücken; Klassiker und Kirchenväter erheben zürnend ihre verdammende Stimme: „Das Laster strömt durch die Thüre, welche sich der Wollust öffnet." Gegen Kotzebue's Gustav Wasa erhebt ein Band der schwedischen Geschichte die Anklage, sie sei voller Eselsohren; Kotzebue, der den Gustav Wasa in ihr verhunzt, habe diese Spuren von sich zurückgelassen. Der Schwedenkönig Gustav Wasa und die übrigen Personen des Schauspiels von Kotzebue treten nun selbst, nach Weise eines Puppenspiels, in Knittelversen auf; lauter Ritter der gemeinsten und traurigsten

---

[1] Wohl mit einigen Seitenhieben auf Tieck, der sich damals ganz in den theosophischen Schuhmacher vertieft hatte und darüber in den literarischen Abendgesellschaften oftmals mit Fichte in heftige Disputationen gerieth. (Köpke a. a. O. S. 253.)

Gestalt, würdige Gegenbilder der Vergangenheit zu den Scenen aus dem Familienleben der Gegenwart. Gustav Wasa, eben der dänischen Gefangenschaft entsprungen, erscheint unter der Verkleidung eines Knechtes, im Dienste von reisenden Ochsentreibern, ein schlotternder und stotternder, armseliger Tropf, ohne Muth, ohne Geist und Witz; in dem verwaisten, unterdrückten Schweden haust unterdessen der Feind: „Wasa's sel'ge Wittib ist die Firma." Eine Schenkwirthin sucht dem vertriebenen, kotzebue'schen König mitleidig einige Courage beizubringen, sie singt ihm vor:

„Heia popeia! Wasa ist da,
Heia popeia! Gustav, sei froh!
Verkaufe dein Bettchen
Und leg dich auf's Stroh:
Da sticht dich keine Feder
Und beißt dich kein Floh,
Heia popeia!"

In dieser Weise schreitet das Puppenspiel als übermüthige Parodie von Kotzebue's leerem Bombast, falscher Rührung, sich überstürzenden Situationen und grellen Theatereffekten schonungslos voran. Ein rasend gewordener gestiefelter Kater sucht endlich, voll Rachewuth über die Befreiung des Vaterlandes, dem Helden den Vorsprung abzugewinnen. Alsdann wird ein anderer Held Kotzebue's, der Ritter Bayard „sans rime et sans raison", auf die satirische Folter gespannt. Der Theaterpräsident hatte in dieser Rolle das Fratzenbild übertriebener Lasterhaftigkeit dargestellt, während Bayard's Gemahlin, Blanka, als eben so hoch potenzirte Tugendhaftigkeit erscheint. Brentano läßt Blanka vor lauter Tugend zerplatzen, Bayard aber schmilzt zu einem unsichtbaren Aschenhäufchen zusammen. Schließlich folgt das Begräbniß, bei dem als Grablied gesungen wird: „O Kotzebue! o Kotzebue! Gott sei der armen Seele gnädig!" Das Publikum aber entläuft zum „Kasperle", und unser Dichter

schließt mit den seltsamen, für jene Theaterstücke treffenden Worten: „Vielgeliebtes Publikum, wir wollen fortgehen; hier ist nicht gut bleiben. Uebrigens werden Sie eingestehen, daß im grenzenlosen Maße die Tugend und das Laster dasselbe sind — nichts.“

Wenn man bedenkt, mit welchem Beifall Kotzebue's Helden über die Bretter spazierten und welche Anerkennung diese moralische Nichtswürdigkeit zur Schmach unserer Nation damals fand: so können wir der kecken und ernstgemeinten Verwegenheit Brentano's unsere Anerkennung nicht versagen. Auf dauernden Werth konnte natürlich eine solche Gelegenheitsdichtung nicht Anspruch machen. Mit den Zuständen und Erscheinungen jener fast vergessenen Zeit sind auch die Anspielungen des Dichters unserem Interesse und Verständniß entschwunden. Für den Kulturhistoriker dürfte sich das Spiel jedoch immer noch empfehlen. In den Satiren kommen einzelne vortreffliche Scenen[1] vor, und eigenthümlicher Weise hatte Clemens damals bereits, als

[1] Wir theilen zum Beweise zwei Scenen aus den Satiren mit.

Theaterloge.

(Nach der Aufführung des Gustav Wasa.)

Ein Autor (zu Kotzebue): Sie sind zu bescheiden, unstreitig wegen Ihres Stückes. Sie haben wohl lange d'ran gearbeitet?

Kotzebue: In tenui labor.

Echo: In labore tenuis.

— —

Aesthetisches Publikum: Vier Damen.

(Vor der Aufführung des Wasa.)

1. Dame: Es wird gar nicht mehr recht beleuchtet; man wird gar nicht sehen, was das Stück für einen Eindruck auf einen macht.

2. Dame: Es ist fürchterlich; ein ehrliches Mal im Jahre komme ich her und heute so gut als incognito. Mein Mann wird sich ärgern, daß man mich gar nicht sieht.

3. Dame: Meiner hat bei seinen Sonderbarkeiten diese nicht.

die größten Geister sich noch apathisch verhielten, ein recht patriotisches Wort für das deutsche Vaterland, dem von Westen her die Knechtschaft drohte. Während der Eingangs-Symphonie zum Gustav Wasa läßt der Dichter einen Offizier, der von der Mainzer Blokade kommt, in einem Paroxysmus ein Gedicht über diese Belagerung recitiren, das reich an poetischen und patriotischen Momenten ist. Dafür wird der Offizier bei seinem Erwachen kassirt, degradirt, des Landes verwiesen, damit er sich in Zukunft vor solchen „inhumanen, friedbrecherischen Convulsionen" hüte.

Muß nun auch unser Urtheil über diese Satiren im Ganzen und Großen tadelnd ausfallen, so dürfen wir doch mit Sicherheit annehmen, daß die offen ausgesprochene Entrüstung unseres Dichters über die damalige literarische Versunkenheit keine erheuchelte war. Kurz nach Abfassung dieses Werkes schrieb er die Vorrede zum „Godwi", in welcher er die Spitze der Satire aus gleichem Grunde gegen sich selber kehrte und mit freimüthiger Entschiedenheit seine eigenen Verirrungen eingestand. Auch werden wir ihn von jetzt an in all' seinen Schöpfungen einer

---

4. Dame: Wenn nur heute recht viele Maschinen vorkommen; ich liebe sie à la fureur.
3. Dame: Wenn es nur was zu lachen gibt, da mag es noch so schlecht beleuchtet sein, der Eindruck kommt doch zu Tage.
1. Dame: Ich komme allein, um gerührt zu werden, um zu weinen. Die Welt soll sich überzeugen, daß ich nicht so hartherzig bin.
3. Dame: Das kann ich nun gar nicht brauchen. Mein Mann sorgt mir dafür zu Hause.
4. Dame: Maschinen! Maschinen!
3. Dame: Lachen! Lachen!
1. Dame: Thränen! Thränen!
2. Dame: Licht, Licht! Das Andere ist Alles bürgerlich Zeug.

(Das Orchester beginnt.)

klareren und reineren Richtung und Auffassung der Kunst zustreben sehen. Godwi und die Satiren sind Brentano's Sturm- und Drang-Dichtungen, sein „Werther" und seine „Räuber". Er hatte sie beide unter einem fremden Namen herausgegeben, weil er sie nicht würdig erachtete, einen ehrenwerthen, unbescholtenen Familiennamen zu tragen. Eigenthümlich genug läßt er im Godwi den Verfasser „Maria" sterben, wodurch er uns wohl zu verstehen gibt, daß er seine Richtung schon damals verdammte und den Godwi-Brentano zu den Todten zählte. Lassen also auch wir die Todten ruhen, und folgen wir lieber dem langsamen Aufsteigen des Dichters von diesen tiefen Stufen.

Hören wir noch zum Schlusse, was Bettina über die Satiren des Bruders dachte. Clemens hatte dieses zuerst gedruckte Kind seiner Muse der Großmutter überschickt, die es sorgfältig vor der Enkelin verbarg. Warum verehrte er der Schwester kein Exemplar? Hielt ihn nicht wohl jenes Gefühl, das ihn im Sommer 1804 an Bettina in tiefem Unmuth über die Abscheulichkeiten der sogenannten Aufklärung schreiben ließ: „Ich verstehe unter diesem Unheil bloß das Verderben der Töchter, worüber von Familienvätern und älteren Brüdern, ja oft von den Verderbern selbst geklagt wird, und ich will gerne als Märtyrer für die Aussage sterben: Kein treuer und unschuldiger Greis und Vater kann würdigere Thränen weinen, als um den Untergang der Religion; — so ganz, was der kräftige, unschuldige, gemeine Mann Religion nennt, nicht das neue Wort! ..." Die Bildung ist an diesem Untergange schuld und, sagt er, „die Weiber oder Mädchen sind die kränksten an dieser Afterbildung, ihre krankhafte, unbefriedigte Laune ist Empfindung, ihr Fieber Begeisterung, ihre Sittenlosigkeit wird Philosophie .... Heutzutage sind die meisten gebildeten Mädchen äußerst miserabel, da sie gerade darin die Ausbesserung nöthig haben, was das Heiligste des Menschen ist, im Verstande, der Liebe, im Herzen und der

Zucht.“ [1] Die Achtung vor dieser Zucht im Herzen der Schwester widerrieth ihm, ihr das Buch zu schicken. Bettina bekam es aber dennoch. „Ach! verzeih' mir's, ich habe ein Buch von Dir gelesen,“ schreibt sie. „Bei der Großmutter lag es — und ich hörte, daß sie darüber sprach — sie wollte aber gar nicht, daß ich es wissen solle, sie legte es auch sorgfältig unter andere Bücher. Wie ich aber allein in ihrem Arbeitszimmer war, wo ich schlafe, ließ es mich nicht ruhen, ich dachte immer, es sei wohl besser, nicht nach dem Buch zu suchen, aber ich hab's doch gelesen. Du hattest mir nie davon gesagt, und ist's denn wahr, daß es von Dir ist? — und so Vieles, was mich ganz verwirrt! — Große und kleine, thörichte und vernünftige Begebenheiten scheinen mir darin verflochten, und dann scheint es mir sonderbar geschwärmt, und Höhen und Tiefen, die meinem Geiste wie ein Räthsel daliegen. ‚Maria's Satiren‘ heißt dieß Buch — ist das vielleicht wie die Schuld und die Unschuld eine verkehrte Rolle spielen in der Welt oder ist es scharfes und schonungsloses Beobachten und Behandeln der Verhältnisse und Menschen? — Was frag' ich doch? es geht mich ja gar nichts an.“ [2]

---

[1] Frühlingskranz S. 166 ff.

[2] Ebendas. S. 179 ff. Den zweiten Band des Godwi widmete Clemens seiner Schwester Bettina, ein Zeichen seines Schwankens zwischen Pflicht und Gefühl, wie es ihn um jene Zeit so oft und so widerstreitend charakterisirte.

4. Wanderlust; Freundschaft mit Savigny; Sophie Mereau.

1800.

Während Clemens sich eben noch im Kreise seiner jenaischen Freunde in Witz und Muthwillen lustig erging, überfiel ihn plötzlich wieder die alte Wandersucht. Er besaß vielleicht in Folge seiner bewegten Kindheit im höchsten Grade jenen unruhigen Hang, der das Herz nicht rasten läßt, wenn „die Zugvögel den neuen Frühling grüßen und die wackeren Handwerksgenossen mit Bündel und Felleisen in langen Reihen über den Weg ziehen, zusprechen bei ihrem Zeichen und wie zur Rechtfertigung singen:

Der Kukuk mit seinem Schreien
Macht fröhlich Jedermann,
Des Abends fröhlich reihen
Die Maidlein wohlgethan,
Spazieren zu den Brunnen,
Bekränzen sie zur Zeit;
All' Volk sucht Freud und Blumen,
Mit Reisen fern und weit."[1]

Unverhofft reiste Clemens von Jena ab, und nahm zuerst seinen Weg nach Marburg. Es war Ende März; auf einzelnen Feldern lag noch verspäteter Schnee; denn „das Hessenland ist

---

[1] Achim von Arnim. Einleitung zu des Knaben Wunderhorn. Neue Ausgabe. Berlin, Grote, 1873. I. S. 27 u. 35.

ein rauhes Land". Und doch macht auch hier in Marburg der Frühling sich kund und da sitzt der Dichter oft Abends am Fenster, klimpert ein wenig auf der Guitarre und singt auch wohl das Lied: „Vien' qua Bettina bella!“ Zum Garten, in dem er wohnt, kommen oft einige Kinder, mit denen er spielt; „sie sind zwar ein Bischen dumm, aber doch gesund und treu.“ Brentano setzt sich mitten unter sie, erzählt ihnen Märchen oder malt ihnen Ostereier, während sie selbst allerlei bunte Perlen und Schmelz in Schnüre fädeln. Solche und ähnliche Einzelheiten weiß der Dichter seiner Schwester zu melden; zugleich kündigt er ihr seinen Besuch für Ostern an, aber einen neuen Freund wird er mit hinüber nach Frankfurt bringen, und dieser Freund hieß Savigny.

Savigny war eigentlich ein alter Bekannter, denn er stammte gleichfalls aus der freien Reichsstadt; das innige Freundschaftsverhältniß mit Brentano war aber erst neueren Datums. Wahrscheinlich hatte Clemens ihn als Landsmann aufgesucht und, betroffen von der Erscheinung des jungen Rechtsgelehrten, der eben promovirt hatte, ihn brüderlich liebgewonnen. Der ernste und edle Savigny begann sofort sehr bedeutungsvoll in das Leben unseres Dichters einzugreifen. Wir müssen daher auf eine Beleuchtung dieser Freundschaft eingehen.

Noch nie war bis jetzt dem jungen Dichter ein Charakter entgegengetreten, der wie Savigny so vollständig das besaß, was dem unruhigen, ziellosen Geiste Brentano's fehlte: Klarheit über den Zweck, Ordnung in den Mitteln, Thatkraft des Strebens. Feind aller Zersplitterung, abhold dem zeit- und willenverzehrenden Träumen, verwandte der junge Rechtsgelehrte alle Kräfte und Stunden auf die Erreichung des bestimmt gesteckten, klar erfaßten Zieles. Er wußte was er wollte, und wollte es mit einer eisernen Ausdauer und einem ruhigen Geist, und darum hat er Großes geleistet und ward er ein ganzer Mann. Das gerade Gegentheil war damals noch Brentano. Flatterhaft wie

die augenblickliche Laune, ohne bestimmtes Lebensziel, wollte er im Allgemeinen das Große, Edle, Schöne, vielleicht auch wollte er es in der Kunst und zwar der neuen romantischen Poesie; aber Poesie im Allgemeinen kann nicht den Grund eines Menschenlebens ausfüllen, sie mag wie der Kranz das Leben umschlingen, aber nicht den eigentlichen Beruf ausmachen. Brentano fühlte das in späteren Tagen selbst und drückt es in treffender Weise aus, wenn er in der Novelle vom braven Kasperl sagt: „Es ist auch wirklich ein verdächtiges Ding um einen Dichter von Profession, der es nicht nur nebenher ist. Man kann sehr leicht zu ihm sagen: Mein Herr, ein jeder Mensch hat, wie Hirn, Herz, Magen, Milz, Leber u. drgl., auch eine Poesie im Leibe; wer aber eins dieser Glieder überfüttert, verfüttert oder mästet, und es über alle anderen hinübertreibt, ja es gar zum Erwerbszweige macht, der muß sich schämen vor seinem ganzen übrigen Menschen. Einer, der von der Poesie lebt, hat das Gleichgewicht verloren; und eine übergroße Gänseleber, sie mag noch so gut schmecken, setzt doch immer eine kranke Gans voraus." Freilich als zwanzigjähriger Jüngling dachte er so noch nicht, er sah in der Welt um sich und in sich nur die Kunst als Erstes und Letztes, aber auch sie träumte er mehr, als er sie mit Arbeit anstrebte. „Die Kunst," schreibt er an Bettina, „ist die Kanaille, die mich mit diesem sorgenvollen Ehrgeize behängt hat, und die Trägheit ist es, der ich es verdanke, daß ich so edel bin."

Bei diesen stoßweisen Anläufen, diesem ewigen Wechsel von Arbeit und Nichtsthun konnte es nicht ausbleiben, daß der Umgang mit Savigny, dieser „Studirmaschine" mit geordneter Thätigkeit und bewußtem Zielstreben, für Brentano zu einem beständigen Vorwurf ward, der ihn zur Zusammenhaltung seiner Kräfte für einen großen, edlen Zweck, zur Selbstbeherrschung, Ruhe und Arbeit mahnte. Wie sich der Charakter des Dichters entwickelt hatte, daß alles wirklich Edle, Große

und Starke ihn anzog und ihm Ehrfurcht einflößte, so fühlte er sich auch in Wirklichkeit klein vor dem ernsten Freunde, er empfand in ruhigen Augenblicken das innere Drängen der Seele nach einem geordneten, arbeitsamen Lebensberuf — bis dann plötzlich wieder die Stunden der Phantasie kamen und Schiffer und Schifflein hinaustrieben in den pfadlosen Ocean. Wie es ihm abwechselnd im Umgange mit dem Freunde zu Muthe war, hat er an manchen Stellen seiner Werke gesagt.

In den Romanzen vom Rosenkranze [1] führt er einmal unter dem Bilde Jacopone's den jungen, weisen Doctor vor, wie er unter großen Folianten sitzt, von den Clienten hochgeehrt, consultirt von den Fürsten, deren stolze Rosse vor seinem Hause warten. Dann aber deutet er in zwei anderen Strophen versteckt darauf hin, was ihn von dem Schüler Capitonis' abzog.

Sobald er nämlich Savigny-Jacopone in den Rosengarten des Clarissen-Klosters eintreten läßt, schildert er, wie der Rechtsgelehrte plötzlich tief erschüttert stehen bleibt, „denn der heilige Odem Gottes umwehet ihn“:

„Lange hat er nicht gesehen
In das offene Herz der Rosen,
Und so frommer Töne Wehen
War entfremdet seinen Ohren.

Er war in der Bücher Menge
Ganz verriegelt und verschlossen —
Und hier, wo die Blumen scherzten,
Ist ihm auch das Herz gebrochen.“ [2]

Diesen Tadel zog sich Savigny durch seine anscheinende Kälte und Theilnahmlosigkeit gegenüber den dichterischen Plaudereien des Freundes zu.

---

[1] Romanzen vom Rosenkranz. Ges. W. III. Rom. 12.
[2] Ebendas. Ges. W. III. Rom. 12, S. 200.

Clemens glaubte, alle Welt müsse für die Gluth seiner sprühenden Phantasie empfänglich sein und von seinen Mittheilungen sich entzünden lassen. Weil er dieß bei dem abgeschlossenen, äußerlich kalten, feierlich schweigsamen Wesen des ganz seinen bestäubten Folianten lebenden Rechtsgelehrten nicht erreichen konnte, wandte er sich oft halb mißstimmt von ihm ab [1]. „Wie geht der Savigny mit mir um!" klagt er der Schwester. „Er belächelt meine Reden, er belächelt meine Gedichte, er belächelt auch meine Verliebtheiten, und kurz, sein Wesen wird mir eben nicht klar; und wenn ich darüber klage, so meint er, Alles sei ja unendlich klar. Etwas ist's, was ihn mir unverdaulich macht; vielleicht ist die Schuld mein, trotz meinem besten Willen." [2] Und an einer anderen Stelle: „Was ich mir auch die liebende Mühe gebe, ihm (Savigny) mitzutheilen, er ist stumm dazu; oft denk' ich mit Behutsamkeit etwas aus ihm herauszulocken, allein die Erfahrung ist nun in sich vollendet, daß ich nie den geringsten Beweis von ihm erhalten werde, daß, was ich ihm sage, ihn interessirt. Oft in meiner kalten Stube (was mir nun auch noch den Winter unerträglich macht, daß der Ofen nicht heizt, sondern raucht) komme ich darüber in Schweiß, in's Klare zu kommen über seine Klarheit, mit der bald die Toni, bald die Gundel oder Du mich plagen. Bin ich denn ganz auf den Kopf gefallen, daß mir diese gepriesene Klarheit und Ruhe den peinlichsten Eindruck macht? — Also quäl' Du mich nicht mit Deinen erhabenen Ansichten, da ich ihn in der Nähe habe, und er vielleicht besonders gut fernt." [3]

Trotz dieser Aeußerungen einer bösen Laune war Clemens dem Freunde doch innig zugethan, „aber dieß hebt," schrieb er von Marburg, 22. Februar 1804, „die Empfindung doch nicht auf, die er mir ewig geben wird, die er allein geben

[1] Frühlingskranz S. 55.

[2] Ebendas. S. 56. — [3] Ebendas. S. 108.

kann.“ So lange Savigny in Marburg lebte, war diese Stadt der Ort, an dem unser Dichter am liebsten verweilte und wohin er stets wieder von seinen Streifzügen zurückkehrte. Innigst freute er sich auch später, zu der Verbindung Savigny's mit seiner Schwester Kunigunde Veranlassung gewesen zu sein.

Nach dem kurzen Aufenthalt in Marburg kehrte Brentano wieder in den Kreis der Jenaer Freunde zurück, tauchte dann aber plötzlich in Dresden auf.

„Im Sommer 1800,“ erzählt Winckelmann, „verließ Maria Jena und ging nach Dresden.“ [1] Dort durchwanderte er, im Kunstgenuß verloren, die Gallerien und verlebte viele fröhliche Stunden im Studium der Antike und der modernen Werke. Allem Anscheine nach ging hier Clemens auf den Gedanken Schlegels ein, der ja ein begeisterter Verehrer des Alterthums war und das Ideal aller Schönheit nur durch eine Verschmelzung der Antike mit der Romantik zu erreichen gedachte. Unter diesem Einfluß mögen auch folgende Zeilen geschrieben sein, die Clemens von Dresden aus an A. Winckelmann richtete: „Ich trete nie ungerührt, immer mit der gespanntesten Aufmerksamkeit in diese Gesellschaft der Götter; aber nicht lange, so widerstehe ich mir vergeblich, der Ernst meiner Betrachtungen wird tiefe Wehmuth. Und wenn ich hinaufsehe zu der schönen Griechin in der rührenden Trauer, in ihren stillen Mienen, dann ergreift mich das Gefühl von Vernichtung, mit dem mich die Musik zu erfüllen pflegt, und ich muß hinaus und habe Alles vergessen, nur meinen ewigen Schmerz nicht.“ [2] Dabei ärgerte er sich über gewisse Philosophen, deren Wortprahlerei ihm verächtlich vorkam: „Hier ist mir Alles lieb, nur nicht einige junge Philosophen, welche die Kunst üben, ohne alle Kunst von der Kunst zu reden. Ach, ich wollte gerne die Philosophie achten, aber so lange solche

[1] Epilog zum Godwi.
[2] Ebendaselbst.

Leute ihre Nichtswürdigkeit in den philosophischen Mantel verhüllen können, geht's nicht an —." [1]

Eine Begegnung von großer Tragweite machte Clemens während dieses Aufenthaltes in Dresden. Wahrscheinlich schon in den Herbstmonaten des Jahres 1799 hatte der Dichter die erste Bekanntschaft mit Sophie Mereau, geborener Schubert, angeknüpft. Ihr Gatte war Professor in Jena, sie selbst eine schöne, aber völlig religionslose Dame, und die Ehe, wenngleich mit großem Feuer geschlossen [2], war eine friedenlose und unglückliche. An wem die Schuld der Zerwürfnisse der beiden Gatten lag, möchte zu entscheiden wohl schwer sein. Sophie lebte damals bereits von ihrem Mann getrennt. Göthe selbst hatte durch Machtschluß des Herzogs von Weimar diese Scheidung erwirkt. Als geschiedene Frau traf Sophie zum ersten Male in einer Abendgesellschaft mit Brentano zusammen, und aus diesem Zusammentreffen gestalteten sich bald innigere Beziehungen. Das war nach den lockeren Begriffen der romantischen Schule an sich nichts Absonderliches, aber gewisse Rücksichten mußten doch beobachtet werden. Selbst Brentano's Freunde drängten daher auf Abbrechung jeglichen Verkehres, und da auch der Dichter das Ungebührliche fühlte, unterdrückte er gewaltsam seine Leidenschaft. Sophie verließ Jena und reiste nach Italien; Alles schien geordnet zu sein. Da fiel, wo Clemens es am wenigsten vermuthete, abermals der zündende Funke in sein Herz und entfachte von Neuem die ganze Gluth der darin schlummernden Empfindungen. Eines Tages saß Brentano ruhig in seinem Gasthofe zu Dresden am Mittagstische, als „ein Fremder erzählt, wie unterhaltend es heut' in der Gallerie

[1] Epilog zum Godwi.

[2] Vgl. den Brief von Prof. Mereau in „Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes J. B. Erhard", herausgeg. von Varnhagen von Ense. Stuttgart 1830. S. 336.

war. Eine große schöne Frau ging die Gemälde zu betrachten, und wie sie ging, sahen alle Maler von ihrer Arbeit auf und ihr nach. Alle, so schien es, vergaßen ihre Ideale über dem Anblick. Und wer war die Zauberin? Ach, da nennt er sie, und von dem Augenblicke weiß ich nicht, wo ich bin und wie mir geschehe. Diese Menschen vergessen über ihrer Erscheinung ihre Ideale, und ich soll sie vergessen über dem, was Ihr Ideale der Kunst nennt!"[1] Er hatte hierauf eine Zusammenkunft mit Sophie, die aber zu keinem Resultate führte, da sie sich entschieden weigerte, eine Heirath mit ihm zu schließen. Sie meinte es wohl ehrlich; denn sie „war zwar eine Heidin", wie der Dichter später erzählte, „aber keineswegs unedel gesinnt; sie wußte es nicht besser." So gab sie ihm denn den Rath, zu arbeiten und sie zu vergessen. Darauf verließ sie Dresden und reiste mit Frau von Ahlefeld nach dem Norden. Brentano aber zog sich in eine einsame Gegend der sächsischen Schweiz zurück, wo er in Arbeit und Schaffenslust den Gram von sich zu schütteln hoffte. Und doch war er eigentlich nirgends einsamer als mitten unter Menschen. „In dieser romantischen Gegend," schreibt er an Winckelmann, „bin ich sehr gern; diese Verwirrung zerbrochener Felsstücke, einsamer Wasserfälle, überall Trümmer und Zerstörung — thut mir sehr wohl. Doch werde ich diese Thäler bald verlassen und wieder nach Dresden gehen. Ich muß in die Welt; in diesen Einöden bin ich nicht einsam genug, und einsam muß ich doch sein, wenn ich ihr mein Wort halten und leben und dichten will — darum will ich zurück zu den Menschen."[2] Wir fügen noch einige Bruchstücke aus einem anderen Briefe an seine Schwägerin Toni Brentano bei, die einen tiefen Einblick in seinen damaligen Zustand gestatten: „Die schönste Stelle in Deinem Briefe heißt: ‚Ich packe in meine

[1] Epilog zum Godwi.
[2] Ebendaselbst.

Stube, so lange noch was hineingeht.' Wohl dem, der eine große Stube, ein großes Herz und ein großes Leben hat. Mein ganzes Herz hat ein einziges Wesen gefüllt, und mein ganzes Leben. Doch, liebe Toni, stehen auch von Dir schöne Abbildungen darinnen; aber Alles dem Wesen zu Liebe, das wohl gerne unter Bildern weilt, die ihm nahe stehen, weil sie schön sind .... Obschon Du nicht ganz wissen kannst, wie mir ist und wie ich bin, so hast Du doch immer lieber eine freundliche, gute Meinung von mir gehabt, als mit der unerträglichen Hoffart Anderer meinem Wesen in anmaßlicher Auslegung Allerlei anzudichten; und ich versichere Dir, daß Du mir unendlich wohl damit gethan hast und ich es Dir nie vergessen kann. Ueberhaupt finde ich, wenn ich die Menschen durchgehe, auch die noch so liebenswürdigen, die mir einfallen, wenige, die den fatalen Dünkel nicht hätten, Seelen auslegen zu wollen, wie undeutliche Schriftstellen. Ich habe noch nie empfunden, daß mir ein Mensch wohlgethan, als wenn er ruhig annahm, daß ich ein guter Mensch sei, ohne mir vorher die schändliche Langeweile zu machen, mich vor etwas schwer begreifenden Wesen stückweise zu zerlegen .. — Ich büße noch bis jetzt, seit langer Zeit her, in meiner Familie für Fehler, die ich nicht begangen habe; aber ich kann mich darüber nicht erklären. Es würde lustig sein, meine Tugenden dagegen aufzustellen, die in mir, niedergedrückt, allein die Stufen sein können, auf die ich mich in mir selbst rette, wenn ich mich meinem höheren besseren Leben mit meinen Augen nähern muß, um mein Herz etwas über die Fläche emporzuheben, die voll Kummer um meine Brust wallt." [1]

Leider sieht der Biograph sich genöthigt, gerade dasjenige vorzunehmen, was Clemens so sehr fürchtete und als eine ihm geschehene Ungerechtigkeit betrachtete: eine stückweise Zerlegung

---

[1] Ges. W. VIII. S. 30.

seines tiefsten Wesens und seiner zahlreichen Wandelungen. Uebrigens verliert Brentano bei einer solchen Untersuchung nichts von seinem wahren Rufe und seiner wirklichen Ehre, wofern man nicht aus dem Auge läßt, was die Günderode einmal über den Dichter an Bettina schreibt: „Es kommt mir oft vor, als hätte er viele Seelen; wenn ich nun anfange, einer dieser Seelen gut zu sein, da geht sie fort und eine andere tritt an ihre Stelle, die ich nicht kenne und die ich überrascht anstarre und die, statt jener befreundeten, mich nicht zum Besten behandelt.“ Gerade weil die Welt sich nicht die Mühe nahm, den eigentlichen Grundton der Seele des Dichters zu unterscheiden von den vorübergehenden Grillen, oder, um christlich zu reden, weil sie eine Versuchung und selbst einen traurigen Sündenfall gleich zu einem dauernden selbstgeschaffenen Charakter machte und überzeugt war, daß „bereuen unmenschlich“ und „Bekehrung unehrlich“ sei, darum ist Brentano mißkannt und geschmäht von Vielen bis auf den heutigen Tag.

5. Rheinfahrt; Achim von Arnim.

Herbst 1800.

Brentano hatte bei seinem Aufenthalt in Marburg mit Savigny eine gemeinschaftliche Rheinreise beschlossen, um die alte Heimath wieder zu sehen. Dieser Plan wurde nach der Rückkehr von Dresden in den Herbstmonaten des Jahres 1800 ausgeführt. Bettina verlegt die Reise zwar in den Frühling, aber sie widerspricht damit, um Anderes zu verschweigen, einer klaren Bemerkung im Epilog zum Godwi, wo es heißt: „Gegen Herbst verließ er (Clemens) Dresden und ging an den Rhein."

Mit rechtem frohem Jugendmuth wanderten die beiden Freunde dem lieben Heimathstrome entgegen. Clemens selbst schien in der neuen Umgebung mit den tausend Andenken an seine Kinderzeit die „Fremde" von Dresden zu vergessen. In Rüdesheim ward zuerst für einige Wochen Halt gemacht, und es dauerte nicht gar zu lange, bis der junge Dichter richtig wieder einmal der Spielball seiner feurigen Phantasie wurde. Das Ganze läuft auf eine Mystifikation hinaus, die aber nicht verfehlte, dem armen Heißsporn viel Kopfbrechens und Herzeleids zu verursachen. „Es geschah eines Tages," wie Bettina erzählt, „daß der Clemens recht stolz über eine grüne Wiese des Rheines, in der tausend goldene Blumen auf ihren feinen Stielen im Abendscheine schwanken, dahinschreitet; er fährt rasch über die Saiten und singt feurig und weich seine Liebe."

„Durch den Wald mit raschen Schritten
Trage ich die Laute hin —
Liebe singt, was Leid gelitten,
Schweres Herz hat leichten Sinn.

Durch die Büsche muß ich bringen
Nieder zu dem Felsenborn,
Und es schlingen sich mit Klingen
Durch die Saiten Ros' und Dorn.

In der Wildniß wild Gewässer
Breche ich mir kühne Bahn,
Klimm' ich aufwärts in die Schlösser,
Schau'n sie mich befreundet an.

Hauſ' ich nächtlich in Kapellen,
Stört sich kein Gespenst an mir,
Weil sich Wand'rer gern gesellen —
Denn auch ich bin nicht von hier." [1]

In einer solchen Kapelle in dem zerfallenen Schlosse der Gisella Brömserin bei Rüdesheim wohnte ein Bettler; der alte Steinaltar war sein Herd und durch das Gewölbe über ihm schaute der Himmel herein — und Brentano ist eifersüchtig auf diesen Bettler [2]. Warum? Weil auch der Dichter gern „ein Bettelmann wäre", und weil er es sogar der Walpurgis, einer drallen Rheingauerin, in einem zierlichen Liede gesungen hat:

„Wenn ich ein Bettelmann wär',
Käm' ich zu dir,
Säh' dich gar bittend an.
Was gäbst du mir? [3] u. s. w.

Walpurgis aber treibt gar ihren Spott mit dem fremden

[1] Ges. W. II. S. 385. — Aus dem Gedichte: „Jäger und Hirt", das damals entstand.
[2] Frühlingskranz S. 52.
[3] Ges. W. II. S. 125.

Bettler und gibt sich den Anschein, als habe sie es ganz besonders auf den Gisellakapellenbewohner stehen. Der Dichter nimmt Alles für baare Münze und ärgert sich über den Nebenbuhler, die Walpurgis und erst recht über den Freund Savigny. „Der Savigny, dessen Studirmaschine, wie ich gehofft hatte, doch wenigstens hier am Rhein nicht immer im Gang sein sollte, ist stumm wie immer, sein Inneres will nicht zu Worte kommen, sondern er marschirt die Natur auf und ab und verdirbt mir selbst alles Genießen." Dann kommt wieder die dumme Walpurgis, die auch gar keine Poesie versteht. „Wenn doch sie den Brief geschrieben hätte, den er soeben von Bettina erhalten hat, und wenn sie nur so gut den Abendschein verstände, und die Linde — dann wäre wohl Alles recht. Aber das versteht sie nicht." Das Maß des Aergers voll zu machen, pfeift nun gar der alte Bettler auf der Flöte lustige Walzer — wegen der Walpurgis. „Er hat mir das gar nicht geleugnet." Der Dichter ist schließlich in Verzweiflung, und der Bettler wettet mit ihm, daß er, der wirkliche Bettler, allein ein freundliches Zeichen von der Rheingauerin erlangen werde. Clemens verspricht ihm für den Fall des Gewinnens eine Kanne Wein. Da zieht der Alte rasch die herunterhängenden Strümpfe und schlaffen Beinkleider auf, klopft an dem zerbrochenen Pfeiler die Jacke aus, daß eine Staubwolke herausfährt, wascht sich den Bart und wichst sich sogar noch die Schuhe. Dann treten sie ihren Gang an. „Der Mann sah seltsam heimlich anziehend und stolz auf mich herab," schreibt Brentano, „und was that der Mann? — er legte seine Hand auf meine Schulter und ging mit einem Schritt, als ob er ein spanischer Grande sei, in die offene Weinlaube. Ich forderte Wein für uns. ‚Vom Besten,' sagte er; und im Vorübergehen gab ihm das Mädchen einen Handschlag. — Und denk Dir, er hat die Wette gewonnen!" [1]

[1] Vgl. zu dem ganzen Abschnitt: Frühlingskranz S. 51—72.

Mit diesem Ausgang ist der Zauber gelöst und Alles vergessen.

Brentano hat schließlich für nichts Anderes als für ein Phantasiegebilde geschwärmt, und Bettina neckt ihn mit Recht über seine eingebildeten Liebesschmerzen, über die „Spinnwebnetze“, womit er sich allenthalben selbst fessele, und die er zu zerreißen sich fürchte, da er in jedem Gänsemädchen eine verzauberte Fee erblicke.

Nach dem glücklichen Ausgange dieser Traumgaukeleien begleitet der Dichter seinen ernsten Freund Savigny, der abreisen will, nach Mainz. Er selbst aber kehrt noch für ein Weilchen an den Rhein zurück, um so manches Lied, das er der Gegend und der geschäftigen Natur abgelauscht, niederzuschreiben und den ersten Entwurf seiner Märchen auf's Papier zu bringen. Wie sehr ihm die dortige Gegend an's Herz gewachsen war, zeigen die wunderlieblichen Beschreibungen in dem Märchen vom „Müller Radlauf“, dessen einsame Mühle er auf den Schauplatz verlegte, wo jetzt Rüdesheim steht — „drüben der Rochusberg und drunten die dunkle Felswand, wo der Rhein dem Anblick verschwindet, und auf der Insel der Mäusethurm und rechts und links von dem alten Gemäuer die Wellen des theuren Flusses.“

„Ordensband der deutschen Erde,
Das der Weinstock um sie schlingt,
Wo am gastfrei deutschen Herde
Sie der Helden Wohlsein trinkt.

O willkomm, willkomm, willkommen!
Schild der Starken, Trost der Frommen,
Gastherr aller Lebensgeister,
Erzmundschenk und Küchenmeister.

Weines Feuer, Liebestreue,
Männerkraft und Jungfrau'nzucht:
Daß mein Herz sich recht erneue,
Hab' ich wieder euch besucht.

O willkomm, willkomm, willkommen!
Echo, schlag die Freudentrommen,
Daß der Vater Rhein auch höret,
Wie ich bin zurückgekehret." [1]

So löste sich die ganze Rheinfahrt in eine Dichterfahrt auf, reich an eingebildeten, zum Theil wohl auch an wirklichen Abenteuern. Denn mit Recht bemerkt G. Görres, daß der poetische Minnedienst nicht wenig Zeit in dem Studentenleben des jugendlichen Troubadours einnahm. Manches Bild schwebte an seiner Seele vorüber und verschwand eben so rasch; oft auch geriethen alle diese Bilder in Verwirrung, so daß der Dichter selbst nicht recht wußte, wem sein vielgetheiltes Herz gehöre. Seine Seele wurde in diesem verführerischen Spiele hin- und hergezogen, und wie lachend sie sich auch auf seinem Antlitze spiegeln mochte, in ihrem tiefsten Grunde blieb stets ein wahres Leid zurück, das zum Ernste drängte. Es erinnerte ihn nicht selten gegen seinen Willen an den eitelen Flitter irdischer Herrlichkeit und lenkte seine launenhafte Liebe zum Ewigen hin [2]. Folgende Worte, welche er vom Rheine aus an Winckelmann schrieb, verrathen diese verschiedenen inneren Anwandlungen. „Vorige Nacht," berichtet er, „saß ich oben bei dem Schlosse der Gisella und sah unter mir den Rhein und in den dunklen Fluthen den Mond und die Gestirne abgespiegelt und von den schäumenden Wellen gegen die Felsen geworfen, als würden sie zertrümmert. Sieh', so steht die Tugend und die Schönheit ewig unverrückt und nur ihr Abglanz wird von unserem dunklen tosenden Leben bewegt." [3]

In Brentano's Seele lag freilich ein Schatz edlen Sinnes, hohen Strebens und reiner Liebe, aber dieser Schatz lag ver-

---

[1] Ausgewählte Schriften S. 308.
[2] Hist.-polit. Blätter XV. S. 9.
[3] Epilog zum Godwi.

graben unter vielem Alltags-Schutt und weltlichem Trümmerwerk, nur zuweilen glänzte er in ruhigen Stunden und mahnte mit der Stimme des unruhigen Gewissens den Dichter an seine Schuld und seine unverantwortliche Vergeudung so theurer Güter. Dann ging er in sich, machte gute Vorsätze, redete voll Ernst seiner Doppelgängerin Bettina zu, doch ja recht ernst und brav zu sein, ihre Kräfte nicht zu zersplittern, recht fleißig in der Küche zu helfen, gute Kuchen zu kneten u. s. w. — kurz darauf aber kommt ihm in Wirklichkeit oder im Traum etwas recht Anziehendes in den Weg, und geschehen ist's um den schönen Ernst und die beschlossene Geistesruhe. Die Phantasie und das Gefühl sind wieder für eine Zeitlang Meister im Haus und die dummen Streiche können nicht ausbleiben. So ist denn das Leben des Dichters ein beständiges Umschlagen und Schwanken, zu flatterhaft, um es zu wirklich Großem zu bringen, zu reich an natürlichem Edelsinn, um grundverdorben zu sein. Die größte Jugendsünde Brentano's war die Hintansetzung seiner religiösen Pflichten. Sie mag freilich nicht einzig ihm zur Last gelegt werden, Erziehung und Umgebung trugen sehr viel dazu bei, aber jedenfalls war die Vergeudung und Vernachlässigung der Himmelsgnaden die Hauptursache seiner damaligen Haltlosigkeit in Kunst und Leben. Wo ist der katholische Jüngling, der ohne die Sacramente seiner Kirche den Sturm seiner Entwicklungsjahre ohne Schimpf und Schaden zu durchschreiten wagen dürfte?

Vom Rheine wandte sich Clemens wieder nach Jena, nachdem er unterwegs die de Gachet, eine emancipirte Französin aus der Vendée, getroffen und sich an ihrer Geistreichigkeit entzückt hatte. Er glaubte sogar, Bettina könne von der wilden Abenteuerin, die nach Offenbach reiste, etwas lernen, vergaß aber nicht, der Schwester seine Ermahnungen und Vorsichtsmaßregeln zu geben. „Herzlich offenbaren kannst Du Dich ihr," schreibt er, „denn sie versteht Dich, und der gute Mensch

hat keine Geheimnisse. Auch sollst Du sie lieben wie den geistreichen Menschen, doch nur ihren Geist und Herz; die Narben aber, die ihr Erfahrung und Geschick geschlagen, das männlich Wilde ihres Seins und Verstandes sollst Du übersehen, überhaupt Dich ihr nicht hingeben, sondern mein bleiben und Gott.“ Bald reut ihn indessen diese Empfehlung wieder; es ängstigt ihn, die Fremde könne der Schwester schaden, und er fordert Bettinen fast flehentlich auf, doch Alles, was er über die Sachet geschrieben, an ihr zu erproben, ob es auch so sei. „Das Meiste ist vermuthlich so, aber ich will nur nicht, daß Du sie gar für unsern Herrgott hältst; ich habe es unstreitig zu arg gemacht. Daher, meine liebe Schwester, werf' Dich ihr weder zu Füßen, noch um den Hals, sondern estimire sie, und profitire von ihr .... Alles, was an ihr wissenschaftlich ist, mag vortrefflich sein, aber ihre Grundsätze, da, glaube ich, brauchen wir Zwei keine anderen, als die unsern. Lieb gut Kind, ich habe Dir da eine rechte Seelenschererei mit meinem hitzigen guten Willen gemacht; so geht es, wenn der Bruder ein Poet ist.“ [2] Die gefürchtete Dame reiste wirklich nach Offenbach. Eines Tages saß Bettina bei dem Herzog von Aremberg und las ihm ein französisches Aktenstück vor, als im Sturm ein Cabriolet vor die Hausthüre brauste, ein jugendlich voller, schöner Mannjüngling mit klirrenden Sporen absprang und mit zwei anderen Offizieren in die Stube trat. „Ich war, ich weiß nicht wie, nicht warum,“ schreibt Bettina, „von Schrecken durchgriffen, daß ich vergaß zu reden, und besann mich nicht, die Großmama zu rufen, die im Garten. Der Herzog fragte, wer da sei; ich deutete den Fremden an, er sei blind, und sagte: ‚C'est un jeune cavalier, Monseigneur, avec deux Messieurs.‘ ‚Au con-

---

[1] Frühlingskranz S. 75.

[2] Ebendaselbst S. 78.

traire, c'est une femme,' sagte der Jüngling und näherte sich. Der Herzog wußte gleich, wer sie war, denn er ergriff ihre Hand und äußerte ein sehr warmes Interesse. Ich lief in den Garten, die Großmama zu holen. Die sagte gleich von Madame de Gachet, einer Prinzeß aus der Vendée, und bis wir in's Haus eintraten, schwindelte ihr der Kopf vor Begeisterung. Ich besann mich unterdessen und wollte gern unbefangener Zuschauer sein. Hinter der Thür von Großmama ihrem Schreibzimmer blieb ich stehen, wo ich einstens schon Herder, Bornstedten, Friederike Brunn, die Krübener und andere närrische Erscheinungen berühmter Leute angestaunt hatte. Es war ein Verbeugen und Neigen der beiden Frauen und ein Betheuern, und ich hätte gern Alles behalten, aber es war ein zu groß Geschwirr von lauter Stimmen." [1]

Von jetzt an spielt die Gachet eine Hauptrolle in dem Frühlingskranz, Bettina ist bald voller Begeisterung — und dann warnt Clemens, oder sie ist vollkommen über die Fremde ernüchtert, und dann fordert er die Schwester auf, doch die Gelegenheit, sich zu bilden, nicht unbenützt vorüber gehen zu lassen. So naht der Frühling 1801 heran, und jetzt verschwindet die Französin wie ein Nebelbild auf einem Gut am Rhein, wo sie selbst das Feld bestellt und mit Hot und Har hinter dem Pfluge einhergeht [2]. Damit hat dann auch das Entzücken der beiden Geschwister ein Ende, um bei einem neuen Reize abermals aufzuflackern.

Unterdessen war Clemens nach Jena zurückgekehrt, und hatte dort in Achim von Arnim einen „getreuen Eckart" gefunden. Arnim arbeitete damals mit Ritter zusammen und hegte die Absicht, sich ausschließlich der Physik zu widmen. Eine Schrift über Electricität, die 1799 erschienen war, bekundete

---

[1] Frühlingskranz S. 80.
[2] Ebendaselbst S. 188.

seinen regen und ernstgemeinten Eifer. Da ergriff ihn die Poesie und trug den Sieg davon. Tieck sammelte und übersetzte die schwäbischen Minnelieder und suchte, mit den Schlegeln vereint, die jüngeren Generationen für die Zeit und Kunst des Mittelalters zu begeistern und für die frischsprudelnden Quellen des echten deutschen Volksliedes empfänglich zu machen. An ihn lehnte sich Arnim an und begann sofort seine Sammlung deutscher Volkslieder. Durch Ritter war er mit Clemens bekannt geworden; die beiden Jünglinge gewannen sich lieb, sie tauschten ihre Gedanken und Pläne mit einander aus, vereinten sich zum gleichen Unternehmen, und bald sollte „des Knaben Wunderhorn" Zeugniß geben von dem innigen, belebenden Bunde, den sie geschlossen hatten. Mehr wie Savigny war Arnim durch seine ganze Erscheinung geeignet, tiefen Eindruck auf Brentano zu machen und ihn ganz zu fesseln. „Arnim war, gleich ihm, eine poetische, eben aufblühende Natur. Ein junger Freiherr von feinen Sitten; rein und durch und durch edel und für alles Edle und Schöne empfänglich und begeistert, und es in Züchten und Ehren hegend und pflegend: so brachte er dem Freunde ein offenes, liebe- und hoffnungsvolles Bruderherz entgegen." [1] Wenn Einer es ernst mit der Romantik meinte und ihr Streben, einen christlichen Ritterkampf zu führen gegen den verflachenden Rationalismus, mit echtem deutschem Biedersinn erfaßte — so war dieß Arnim. Was Novalis in seinen Aphorismen so schön und energisch ausgesprochen hatte, daß nur die Religion, und zwar ein lebendiges sichtbares Christenthum, Europa aufwecken und die Völker sichern könne — dieses Wort unterschrieb Arnim mit ganzer Seele. In seinem redlichen Sinne haßte er nichts mehr als das schlaffe lügenhafte Coquettiren mit dem Heiligen, wie andere Romantiker, zumal Tieck, es thaten. Deßhalb führt er in „Halle und Jerusalem" einen

[1] Hist.-polit. Blätter XV. S. 29.

Reisenden vor, der „zieht in alle Welt, und spricht vom Christenthum in tausend Worten, aber seine Worte haben keine Kraft des ewigen Lebens, weil seine Liebe ohne That ist; von ihm kommen alle neuen poetischen Christen — ich rede von denen, die es nur in ihren Liedern sind.“ — Wir haben in diesen Zeilen nur Arnims Charakter im Auge, nicht seine Werke. Und da können wir ihn nicht anders schildern, als diejenigen es gethan haben, welche mit ihm in trautem Verkehre lebten, so räthselhaft uns dann auch manche Stelle in seinen Schriften erscheinen mag, die freilich an der allgemeinen Formlosigkeit und Begriffsverwirrung der Romantiker leiden. Nach einstimmigem Urtheile war Arnim ein Mann ohne Falsch, ohne Lüge und Affektation, von tiefem Widerwillen gegen alles Niedere und Gemeine erfüllt, wahr und männlich in seiner Vaterlandsliebe, ritterlich in seinem ganzen Wesen und Streben. Einen solchen Freund brauchte Brentano. Und in der That schlug er sofort nach seiner Bekanntschaft mit Arnim andere Bahnen ein, die Muse seiner Poesie, geleitet von der reinen Freundesliebe, erhob sich über die qualmenden Nebeldünste des „Godwi“ zu einer schöneren Begeisterung und in die Regionen einer höheren Romantik empor.

Arnim und Brentano verlebten viele Jahre wie Brüder mit einander, da sich das Band der Freundschaft durch Achims Heirath mit Bettina später sogar zu einem verwandtschaftlichen gestaltete. Erst als Brentano sich wieder gläubigen Sinnes der katholischen Kirche anschloß, gingen ihre Wege theilweise auseinander. Dennoch bewahrte Clemens dem Freunde stets ein dankbares und liebevolles Andenken und war um so tiefer über die eingetretene Trennung betrübt, je würdiger er Arnim hielt, an seinem eigenen Glücke theilzunehmen. Wenn zuweilen in späteren Jahren bei Unterhaltungen im Freundeskreise die Rede auf Arnim kam, konnte Clemens nicht müde werden, dessen edle, redliche und lautere Seele wieder und wieder zu preisen

und ihm manches heiße Dankeswort für die erwiesene Güte nachzurufen.

Bis zum Beginne des Jahres 1801 verweilte Clemens in Jena in trautem Umgang mit dem neuen Freunde. Er wohnte im Hause Friedrich Schlegels, mit dem er jedoch nie ein freundschaftliches Verhältniß anknüpfte. Ihre beiderseitigen Charaktere stimmten nicht zu einander, zumal Schlegel leicht verletzbar war, ein Fehler, den er, wie bekannt, in seinem späteren Leben bis zum Heroismus bekämpfte. In einem Briefe vom Winter 1800—1801 schreibt Clemens an Bettina über sein damaliges Zusammenwohnen mit dem Führer der Romantik: „Mit Schlegel war ich, aber mit ihm hab' ich nie von Dir gesprochen; er ist groß und sehr bedeutend in der Literatur, und Du mußt ihn auch einmal sehen; aber ihm kann man nicht sagen, was das Innere beschäftigt; mit ihm kann man nur Witz und Uebermuth treiben, und doch kommt man dabei meist zu kurz, weil er Scharfsinn der Kritik und Satire nie versteht, so bald es auf ihn geht."[1]

Brentano war eben auch ein rechtes enfant terrible, und es ist nicht zu verwundern, daß er bisweilen in seinen Ausdrücken das rechte Maß überschritt. Was jedoch den letzten Grund seines Zerwürfnisses mit Schlegel abgegeben, ist nicht zu ermitteln; daß aber ein solches um jene Zeit eintrat, dürfte man kaum bezweifeln.

In einem Briefe an Tieck spricht sich Schlegel mit einem durchsichtigen Wortspiel folgendermaßen über Brentano aus: „Auch der junge Angebranntene ist da gewesen, um sich als Angebrannten darzustellen. Er fiel mit einem unendlichen und unleidlichen Zutrauen über uns her, wurde aber dadurch der Veit und bald auch mir so fatal, daß ich ihn anfing mit einer gelinden Dosis Wahrheit zu behandeln, worauf er sich schleunig entfernte."

---

[1] Frühlingskranz S. 132.

Dieser Vorfall ereignete sich nach der Rückkehr Brentano's aus Dresden, wo er die Mereau wieder gesehen hatte; vielleicht suchte er Hülfe und Trost in dieser Herzensangelegenheit bei Schlegel und Dorothea Veit, — ließ er etwa dabei einige Worte über die Aehnlichkeit ihrer beiderseitigen Verhältnisse fallen?

In demselben Briefe ist noch eine andere Gelegenheit berührt, bei der es zwischen Schlegel und Clemens zu einem Wortwechsel gekommen war. „Daß ihm (Brentano) Deine (Tiecks) Züchtigung richtig zu Händen gekommen, habe ich alle Sorge getragen, weil ich gerne aus der ersten Hand zusehen wollte, wie er es nähme. Er hat es so genommen, daß ich hätte wünschen können, die Medicin wäre noch kräftiger gewesen: über die Sache selbst zwar hat er sich mit der gemeinen Lebensart geäußert, kurz darauf aber war seine Meinung von Dir sehr geändert, er findet nun Vieles an Dir auszusetzen, und unter Anderem auch, daß der Zerbino langweilig sei." [1]

Es wird an dieser Stelle auf eine literarische „Züchtigung" angespielt, welche Tieck im „poetischen Journal für 1800" seinem jugendlichen Verehrer Brentano, dessen Bewunderung persiflirend, hatte angedeihen lassen. Das betreffende Stück trägt den Titel „Herkules am Scheidewege", und Brentano soll der „Bewunderer" sein [2]. Tieck war übrigens, wie verlautet, von anderer

---

[1] Briefe an L. Tieck. III. S. 315. Brief, dat. Jena, 22. August 1800.

[2] Eine kleine Rache für dieses Gedicht scheint Brentano in seinem „Godwi" genommen zu haben, indem er sich als „sterbendem Maria" von Savigny den Tieck'schen Herkules am Scheidewege vorlesen läßt:

„Und da kommt noch die Ewigkeit,
Da hat man erst recht viele Zeit."

„Maria lachte noch einmal, er drückte Savigny's Hand stärker, und Savigny hat ihm nicht weiter vorgelesen." (Godwi II. Epilog.)

Seite dazu aufgereizt worden, und hatte persönlich so viel Zutrauen zu Clemens, daß er sich seiner in einem wichtigen Geschäfte bedienen wollte. Doch davon, wie auch von der ungerechten Behandlung, die Brentano in dieser Angelegenheit von Seiten Dorothea's erlitt, in den folgenden Blättern.

Hier sei nur bemerkt, daß wir durch diese kleinen Zwischenfälle in dem Leben zweier bedeutender Männer keineswegs ein ungünstiges Licht auf den großen und verdienstvollen Führer der Romantik werfen wollten. Auch Schlegel hatte einen Weg der Läuterung anzutreten, ehe er das wurde, was er geworden ist. Und wenn er sich später in seinen Urtheilen über Brentano's literarische Thätigkeit minder günstig aussprach, so hat das auch für Brentano keine schlimmen Folgen. Trotz der geringschätzenden und geradezu bitteren Weise, in der F. Schlegel über des „Knaben Wunderhorn“ aburtheilte, bildet dieses doch einen wahren Eckstein des romantischen Neubaues.

In Folge der Zerwürfnisse verließ Brentano schon nach einigen Wochen das Schlegel'sche Haus und auch Jena[1]. Er begab sich wieder nach Marburg zu dem „stummen, aber doch vortrefflichen Freunde“ Savigny.

Hier werden Minnelieder übersetzt, Volkslieder gesammelt und ein abenteuerlicher Plan für eine Reise nach Spanien und dem Süden überdacht.

Auch die Erziehung der Schwester wird wieder aufgenommen. Clemens schickt an Bettina einen Homer, fordert sie auf, die Reise des jungen Anacharsis zu lesen, und ihre Seele zu bilden und zu erhalten in reiner jugendlicher Liebe zum Großen und Schönen. „Auch die Sinne wollen die Befriedigung in der Schönheit, sie suchen es in sich und in dem, was Einfluß auf sie übt. Du fühlst Dein Ohr beleidigt durch eine klanglose

[1] Knebels literarischer Nachlaß. II. S. 336. Brief Karolina's von Herder an Knebel.

rauhe Stimme, die keinen Geist wiederhallt, so lenkt Dein Auge ab von dem, was seinem Schönheitsreiz widerspricht. Oder es forscht nach der tieferen Schönheit des Geistesadels und der Güte, wenn es mit häßlichen Zügen sich bekannt macht. So ist das unschuldige Auge der strengste, aber auch der edelste Richter, ja der König unter den Sinnen, denn es begnadigt den, der unverschuldet gegen die Schönheit sündigt, es erhebt und rächt ihn an den stumpfen Sinnen, die das Tiefe nicht von der Oberfläche unterscheiden. Seelenreinheit im Verkehr mit Anderen, ohne Vorbedacht, ohne Berechnung — die allein ist der helle Krystall, durch den das Leben in seiner Ursprünglichkeit begriffen wird, und die aus sich selbst die ewigen Motive immer wieder erzeugt, welche eine verwirrte Welt umwälzen und ihre primitive Kraft ihr wieder verleihen." [1]

Bettina aber schreibt hierauf an ihre Freundin Günderode: „Gestern kam ein Brief von Clemente an mich mit feierlichen Mahnungen, doch mein Leben nicht zu verscherzen — so innig, so herzlich, als wär' ich eine Blüthenknospe, die auf seinem Stamme wüchse, und der Stamm treibt sorglich alle Kräfte dahin, daß sie sich aufthue, aber die Knospe ist so fest, daß nicht Regen und nicht Sonnenschein sie weckt — was kann ich da?" [2]

Durch Bettina's Gleichgültigkeit ließ sich Clemens indessen nicht abschrecken. Er hatte einen besonderen Grund, mehr als bisher seine Liebe auf Bettina zu concentriren, weil seine theuerste Schwester Sophie, mit der er im Hause der Tante Möhn und auf der Dachkammer zu Vadutz Freud und Leid getheilt hatte, in diesem Winter (1800) zu Weimar starb. Sie hatte zuletzt bei Wieland gewohnt und wurde auch in der Todtengruft auf dessen Gute Osmannstädt begraben. Clemens widmete ihr

---

[1] Frühlingskranz S. 140.
[2] Die Günderode II. S. 109.

einige Worte zum Nachruf, die von seiner Liebe und von seinem Schmerze zeugen.

„Oft blickte ich rückwärts,
Hin, wo Du warst,
Da lagen noch Strahlen,
Da war noch Sonne,
Und die hohen Bäume glänzten
Im ernsten Garten,
Wo Du gingst.
. . . .
Ach, der Abend wird nicht kommen,
Und die Ruhe nicht,
Auf Erden ist keine Ruhe.
. . . .
Warum hörtest Du mich nicht,
Als Du noch da warst?
Nun bin ich einsam
Und denke Deiner
Liebend und treu.“ [1]

---

[1] Ges. W. II. S. 478.

6. Ponce de Leon.

1801.

Göthe bekennt in „Dichtung und Wahrheit“, daß der Inhalt seiner Schriften „volles, selbsterlebtes Herzenseigenthum sei, welches sich aus den individuellen Zuständen, aus der beengenden Nähe der Verhältnisse, aus der unruhigen Erregtheit des Augenblickes rein und rund herauslöste und in die helle ruhige Form zurücktrat, in welcher nur noch die stillen und milden Lichter, die klaren zarten Farben einer sich selbst überwindenden und darum in seliger Ruhe befriedigten Phantasie übrig blieben.“ Was den Dichter quälte, was ihm „auf den Nagel brannte“, das suchte er in einem Liede, in einem Epigramme oder in irgend einem kecken Reime abzuwerfen; ja selbst die größeren Werke beruhen auf „solchen Zuständen und Verknüpfungen seines Gemüthes“. Aehnlich erging es auch Brentano; wir können sogar diese Erscheinung bei ihm vielleicht noch eingehender verfolgen, als bei Göthe. Die Dichtkunst war ihm kein Erwerbszweig; er strömte nur aus, was sein Herz überwogen machte. Und hörte es auf zu wogen und zu schwellen, war die augenblickliche Erregtheit einer ruhigen Stille gewichen oder durch neue heftigere Eindrücke verdrängt: dann ließ er nur zu oft die eben begonnene Dichtung liegen, um nie mehr zu ihr zurückzukehren, sondern zu einer anderen überzuspringen. Daher tritt in allen seinen Werken neben dem scharf ausgeprägten Subjektivismus das Fragmentarische so störend hervor und fehlt ihnen meistens die letzte feilende Hand. Aber sie sind wenig-

stens wahr. „In diesen Poesien meines Freundes,“ schreibt Böhmer, „ist nichts Erlogenes, viel Phantastisches, wohl zu viel, aber nichts Unwahres.“ [1] Seine Gedichte sind im vollsten Sinne des Wortes „Gelegenheitsgedichte“ und haben für sein Seelenleben denselben Werth wie die geheimsten Aufzeichnungen eines Tagebuches. Brentano fühlt dieses selbst zu wohl. In einem Briefe an den Maler Runge heißt es: „Das Talent, Dichterwerke zu lieben und zu verstehen, und was ich selbst liebe und verstehe, zu dichten, würde ich gewiß lauter vor der Welt ausgesprochen haben, wenn nicht Alles, was ich dichten mochte, zu sehr die heilige Geschichte meines Innern gewesen wäre, als daß ich es ohne Frechheit in das laute, untheilnehmende Tagewerk der Welt hätte fügen dürfen.“ [2]

Auf einer solchen Geschichte seines Innern fußt auch die Komödie „Ponce de Leon“. Die Ereignisse des Jahres 1801 bilden die Grundlage derselben; die Namen haben einen spanischen Klang; auf den heiteren Bildern, die an unserem Auge vorübergaukeln, auf den hüpfenden Worten und leichten Liedern liegt der Duft des Südens, und doch ist Alles erlebtes Eigenthum und als phantastische Wirklichkeit an den Ufern des Rheines wie im Traume an dem Dichter vorübergezogen.

In der Mitte des Maimonates schrieb Clemens von Marburg aus an Bettina: „Denke Dir — in vierzehn Tagen seh' ich Dich wieder! — Den ersten Juni bin ich in Frankfurt und den ersten Juni ist mein lieber Freund Achim von Arnim in Frankfurt.“ [3] — Beide Freunde wollten zusammen eine Rheinreise machen, wie Clemens sie voriges Jahr mit Savigny gemacht hatte, und wählten den Umweg über die freie Reichsstadt, um Bettinen zu sehen und zu grüßen.

---

[1] Janssen, Böhmer's Leben. I. S. 143.
[2] Ges. W. VIII. S. 135.
[3] Frühlingskranz S. 246.

Nach achttägigem Aufenthalte in Frankfurt und Offenbach schifften sich Beide auf einem Mainzer Marktschiffe ein. Bettina hatte dem Bruder einen funkelneuen Anzug machen lassen: blaue Halsbinde, lederne Beinkleider und eine rothe Freiheitsmütze. Daneben nahm sich Arnim in dem weiten Ueberrocke, dessen Naht im Aermel aufgetrennt war, seltsam aus; dazu hatte er einen knotigen Ziegenhainer als Reisestock, den er lustig über seinem Kopfe schwang. Bettina begleitete mit ihrer Freundin Günderode die sonderbar ausstaffirten Reisenden zum Landungsplatze und konnte sich des Kicherns nicht enthalten, zumal als Clemens mit einem zierlichen Sprung in das Schiff hinübersetzte und ihm dabei die rothe Mütze von den schwarzen Locken in's Wasser fiel! Aber das kümmerte die Jünglinge nicht; der Main trug sie gastfrei von dannen durch den jungen Sommer dem Rheine zu, Clemens war schwermuthvoll, Arnim heiter und leicht gesinnt, wie immer.

In dem Märchen von dem Müller Radlauf hat Brentano diese Fahrt dichterisch verherrlicht und sich mit dem Freunde in einer Ecke angebracht, wie es Raphael mit Perugin in der „Schule von Athen“ gethan hat. Da sieht das Goldfischchen bei den ersten Strahlen der Sonne durch das fließende Wellengold des Rheines die Felsen und Städte, die Menschen und Schiffe, und das ganze Haus der Frau Lureley und ein Schifflein zog daran vorüber und darauf fuhren zwei Knaben, der eine freudig mit braunen Haaren, der andere traurig mit schwarzen Haaren. „Als sie an den Fels kamen, riefen sie:

‚Lureley! Lureley!
Es fahren zwei Freunde vorbei.‘ [1]

Und nun sang der Schwarze:

‚Am Rheine fahr' ich hin und her
Und such' den Frühling auf;

[1] Frühlingskranz S. 254 ff.

Mein Sinn so leicht, mein Herz so schwer,
Wer wiegt sie beide auf?
Der Mond gehet unter,
Die Liebe geht unter,
Das Schiff zieht hinunter —
Wer hält sie auf?'

Und Frau Lureley rief siebenmal:

'Wer hält sie auf?'

Und dann sang der Braune:

'Die Sonne geht auf,
Wonnen, Wonnen, still in Schauern,
Dich umfangen, frische, frische Luft;
Sinnend auf die Strahlen lauern,
Spielend in dem Morgenduft;
Lieben und geliebt zu werden,
Ist das Einzige auf Erden,
Was ich könnte, was ich dächte, was ich möchte,
Daß es mir nur könnte werden —
Lieben und geliebt zu werden.' [1]

Und nun sprach Frau Lureley ihm siebenmal nach:

'Lieben und geliebt zu werden!'

und sie schwammen weiter den Rhein hinunter" [2] — und landeten in Koblenz.

Die Freunde schlugen im Hause des Bürgermeisters Scheidel ihre Wohnung auf und fühlten sich bald recht heimisch in dem Kreise alter und neuer Bekannten. Unseren Dichter zumal umfingen die Jugenderinnerungen mit neuem Zauber. Aber lange konnte er es ohne ein wirkliches oder erträumtes komisches Zwischenspiel nicht aushalten. Benediktchen Korbach, mit der

[1] Nach Böhmers Mittheilung ist das Lied „des Braunen" von Arnim selbst gedichtet; vgl. Böhmers Leben. II. S. 472.

[2] Ausgewählte Schriften II. S. 173.

Clemens als Nachbarskind im Sande gespielt hatte, war mit einem tüchtigen jungen Manne, gleichfalls einem Jugendkameraden Brentano's, verlobt. Der Dichter aber glaubte, daß ihm die Braut von Rechtswegen gehöre und war untröstlich über den geträumten Verlust. Sofort schrieb er einen Brandbrief an Bettina, welche übrigens die Sache nüchtern auffaßte. Sie antwortete: „Wenn sie mich kännte, so würde ich Benediktchen sagen: Sei ganz ruhig, der Clemens wird allemal ein Narr, wenn er an den Rhein kommt. — Clemens, versuch' doch zu dichten, das erleichtert Dir die Brust .... Soll ich dem Savigny schreiben, daß Du glücklich in Wochen gekommen bist mit einer neuen Liebschaft? — am Rhein, wo's allemal so geht? — ja in Wochen! — denn so lange wird's kaum dauern."[1]

Bettina hatte vollkommen Recht; wie im vorigen Jahre brausten auch jetzt wieder die „Reime wie Schäume" als schließlicher Ausgang des ganzen Zaubertaumels[2]. Schon nach acht Tagen schickt Clemens der Schwester mehrere Gedichte und kann ihr zugleich melden: „Es hat sich Abenteuer an Abenteuer gereiht, und ich bin mit allerlei künstlichen Spinnweben umflochten worden, die ich im Anfang leicht hätte zerreißen können, aber ich sah mit künstlerischer Lust den Geweben zu, und habe aus kindischer Tollkühnheit mir selbst Stricke daraus geflochten."[3] Unterdessen lernte er Benediktchens Bräutigam näher kennen, gewann denselben lieb und schloß ein Freundschaftsbündniß mit ihm. Nun war mit einmal Alles anders geworden. „Ich fühlte vom erleichterten Herzen," schreibt er, „die Fesseln niederfallen, eine nach der anderen, und die Sonne schien mir in's Herz — da war es anders. Ich dachte: wie

[1] Frühlingskranz S. 253.

[2] Die Lieder in den Ges. Werken II. S. 121, 127, 129 u. a. m. entstanden damals.

[3] Frühlingskranz S. 263.

bin ich doch betrunkenen Sinnen hingegeben gewesen."[1] Die Freunde waren ihm jetzt doppelt werth und lieb: „Ja, es ist alles schön, was ich erlebte, und die Liebe und Güte dieser Menschen gegen mich ist wirklich lieb und edel. Aber schöner ist doch nichts, als frei sein und ungefesselt lieben, wie ich meine Schwester liebe; und dann fühle ich, daß nichts mich so beglücken kann, als die spielende Heiterkeit in Dir, die doch aus innigster, warmer Lebensquelle strömt."[2]

Das schöne, der Freundschaft und Dichtung gewidmete Leben in Koblenz sollte jedoch bald getrübt werden, als Arnim eines Tages Abschied nahm, um seine großen Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich und England anzutreten. Erst im Jahre 1805 sahen sich die Freunde wieder. Bis dahin aber blieb für Brentano ein lebhafter Briefwechsel der einzige Entgelt für die so anregende Gegenwart des Freundes[3]. „Arnim, Arnim!" ruft Clemens in einem Briefe an Bettina aus, „nur neben Dir mag ich leben und sterben .... Neben Dir ist mir's traurig ergangen — und doch konnte ich in Dich als in den Frühlingshimmel schauen; — Dich habe ich als einen solchen gefunden und mein selbst vergessen. So bist Du mir entgegengekommen und hast mich solchermaßen geliebt."[4]

Clemens verbrachte den ganzen Sommer am Rheine und stellte in's Mosel- und Lahnthal Sängerfahrten an, auf denen die herrlichsten Lieder erblühten. Zugleich schrieb er das Lustspiel nieder, welches er hier in Wirklichkeit erlebt hatte; Benediktchen wurde zur Valeria, ihr Bräutigam zum Porporino, Brentano selbst zum Ponce und im Don Fernand de Aquilar

[1] Frühlingskranz S. 275.

[2] Ebendaselbst S. 276.

[3] Bettina trug sich mit dem Gedanken, diesen Briefwechsel zu veröffentlichen, brachte denselben aber nicht zur Ausführung. So blieb uns diese wichtige Quelle verschlossen.

[4] Frühlingskranz S. 260.

glauben wir Achim von Arnim wieder zu erkennen. Unter des Letzteren Augen und auf seine Aufforderung hin wurden die ersten Scenen entworfen und im Epiloge wird ihm auch das ganze Gedicht gewidmet, weil „er sich in der Abenteuer Schicksal mischte und mit dem Vater an der Wiege des Musenkindes Valeria stand". Wenn der „Vater (Brentano)

In Sorgen oft und oft in Unmuth lebte:
Du, Theurer, Ferner, sahst ihn lächelnd an,
Und um dieß Lächeln hat er damals schon
Sein ganzes Leben freudiger gefaßt.
Dir dank' auch ich, Valeria, das Leben!
Du hast nach uns am Rheine ihn gefragt,
Wo Du und Sonnenschein und froher Wein
Des Herzens harten Fels ihm tönen ließen.
Wie weislich, Güt'ger, dort für uns zu bitten!" [1]

Ponce de Leon steht in unserer reichen, vielgestalteten Literatur einsam da, wie eine Uebersetzung irgend eines südlichen unbekannten Dichters. „Ich habe mich umsonst nach seiner Gattung umgesehen," sagt Brentano selbst, „und fürchte beinahe, daß es allein stehen werde, was ich ihm jedoch, sollte es nicht meiner Unbelesenheit zugeschrieben werden können, keineswegs zum Verdienste anrechne."

Brentano wollte ein Lustspiel schreiben, und er sagt uns daher gleich in der Einleitung, was er unter dem Komischen verstehe. „Ich strebte damals, das Komische und Edlere hauptsächlich in dem Muthwillen unabhängiger, fröhlicher Menschen zu vereinigen, und um diesen Muthwillen als Element in ihnen vorauszusetzen, habe ich ihre Sprache durchaus frei und mit sich selbst in jeder Hinsicht spielend gehalten. Ich hatte kein Muster vor mir, als die Fröhlichkeit meines eigenen Herzens, und der Freunde, deren es sich gern erfreut, und da ich mich nur erinnere, im Schauspielhause gelacht zu haben, wenn mich das

[1] Ges. W. VII. S. 216.

Edle, Rührende oder Tragische als Parodie, und das Komische als Unfähigkeit berührte, so wagte ich nicht, mein sehr einsames Lachen als ein Merkmal anzunehmen, dann ein Lustspiel geschrieben zu haben, wenn das, worüber ich lachen konnte, mir zum Muster geworden wäre."

Ob sein Lustspiel komisch „im Geiste der Zeit" genannt werden könne, bezweifelt Brentano; denn da ihm das Komische bis jetzt nicht vor Augen gekommen sei, dürfe er mit einigem Rechte vermuthen, „das Komische müsse entweder seiner edlen Zeit nicht würdig, oder seine edle Zeit müsse das Komische selbst sein. Ich möchte beinahe das Letztere fürchten, da in diesen Zeiten die Künste, und besonders die dramatische, nützlich dazu angehalten werden, unsere Begierden nach allem, was uns fehlt, nach Häuslichkeit und anderen guten Eigenschaften, durch schlechte Schilderung dieser Bedürfnisse zu trösten: so müssen wir selbst von dem Komischen im höchsten Grade durchdrungen sein, weil wir es von der Kunst nicht verlangen; wir müssen selbst der einzige Gegenstand des Komischen sein, weil es unser Gegenstand nicht mehr sein zu dürfen scheint. Das Komische wäre auf diese Weise nur noch im Zuschauer zu finden, und diesen auf das Theater zu bringen, würde ihm selbst wohl nicht gefallen, da er seinen ernsthaften Platz unten bezahlt hat, damit er oben spielen sehe, und auch nach neuen Erfahrungen die Dinge, wie sie sein sollen, zu hoch schätzt, um sich an einem Dinge, wie er selbst eines ist, nicht zu ärgern .... Ich sähe es daher für das einzige Mittel an, dem Komischen wieder auf die Bühne zu helfen, wenn man nach und nach das im Zuschauer gebundene Komische zu befreien, und der Tugend von dem Theater wieder in die honetten Familien zu helfen suchte. Das Erstere wäre eine Aufgabe für die Dichter, an dem Letzteren arbeiteten die Moraltheologen längst, doch vergebens; denn das Ganze muß, wie die Einrichtung eines verschobenen Gelenkes durch einen geschickten Wundarzt, auf einen Ruck vor sich

gehen, weil, so lange die Tugend auf der Bühne sich aufhält, der Moraltheologe im Parterre sitzt und also selbst komisch ist." [1]

Den Dichter leitete noch eine Nebenabsicht bei der Ausarbeitung seines Spieles. Der Herzog von Aremberg hatte nämlich einmal geäußert, den Deutschen gehe Gewandtheit der Sprache ab und das Wortspiel fehle ihnen gänzlich. Dem hohen Gönner das Gegentheil zu beweisen, versuchte Brentano gerade das Wortspiel besonders reichlich in seiner Arbeit zu verwerthen, und brachte dieß auch in wahrhaft staunenswerther Weise zu Stande.

Ein gewaltiger Fortschritt von der Formlosigkeit des Godwi zu der feinen Komik des Ponce ist nicht zu verkennen. Reichthum der Erfindung, Lebhaftigkeit der Entwicklung, Menschenkenntniß in Behandlung der Charaktere, ein übersprudelnder Witz zeichnen dieses Lustspiel vortheilhaft vor vielen anderen aus. „Eine eigenthümliche Luft weht darin," sagt Böhmer in einem Briefe an Görres, „leicht und erquickend wie 4000 Fuß über dem Meeresspiegel. Aber nicht Alle sind Bergerkletterer und empfänglich für so muntere Laune. Es ist mir wie ein Springen und Jagen guter Gesellen auf dem weichen Teppich der Alpenpflanzen." Eichendorff, der feine und poetische Kritiker, nennt den Ponce „ein wundervolles Lustspiel, wo ein wahrhaft dämonischer Witz mit der Wirklichkeit wie eine Fontaine mit goldenen Kugeln spielt".

Diesen beiden Urtheilen wird jeder nicht voreingenommene

---

[1] Ges. W. VII. S. 8 ff. — Clemens spielte in diesen Zeilen auf Kotzebue an, der bekanntlich durch eine Moral „ohne Gott und Christenthum" sittlich zu wirken gedachte und als Mittel zum Zweck jegliche Schlechtigkeit den Zuschauern vorführte. Er rühmte sich, durch seine „Eulalie einige verirrte Gattinnen zu ihrer Pflicht zurückgeführt" und durch sein Schauspiel „Bruderzwist" die Versöhnung einer Familie bewirkt zu haben.

Beurtheiler im Allgemeinen beistimmen, wenn es auch dem Einen oder Anderen vorkommen dürfte, als sei das „Jagen“ bisweilen etwas zu wild und das „Witzspiel“ nicht immer natürlich genug. Eben weil die Funken des Geistes gar zu reichlich und grell sprühen, wird manches schwächere Auge geblendet, und auch der lebhafteste Leser ermüdet bei der beständigen Aufmerksamkeit im Verfolg der bunt sich drängenden Wortspiele.

Bei der damals herrschenden Flachheit und Trockenheit ist jedoch dieser Fehler des Uebermaßes leicht zu verzeihen, und Ponce de Leon wird immer ein Beispiel — wenn auch kein allseitiges Muster — dessen bleiben, was auch deutsche Phantasie in leichter Spielart und deutsche Sprache in sprudelndem Wortspiel zu bieten vermag. Tiefere Bedeutung, ethischen Zweck hat die Komödie in ihren Grundgedanken wohl kaum, sie ist nur ein lustiges Spiel jugendlicher Genossen und hat mit den Tendenzkomödien selbst im besten Sinne des Wortes keine Aehnlichkeit. Um so treffender sind aber in den einzelnen Dialogen die überraschend ernsten Bemerkungen über so manche dunkle Seite des Lebens, und es bleibt nach der Lesung des dahinjagenden Stückes ein gewisser ernster Grundton in der Seele zurück; man fühlt, im Herzen des Dichters selbst lag all' der Scherz und ausgelassene Witz nur an der Oberfläche, tiefer aber schlummerten höhere Harmonien, Lieder des Schmerzes und der Sehnsucht gleich wie in dem Saitenspiel, das der witzige, schlaftrunkene Diener zum Kopfkissen genommen hatte (vgl. Act II. Scene 3).

Leider kann auch Ponce de Leon trotz seines gewaltigen Abstandes vom Godwi noch nicht ohne Weiteres in eines Jeden Hände gegeben werden. Wenn auch von keiner Verherrlichung der Sinnenlust mehr die Rede ist, so waltet doch in Anlage und Ausführung eine zu südländische, unstatthafte Freiheit vor, als daß bei seiner Lesung nicht die größte Vorsicht geboten wäre.

Brentano sandte den Ponce de Leon im Winter 1801 an Göthe, der eine Preis-Aufgabe ausgeschrieben hatte. Vierzehn Monate hielt der Altmeister trotz wiederholter Anfragen von Seiten Brentano's das Stück in seinen Händen. Endlich ward es zurückgeschickt mit einem „lobenden Briefe“ [1].

Im Jahre 1804 arbeitete Clemens den Ponce für das Theater um. Man wollte in Wien die Aufführung übernehmen. Auf dieses hin reiste der Dichter selbst nach der Donaustadt, überstand die Riesenarbeit, das Schauspielerpersonal einzustudiren und wurde dafür von einem an die geist- und poesielosesten Fadaisen gewöhnten Publikum ausgepfiffen. Man erzählt sich, die Schauspieler hätten, ärgerlich über Brentano's Eifer bei den Uebungen und Proben, sogar Freikarten ausgetheilt, um reichliche Pfeifer zu erhalten. Dem Dichter selbst wurde in einem Kaffeehaus eine solche Karte unter der besagten Bedingung angeboten. Als nun wirklich bei der Aufführung das Zischen begann, lehnte sich der anwesende Dichter über die Brüstung der Loge hinaus und rief in's Parterre hinein: „Ihr Thoren, nach hundert Jahren seid Ihr alle todt.“ [2]

Für die Charakterisirung Brentano's sind in der ganzen Entwicklung des Ponce die herrlichsten Stellen. Wir berühren hier nur die eine oder die andere. Sarmiento spricht zum Ponce: „Ihr seid meistens melancholisch, und zwar weil Ihr müßig seid.“ „Nicht doch,“ erwiedert ihm Ponce-Brentano mit tiefer Wahrheit, „Ihr könntet eher sagen, ich arbeite zu viel Nichts! Ihr solltet mich kennen lernen, wenn mir nicht alle Geschäfte, die ich nicht thue, die Zeit nähmen, Euch mein

---

[1] Ges. W. VIII. S. 116. Brief an seine Schwägerin Toni, datirt 15. Dec. 1802.

[2] Aus brieflichen Mittheilungen des verstorbenen Hofraths Phillips. — Brentano redet von diesem Ereigniß auch in einem ungedruckten Briefe an Herrn Prof. Steinle.

Herz auszuschütten, in dem nichts ist. Seht, es gibt keine höllischere Arbeit, als die, welche man nicht thut." „Ihr müßt wirklich auf Ruhe denken, das heißt tüchtig arbeiten," mahnt ihn darauf der verständige Freund, aber Ponce nimmt Alles im Scherz. Und doch war es gerade die Arbeit, die den unruhigen Dichter hätte beruhigen können. In einer anderen Scene läßt sich Brentano folgendermaßen treffend conterfeien: „Der Ponce muß ein närrischer Junge sein — das weiß Gott — ein wunderlicher, wetterwendischer Kerl, der alle Leute unterhält und immer lange Weile hat, witzig und verlegen, hart und wohlthätig, geht immer wie ein Verliebter herum, hat alle Weiber nach der Reihe in sich vernarrt und quält sie mit Kälte."

„Ponce glänzt noch nicht — Treue wird sein Sieg nicht sein. Sieh, Ponce gefällt mir, wenn eine herrschende Königin in sein anarchisches Gemüth käme, könnte er viel werden."

Freilich, Ponce-Brentano konnte viel werden, er hat es zum Theil gezeigt, aber für längere Zeit noch verstand er unter der „herrschenden Königin" leider die falsche Weltliebe. Treue war eben auch sein Sieg nicht, dazu war er zu wankelmüthig, zu sehr Phantasie und Gefühl, aber sobald einmal „zwei Sachen zusammen klappten", d. h. sobald er gefunden, was sein unruhiges Herz suchte, Natur und Gnade sich in der Gottesliebe begegneten — „da war er mitten drinnen und zur Ruhe, und liebte und liebte — nun, ihr würdet sehen, wie ich lieben könnte" (Act II. Scene 4).

7. Stille Studien; in Düsseldorf; die Heirath mit Sophie Mereau.

1802—1803.

Nach manchen Fahrten in die freie Reichsstadt, in's alte Sachsen, nach Erfurt, Gotha und Marburg, langte Clemens endlich im Januar 1802 wieder in Jena an. Am 11. desselben Monats schrieb er noch von Marburg aus einen Brief an L. Tieck. Bei dem Stadttheater in Frankfurt a. M. suchte man einen Regisseur, der nicht Schauspieler, sondern dramaturgisch gebildeter Kenner des Theaters sein sollte. Sobald Brentano von dieser Angelegenheit Kenntniß erhielt, dachte er sofort an seinen Freund, L. Tieck, den er für diese Stellung wie geschaffen und zu derselben auch geneigt wußte. Außer der dramaturgischen Kennerschaft besaß der Führer der Romantik ein ganz vorzügliches schauspielerisches Talent, das nicht so sehr in der Mimik, als in der dichterischen Kraft bestand, sich in die verschiedensten Stimmungen, Leidenschaften und Charaktere zu versetzen, und deren Ausdruck auf's Feinste bei Anderen zu beurtheilen. Die Größe dieser Begabung hatte Brentano richtig erkannt. „Ludwig Tieck," sagt er, „ist allein beauftragt, der Mimik ein Licht aufzustecken, da er das größte mimische Talent ist, was jemals die Bühne nicht betreten. Dieser Dichter, der als darstellender Künstler die Bühne zu einer Ehre gebracht haben würde, deren sich wenige diesseits oder jenseits der Lampen träumen, ist kein Schauspieler geworden, worüber Thalia und Melpomene mit einiger Beschämung trauern sollten; denn

er hat den innersten Beruf und ein Talent zur Bühne, wie es sich alle Jahrhunderte einmal hinauf verirrt.“ [1]

Mit dem größten Eifer arbeitete nun Clemens dahin, den gefaßten Plan zu verwirklichen. „Ich hatte,“ schreibt er an Tieck, „bisher keine einzige Aussicht und H[illegible]ung, als Sie an unserem Theater zu wissen, dann Ihne[illegible] zu sein, und zu helfen, wo es meine Kräfte erlaubten, die Bühne von Frankfurt aus wieder für Deutschland in ihre Rechte einzusetzen; ja, ich wollte mich unter Ihrer Leitung ganz der Sache widmen, und, durch diese Kunst mehr im Bürgerlichen gewurzelt, meinem Talente eingreifendere und festere Bewegungen geben.“ [2] Was Brentano mit „der Einsetzung der Bühne in ihre Rechte“ sagen wollte, können wir aus seinem „Briefe an den Schauspieldirector“ [3] ersehen. „Liebster Director,“ schreibt er, „wenn ich die hohe Aufgabe, die reichsten Mittel und die mögliche Wirkung der Schauspielkunst in der Einsamkeit meines Herzens so recht betrachte, erschrecke ich; denn ich sehe das Ungeheure und ich fühle dann, daß sie, wenn sie nicht im strengsten Sinne und Stile zum Heiligen und dessen Feier hinarbeitet, sehr verdächtig ist. Es entstehen dann tiefe Zweifel in mir, ob sie nicht auf jedem anderen Wege zu den verbotenen, satanischen Künsten gehöre, was sich aus der Combination ihrer unendlich hohen Aufgabe mit allen endlichen niedrigen, ja infamen Beziehungen ihres jetzigen Zustandes leicht vermuthen läßt.“ [4]

Zu einer Wiederherstellung des Theaters in diesem Sinne, unter Tiecks Leitung und durch Aktiengründung ermöglicht, war Clemens sogar bereit, sein ganzes Vermögen beizusteuern.

„Ließe sich wohl eine Stadt finden, die zusammen träte, etwa

---

[1] Köpke a. a. O. II. S. 131.

[2] v. Holtei a. a. O. I. S. 95.

[3] Ges. W. IV. S. 444.

[4] Vgl. den Brief an Tieck a. a. O.

Bremen, mit Aktien, oder eine Stadt in Schlesien? Nach der Lage der Sachen meine ich, es wäre bald Zeit zu so etwas. ... Sie wissen nicht, wie determinirt ich bin, wie gerne ich täglich lieber Cinthio, Trufaldin und Scaramuzz wäre, als Brentano. — Zur Göthischen Aufgabe hab' ich ein Stück geschickt, das wohl in Vielem mehr Ihnen gefallen könnte, als Göthen, es heißt: Laßt es euch gefallen. Diesen Winter übersetze ich einen Band unbekannter, alter, spanischer Novellen, sonst beschäftige ich mich mit dem Theatralischen, und habe mehrere Schauspiele entworfen. Immer aber kann ich mich nicht überzeugen, daß unsere Trauerspiele sein dürften wie griechische, auch nicht wie Schiller'sche, höchstens wie Shakespeare'sche, die doch eigentlich häusliche sind. Trauerspiele ohne Vaterland sind wie Helden ohne Schicksal, die Seele muß Held sein, und die Reihe der Begebenheit(en), die Geschichte Schicksal. Ich habe die Idee zu einem Trauerspiel mit 25 Helden, die vom Schicksal getödtet werden, den letzten aber kann's aus Müdigkeit nicht hinunter kriegen, und stirbt selbst, er aber wird schicksallos von den Göttern davon geführt, und im 5. Act im Himmel unter den Göttern als weinendes Kind geboren." — „Ich bin so bös, ich weiß nicht wie, mir bricht Alles vor den Füßen!" [1] Auch die beiden Pläne mit Tieck sollten ihm wieder „vor den Füßen brechen". Weder kam die Theatergründung zu Stande, noch auch wurde Tieck als Regisseur nach Frankfurt berufen.

Man hatte bezüglich der letzteren Absicht auch bei Göthe Rath eingeholt. Doch wollte dieser in einem an Tieck gerichteten Briefe keineswegs zureden, die schwierige und schwankende Stellung anzunehmen. Während der Verhandlungen aber beeilte sich eine Gegenpartei in Frankfurt, das Amt in ihrem Sinne zu besetzen, und schließlich hatte Clemens für seinen guten Willen sich mancher Unannehmlichkeit zu gewärtigen.

---

[1] v. Holtei, I. S. 95 f.

Es war eben diese Angelegenheit, in welcher wir Brentano's Namen noch einmal in geringschätzender Weise von Dorothea Veit genannt finden. „Da nämlich ein Geschäft etwas Ehrwürdiges ist, so konnte ich es unmöglich in Brentano's Hand geben .... Denn wer weiß, in welchem Rufe Brentano in seiner Vaterstadt stehet. Ihren (Tiecks) Brief habe ich ihm auch nicht gegeben, sondern schicke ich Ihnen hiermit zurück, denn erstens machen Sie ihn darin zum Director des Geschäfts, welches er nicht sein soll und nicht sein darf (?), zweitens hätte er sich durch diesen Brief nach seiner Art berechtigt gefunden, grade zu Göthe zu gehen, um mit diesem sich ein air zu geben; das wäre gar nicht zu wünschen gewesen, sondern es hätte Göthe nur aufgebracht und verdrießlich gemacht, denn B. ist jetzt fataler als jemals (?!). An B. schreiben Sie nur einen kurzen freundlichen Dankbrief für sein Andenken; ich habe ihn schon von Ihnen gegrüßt und Sie entschuldigt, daß Sie ihm noch nicht geschrieben; also brauchen Sie ihn in weiter nichts zu meliren." [1]

So lehnte man häufig die freundschaftlichste Opferliebe Brentano's mit boshafter Deutelei und wegwerfender Entfernung ab. Das hinderte ihn jedoch nicht, bei nächster Gelegenheit sich wiederum großmüthig zu jeder Dienstleistung anzubieten.

Außer den Arbeiten, deren Clemens in seinem Briefe an Tieck gedenkt, von denen aber später keine einzige gedruckt wurde, beschäftigte sich der Dichter mit einem anderen Unternehmen, das der ganzen romantischen Bewegung förderlich sein sollte.

„Es war im Januar 1802," schreibt Hofrath Kohler, „als ein junger Mann in mein Studentenzimmer in Jena trat, seinen Schanzluper abwarf und ohne Weiteres sagte: ‚Ich bin Brentano.' Da ich fragte, von wo er herkomme, erwiederte er: er komme von Marburg, von Savigny und sei über Göttingen

---

[1] v. Holtei, III. S. 345 ff.

gereist, wo er A. Winckelmann gesprochen. Er setzte bei, er wolle mich plündern, denn Winckelmann habe ihm gesagt, daß ich eine Masse österreichischer und schwäbischer Volkslieder wisse, was auch wahr war.

„Brentano säumte nicht, nach und nach alle diese Lieder sich anzueignen. Darunter waren einige, die gerade damals sehr viel Aufsehen machten, z. B.:

‚N' Schüsserl und n' Reinerl
Ist all mei Kuchegschirr.'

Dann:

‚Da droben auf jenem Berge
Da steht ein guldenes Haus.' [1]

„Nach diesem letzteren fertigte Göthe ‚des Schäfers Abendlied'." [2]

Die glückliche Ausbeute, welche Clemens bei Hofrath Kohler machte, vielleicht auch die freundschaftlichen Kreise, in welche er eingeführt wurde, veranlaßten ihn, Jena abermals zu seinem Aufenthalte zu wählen. Hatte er sich bereits früher ziemlich allem studentischen Treiben entzogen, so that er dieses jetzt um so mehr. Ein tieferer Ernst zu dauernder Beschäftigung war in seiner Seele erwacht. Schon an Tieck hatte er geschrieben, daß er einen Band unbekannter alter spanischer Novellen übersetze und sich sonst viel mit dem Theater beschäftige [3]. Zudem hatte er es sich zum Vorsatze gemacht, dem treuen Freunde Arnim bei der Rückkehr einen reichen Schatz schöner Volkslieder entgegenzubringen. Er sammelte, wo er konnte, forderte selbst Bettina zur Theilnahme auf, copirte mündliche Ueberlieferungen, kaufte alte Gebetbücher, Chroniken, fliegende Blätter, Kalender

---

[1] Des Knaben Wunderhorn. Berlin, Grote 1873. I. S. 125, unter dem Titel: „Müllers Abschied".

[2] Ges. W. VIII. Einleitung S. 38.

[3] Brief an Tieck a. a. O. S. 96.

und Wetterbüchlein auf und erwarb sich auf diese Art allmählich jene reichhaltige Bibliothek, welche die Grundlage zum „Wunderhorn" bildete.

Die Tage des Dichters fingen an, sich mit geregelter Arbeit zu füllen. Er hatte ein Ziel gefunden. „Die Vorlesungen hörte er fleißig und regelmäßig", aber auf das von Schelling Vorgetragene wissenschaftlich einzugehen, war nicht seine Sache, und an den Disputationen seiner Freunde nahm er höchstens im Spaße Antheil. Eifriger dagegen betrieb er das Studium der Sprachen. Durch seine Sammlung alter Volkslieder war er von selbst auf eine eingehendere Bekanntschaft mit dem älteren Deutsch hingewiesen, und wie ernst er es mit diesen Studien nahm, beweisen die trefflichen Uebersetzungen aus Ulrich von Lichtenstein und Dietmar von Aist, welche er an Bettina schickte. Seine Sprachforschungen breiteten sich allmählich auch auf das Spanische und Italienische aus, und auch hier wiederum suchte er durch Uebung, metrische Uebersetzungen oder Nachahmungen das Gelernte sofort zu verwerthen.

Hatte er dann den Tag über fleißig gearbeitet, so eilte er des Abends in den Kreis seiner Freunde, die sich in der Gesellschaft zur Rose versammelten.

„Es war diese Gesellschaft weder Landsmannschaft, noch Bursche, noch Orden. Die Mitglieder derselben waren Wrangel, Schmidt, Jüngling, Platten ... Kray, Mylius, ... Winkelmann, Ritter, Fries und noch viele Andere. Von dieser Gesellschaft, welche keine Statuten und keine Aufnahmsgebühren hatte, gingen die Concerte in der Rose aus, welche Heinrich, Professor der Geschichte, entreprenirte, und Kapellmeister Stamnitz, ein alter Violon-d'amour-Spieler, dirigirte. Sie waren von der Noblesse in Jena und von den Professoren und Fräuleins stark besucht, auch von Orchestermitgliedern aus Weimar; die Landsmannschaften in Jena aber mochten nichts damit zu thun haben.

„Das Verhältniß Brentano's zu uns," erzählt Kohler, „war durchaus imponirend, weil ihm ein Schlagwitz zu Gebote stand, dem nicht leicht Einer widerstehen konnte. An Wrangel und auch an Kray und Fries wagte er sich doch weniger."

In diesen Versammlungen theilte Brentano seine Forschungen und Arbeiten mit, die Sagen und Legenden, welche einst das Volk gefesselt hatten, und die Lieder, welche in den Kemenaten der Schlösser und den Bürgerhäusern der aufblühenden Städte so fröhlich erklungen waren, fanden bei den Freunden, die fast alle der neuen Richtung zugethan waren, eine liebevolle Aufnahme und ein richtiges Verständniß. Den Ponce de Leon las Brentano auch vor, erntete aber für seinen Vortrag mehr Lob und Bewunderung, als für das Stück selbst, mit dem nicht Alle zufrieden waren.

Eine Bemerkung Kohlers ist für die damalige innere Entwicklung Brentano's von besonderer Bedeutung.

„Es war dortmals eine sonderbare Zeit. Die Poesien Schlegels, Novalis', Tiecks u. s. w. brachten hervor, daß man auch in einer nordischen, gebildeten Gesellschaft sagen durfte, man sei Katholik. Brentano betrieb seine kleineren Poesien alle auf diesen Standpunkt hin."[1]

Aus dieser Andeutung müssen wir den Schluß ziehen, daß Brentano damals noch viel katholischer dachte, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist. Wir haben keinen Grund, diese Gesinnung für einen bloß poetischen Katholicismus zu halten, sondern vielmehr für eine gewisse innere Ueberzeugungstreue, die mehr auf dem natürlichen Zuge seiner Seele als auf dogmatischer Grundlage fußte. An der Hand eines katholischen Freundes wäre Clemens wohl schon in jener Zeit zur Läuterung gekommen, aber einen solchen Freund fand er nicht. So blieb er sich selbst überlassen und dem Strudel preisgegeben, in den ihn die dämonische Seite seines Charakters zog.

---

[1] Ges. W. VIII. S. 39.

Bis in den Herbst 1802 verweilte der Dichter in Jena; dann aber zog es ihn wieder zum Rheine hin, dem Paradiese seiner schönsten Träume. Die Michaelis-Messe brachte er in Frankfurt zu und reiste nach deren Schlusse hinab nach Koblenz. Bei Franz von Lassaulx nahm er ein kurzes Absteigequartier, um die Freunde zu begrüßen. Das Revolutionsfeuer, welches bei dem letzten Besuche noch hell aufgelodert hatte, begann allmählich am Rheine zu erlöschen; man fühlte allgemein die Dürre und Trockenheit dieser unglückseligen Zeit, welche jedes Geistesleben im Keime erstickte. Eine Sehnsucht nach höheren Ideen und frischerem Streben in Kunst und Wissenschaft machte sich wieder geltend. Franz von Lassaulx selbst beschäftigte sich insgeheim mit poetischen Studien und war nicht wenig erfreut, in dem geistreichen, belesenen Freunde einen Bewunderer seiner verstohlenen Arbeiten zu finden.

Als der November herannahte, nahm Clemens Abschied von den Koblenzer Freunden, um seine Reise nach Düsseldorf fortzusetzen. Vorerst aber ließ er sich von Bettina seine Guitarre schicken, die er auf all' seinen Reisen mit sich führte. Dieselbe hatte nur vier Saiten und soll, wie der Dichter behauptete, das erste in Deutschland gefertigte Instrument dieser Art gewesen sein.

Was den Dichter nach Düsseldorf hinzog, war das bereits erwachende Leben der dortigen Künstlerschaft. Dazu kam die reiche Gallerie, welche durch die Kunstliebe der pfalzbayerischen Fürsten entstanden war und ihnen später nach München folgte. Unter den Gemälden dieser Sammlung weilte Brentano beinahe fortwährend, überselig in der Gesellschaft der italienischen und niederländischen Meister aus alter Zeit. Sein erster Brief aus Düsseldorf ist vom 15. November und bezeugt uns, wie eifrig er sich dem Studium der Kunst hingab. „Wenn mich Raphael, Rubens und Vanderwerf nicht so beschäftigten," berichtet er seiner Schwägerin Toni, „so hätte ich euch früher geschrieben,

lasse, verbinden möchte" [1]. Amadeus Hoffmann schrieb später die Musik zu dem Spiele, die, wie die Herausgeber der Gesammtwerke Brentano's beklagen, wenig bekannt ist, obgleich sie nicht ohne Werth sein soll [2].

An „musikalischer Poesie" ist denn auch das Singspiel reich; es finden sich Strophen darin, über die ein natürlicher Klang wie ausgegossen ist; so in dem schönen „Abendständchen", das Fabiola und ihr blinder Vater, der alte Piast, singen:

Fabiola:
„Hör'! es klagt die Flöte wieder,
Und die kühlen Brunnen rauschen!"

Piast:
„Golden weh'n die Töne nieder,
Stille, stille, laß uns lauschen."

Fabiola:
„Holdes Bitten, mild Verlangen,
Wie es süß zum Herzen spricht!"

Piast:
„Durch die Nacht, die mich umfangen,
Blickt zu mir der Töne Licht." [3]

Clemens hat in dem Spiele eine ernste Hofgeschichte in heitere Töne aufgelöst; die Verwickelung ist klarer durchgeführt

---

[1] Ges. W. VII. S. 220.

[2] Ges. W. VIII. S. 39. — In einem Briefe an Hippel (datirt Warschau, 16. Sept. 1805) bemerkt Hoffmann: „Im December vorigen Jahres componirte ich eine äußerst geniale Oper von Clemens Brentano: ‚die lustigen Musikanten', welche im April d. J. auf das hiesige deutsche Theater gebracht wurde. Der Text mißfiel; — es war Kaviar für das Volk, wie Hamlet sagt; von der Musik urtheilten sie günstiger, sie nannten sie feurig und durchdacht, nur zu kritisch und zu wild." (Hoffmanns Leben und Nachlaß. Stuttgart 1839. IX. S. 256.)

[3] Ebendas. S. 234.

wie im „Ponce de Leon", und es zeigt sich schon hier, daß er in einem engeren Rahmen besser Maß zu halten verstand, als bei größeren Gestaltungen. Den Grundton der ganzen Dichtung können wir nicht besser charakterisiren, als mit jenen Worten, die Brentano den Herzog Don Ramiro sprechen läßt: „Leichtsinn, Schwermuth und Unschuld gehen nun einher und singen den Menschen sanfte Lieder, daß sich ihr Herz von dem heißen Tagewerk löst, und sie, durch die Töne gerührt, die Augen zu einem reineren Dasein wenden." [1]

In dem letzten Briefe, den Clemens von Düsseldorf aus an Bettina schrieb, sehnte er sich wieder nach Savigny: „Ich freue mich doch sehr auf den Savigny," ruft er treuherzig aus, „da ich nun wieder Proviant auf die langen Winterabende habe, ihm zu erzählen. Wenn er auch wenig oder gar nicht antwortet, so hört er doch mit einem Interesse zu, das entschädigt für die Antwort, die er einem schuldig bleibt. — Du glaubst nicht, wie Wenige man findet in der Welt, die ganz frei sind vom Schlechten und Gemeinen, und wie ein Mann gleich Savigny ein wahres Wunderwerk ist." [2]

So hielten ihn denn weder Farben noch Töne in Düsseldorf zurück; noch vor Jahresschluß reiste er nach Münster, wo sich Savigny gerade aufhielt, und begleitete von dort den Freund nach Marburg. Am 3. Januar 1803 trafen sie hier ein. Der Winter verging langsam in stiller Beschäftigung; im Februar schrieb Clemens eine Posse nieder für den 19. März, den Geburtstag der Claudine Piotaz, welche im „goldenen Kopf" die Haushaltung führte. Bei Uebersendung des Stückes an Bettina fügt er die eigenthümliche Bemerkung bei: „Die Posse habe ich geschrieben, das Edle will ich dichten." [3] Und so

[1] Ges. W. VIII. S. 236.
[2] Frühlingskranz S. 324.
[3] Ebendas. S. 367.

dichtete er die schönen Stanzen auf die Vestalin Claudia [1], in ihrem Bilde die der Jungfräulichkeit innewohnende Macht verherrlichend.

Während so Alles in der Seele des Dichters anscheinend zur Ruhe gekommen war und bis auf die leise Andeutung in dem Briefe aus Düsseldorf seine Gedanken an Sophie Mereau geschwunden zu sein schienen, brachte ein Brief dieser Frau plötzlich wieder Alles in Aufregung. Brentano wurde verwirrt und traurig. „Clemens hat mir geschrieben," meldet die Günderode um diese Zeit ihrer Freundin Bettina; „wie ein böser Traum sind manche und bittere Erinnerungen an ihm vorübergegangen; sein Brief hat mich betrübt, weil er mir die verworrenen Schmerzen seines Gemüthes deutlich und doch wieder dunkel darstellte. Auch wenn ich ihn nie gesehen hätte, würde mich dieser kalte Lebensüberdruß tief und schmerzlich bewegen. — Er stellt sich so an den Rand der Jugend, als habe sie ihn ausgestoßen. Wie mich das schmerzt! Wollt' er es doch sein lassen, lieber die vergangene Zeit zurückrufen und fortleben ewig frisch, jung und träumerisch, wie er es gewiß könnte. Es wird und muß wieder so mit ihm werden." [2]

Für ein „träumerisches Fortleben" im Sinne der unglücklichen Günderode war Clemens denn doch nicht leichtsinnig genug, und zu einem großmüthigen Ueberwinden der glühenden Leidenschaft fehlte ihm der nothwendige ernste Halt. Um über die Klippen hinwegzukommen, war daher ein Sprung zu alten Bekannten einstweilen das beste Mittel. Freund Bostel kam nach Marburg und lud den Dichter zu einer Reise nach Wetzlar ein. Clemens nahm das Anerbieten an; der Winter war ja verstrichen und beim „Blick in die erwachende Frühlingsnatur" überfiel ihn sein altes „Hinausweh"; — „Heimweh"

---

[1] Ges. W. II. S. 486.
[2] Die Günderode II. S. 128.

darf er's nicht nennen, denn was ihn betrübt, das ist: weil er weiß, „daß es ihm draußen auch nicht wohler wird" [1].

Acht fröhliche Tage verbrachte er im Kreise der Freunde zu Wetzlar; dann wurde es ihm auch dort wieder zu arg. „Es ist keine rechte Ruhe mehr hier im Hause," schreibt er; „Pfarrer Bang liegt oben und schnarcht; Christian bläst immer lamentable Flöte und Winckelmann excerpirt die Lesebibliotheken. Nun kommt dieser Welthanswurst, der Robinson, und will von mir profitiren; und nun bin ich schon ganz zusammengeworfelt und finde mich zwar zusammen, aber nicht aus mir heraus." [2] So blieb nichts Anderes übrig, als sich auf und davon zu machen und nach Frankfurt zu entfliehen.

Bettina hatte sich unendlich auf das Wiedersehen gefreut und allerlei Pläne gesponnen, wie sie mit dem Bruder Frühlingsgänge machen und wie sie zusammen mit der Günderode Märchen dichten wollten. Aber nichts kam zur Ausführung; wenige Tage nach seiner Ankunft erhielt Clemens wieder einen Brief aus Weimar von Sophie Mereau, und ohne der Schwester Adieu zu sagen, eilte er fort gleich einem Nachtwandler. Bettina war unzufrieden darüber und fühlte sich schwer gekränkt; „Du gingst von hier," klagt sie, „und warst so unzusammenhängend, daß selbst die Trennung von Dir übersprungen war; Du liefst, Du liefst; hätte ich nicht dem Buben vor der Haus-

---

[1] Frühlingskranz S. 376.

[2] Ebendas. S. 380. Robinson war ein englischer Jurist, damals noch Studiosus, der die seltsame Grille hatte, alle berühmten Leute und Genies aufzusuchen und mit ihnen Bekanntschaft zu machen. Seine interessanten Lebenserinnerungen hat Thomas Sailer herausgegeben unter dem Titel: „Diary, Reminiscences and Correspondence of Henry Crabb Robinson, Barrister-at-Law, F. S. A." 2 vol. London and New-York: Macmillan and Co. 1872. Third edition. — In diesem Werke erwähnt Robinson verschiedene Male der Familie Brentano und unseres Dichters.

thür mein Schnupftuch in die Hand gedrückt und ihm gesagt, er solle Dir nachlaufen, denn Du habest es vergessen, so wüßte ich nicht, wie ich Dich im letzten Augenblicke noch an mich erinnern sollte. — Der Knabe kam zurück und sagte, Du habest es in den Busen gesteckt und aufgetragen, mich tausendmal zu grüßen! — tausendmal! — einmal wäre genug gewesen! — wenn Du nur vorher Dich besonnen hättest, daß Deine Schwester Dir gegenüber stand und wartete, daß Du sie an's Herz drücken solltest. — Der Knabe sagte mir auch, der Postwagen war noch nicht fertig angespannt, Du seiest voran dem Thore zugegangen! — Ach, Deine Ungeduld fort zu kommen, sie war Dir eingeimpft durch jenen letzten Brief, den Du aus Weimar erhieltest; das Fieber ergriff Dich gleich, Du stürmtest fort." [1]

Dieses Fieber, wie Bettina die Leidenschaft ihres Bruders nennt, nimmt nun seinen weiteren Verlauf. Clemens beruhigt die seinem Wankelmuthe mißtrauende Schwester über seine Neigung zur Mereau: „Ich habe," schreibt er, „eine ruhige, herzliche Empfindung für sie, wie ich vorher nie gehabt; auch sie liebt mich täglich mehr und inniger, und wir vertrauen unserem Geschicke, das uns von einander gerissen, um uns einander besser wieder zu geben. Ich werde, durch sie zur Ruhe gebracht, alle die Kräfte meines Geistes und meines Herzens im Tüchtigen glücklicher entwickeln; ich werde ohne Sehnsucht, ohne Begierde die Augen auf mein Tagewerk wenden können und es zur Ehre meines Lebens vollenden." [2]

Religiöse Zweifel, ob er als Katholik überhaupt eine gültige geschweige denn erlaubte Verbindung mit der geschiedenen Frau eingehen könne, scheinen gar nicht in der Seele Brentano's aufgetaucht zu sein; wenigstens liegt nichts Derartiges in den Briefen vor. Nur aus dem „Urborn der Propheten", dem Kreise

[1] Frühlingskranz S. 395.
[2] Ebendas. S. 403.

der Weimarer Dichter und Literaten, strömten Schwierigkeiten über Schwierigkeiten und machten in den ersten Monaten die Heirath unmöglich. Handbrieflein flogen zur Großmutter nach Offenbach und von dieser und von den Verwandten in Frankfurt herüber nach Weimar. In der Dichterresidenz sprach Jedermann, vom Schuster bis hinauf zum Herzog, von der beabsichtigten Verbindung. „Wunderlich ist's," ruft Clemens aus, „daß alle Leute, welche die Mereau kennen, sich ebenso wunderlich gegen unsere Verbindung wehren; wie Ihr auf sie zürnt, so zürnen Jene auf mich. Ja, zieht und zerrt nur; wir lieben uns und Ihr müßt Euch einst noch freuen daran." [1]

Der Widerspruch befestigte den Dichter nur noch mehr in dem gefaßten Entschlusse. Zudem war er der Ueberzeugung, daß er Sophie aufrichtig liebe und daß sie zu seinem Charakter passe. „Keine engherzige Natur ist es," schreibt er an Bettina, „keine Liebeständelei, die mich und Sophie zusammenführte, sondern mannigfache Uebereinstimmungen und Ergänzungen der Gemüther, der Ansichten, der Begriffe und der Ausführungen unserer Lebenspläne." [2] Und indem er über seinen eigenen schroffen Charakter, Anderen gegenüber, klagt, schreibt er: „Nun siehst Du, mit meinem guten Weibe werde ich gerechter werden, da sie mild ist und doch unendlich lebensfrisch; da sie die Weltverhältnisse weit besser versteht, als ich, und die große Lebensklugheit besitzt, an die menschliche Gesellschaft keine Ansprüche zu machen, obschon sie allen Beziehungen in ihr genügen kann und mit ihrem Wohlwollen immer gibt, wo sie verlangen könnte; und ihre Liebe niemals aufdringt, in der Einsamkeit selbst ihren Reichthum an Geist niedergelegt hat, in dem sie schwelgen kann, und reicher ist als andere, die sich im Besitz der Wohlhabenheit fühlen. Es wird kommen und

---

[1] Frühlingskranz S. 418.
[2] Ebendas. S. 456.

muß kommen, daß sie das Eis schmelze, denn sie ist der Frühling und hat den Geist des Belebens! — und das gewinnt die Herzen."[1] Und so hofft er, daß ihre Gegenwart in Marburg erschließend auf Savigny einwirken, den starren Rechtsgelehrten vertraulicher machen, und zu Tage fördern werde, was er selbst durch „seine Hast und seine Unbefähigung, besseren Menschen gerecht zu sein", nie gekonnt habe.

Wegen der Klatschereien in Weimar zog sich Brentano von den literarischen Cirkeln und Gesellschaften gänzlich zurück. Er lebte nur im Verkehr mit wenigen Freunden, zu denen besonders Tiecks Bruder, der Bildhauer, gehörte. Dieser meißelte damals in Marmor eine Büste Brentano's aus, zu welcher Sophie ein Sonett schrieb, das uns ihre Gefühle für den Dichter verräth.

„Welch süßes Bild erschuf der Künstler hier?
Von welchem milden Himmelsstrich erzeuget?
Nennt keine Inschrift seinen Namen mir,
Da diese holde Lippe ewig schweiget?

Nach Hohem lebt im Auge die Begier,
Begeist'rung auf die Stirne niedersteiget,
Um die, nur von der schönen Locken Zier
Geschmücket, noch kein Lorbeerkranz sich beuget.

Ein Dichter ist es. — Seine Lippen prangen,
Von Lieb' umweht, mit wunderſel'gem Leben,
Die Augen gab ihm sinnend die Romanze,

Und schalkhaft wohnt der Scherz auf seinen Wangen,
Den Namen wird der Ruhm ihm einstens geben,
Das Haupt ihm schmückend mit dem Lorbeerkranze."[2]

---

[1] Frühlingskranz S. 469.

[2] Sophie Brentano. Bunte Reihe kleiner Schriften. Frankfurt 1805. S. 47.

„Nichts ist in diesen Worten geschmeichelt," schrieb Böhmer vierzig Jahre später an eine Freundin [1].

Unterdessen wartete Clemens auf die Einwilligung seiner Verwandten, aber je länger er wartete, um so mehr wurde er des ganzen Treibens in Weimar überdrüssig. Im August 1803 entfloh er vollständig und wandte sich nach Marburg, wo er denn auch endlich die langerwartete Einwilligung erhielt. Sofort theilte er Sophie diese Entscheidung mit, und sie eilte ohne längeres Zaudern ebenfalls nach Marburg, woselbst nach einigen Tagen vor dem lutherischen Pfarrer der vermeintliche Ehebund geschlossen wurde.

---

[1] Janssen, Böhmers Leben. I. S. 228.

8. Häusliches Leben; der fahrende Schüler.

1803—1805.

Für die erste Zeit nach der Eheschließung bieten uns die Briefe des Dichters an seine Schwägerin das beste und anschaulichste Bild seiner inneren Stimmung wie seiner äußeren Arbeiten.

„Ich habe Dir, seit ich ein Ehemann bin, noch nicht geschrieben, und fange die Correspondenz mit einem Ehegeschäft an. Sophie wünscht einer Magd versichert zu sein, die in ein paar Monaten zu ihr kommen könnte und mit Kinderwarten umzugehen weiß, denn unsere jetzige Magd könnte wohl eher einen Stier bändigen, als ein Kind einwiegen. Mir ist dabei die Therese Behein eingefallen .... welche mich selbst in zartester Kindheit schon so vortrefflich gewiegt hat, daß meine Gedanken genugsam durcheinander gekommen ... Meine Frau grüßt Dich herzlich. Ich erzähle ihr immer alle die Witze Deines Mannes und Deiner Kinder, und wollte, Du könntest mit ihr sein, sie hat Alles, was sie zu Deiner Freundin machen kann. Recht hübsch wäre es, wenn Du Deine Antwort an Sophie adressirtest, die über diesen Punkt und den ihrer herzlichen Freundschaft für Dich gern einige freundliche Reden mit Dir wechseln wird. Mich selbst wirst Du durch diese Annäherung erfreuen ... Von Franz erhielt ich heute einen Brief mit Rechnungen. Wunderbar ist es, daß ich bei jedem Briefe von ihm bis zu Thränen gerührt werde. Ich kenne keinen

Menschen außer ihm, der mir eine so grenzenlose Achtung und Liebe abgezwungen hat; ja ich verdanke ihm ein Gefühl, das mir ohne ihn fremd geblieben wäre; es ist das, einen Vater zu haben." [1]

Es scheint, daß wirklich eine gewisse Annäherung stattgefunden, denn schon am 11. Februar schreibt Brentano wieder an die Schwägerin:

„Es ist nicht Nachlässigkeit von mir, daß ich Deinen sehr lieben Brief noch nicht beantwortet habe, denn ich kann vielleicht zum ersten Male mit Recht sagen, Arbeiten und Sorgen haben mich daran verhindert. Meine augenblickliche Lage erfordert meinen ganzen Muth. Sophie ist schon seit mehreren Tagen unpäßlich und sehr betrübt, eine Folge ihres Zustandes, zugleich fordern ihre und meine literarischen Arbeiten gerade in diesem Augenblick allen unseren Fleiß ... Sie (Sophie), die so lange der Gegenstand meiner Liebe war, wird nun auch der meiner Bewunderung und meines Mitleids. Sie sehnt sich unendlich nach irgend einer weiblichen Seele, und wir sehen keine Hoffnung dazu vor uns, da unsere Lage jetzt keine Reise erlaubt ... Doch der Himmel wird ja helfen.

„Savigny besucht uns dann und wann, aber seine große Verschlossenheit betrübt uns, und die Idee, daß er über seine nahe Abreise nach Frankreich und England uns gar nichts sagt, da wir durch sie doch allen Umgang verlieren, läßt mich, der ihn so lange treulich geliebt, seine Kälte noch schmerzlicher empfinden ...

„Sei so gut, mir bald zu schreiben. Deine Briefe sind mir immer sehr lieb. Wenn es Dir Spaß machen könnte, Deine kleinen Bemerkungen über Frankfurt, über das gesellschaftliche und moralische Wesen dieser Stadt niederzuschreiben und mir als Material mitzutheilen, würde es mich sehr freuen, denn ich

[1] Ges. W. VIII. S. 117.

gedenke nächstens bei mehr Muße etwas über Frankfurt für ein sehr gelesenes Blatt zu bearbeiten."[1]

Die Schwägerin ließ mit ihrer freundlichen Antwort nicht lange warten, und Clemens schreibt ihr seinerseits wieder am 22. desselben Monats: „Mit nächster Post schicke ich Dir ein kleines Geschenk für Deine Bibliothek, weil ich weiß, daß Du Bücher ehrest und ihnen nicht das Büchern so gewöhnliche Schicksal in unserem Hause angedeihen läßt. Was ich gebe, achte ich immer, sowie den Menschen, dem ich gebe, und es schmerzt mich, meine kleinen Geschenke oder die Menschen zu verlieren, denen ich gebe."

Von den Geschwistern des Dichters scheint Bettina am stärksten und längsten gegrollt zu haben, und es ist nicht überflüssig, neben den Briefen des Frühlingskranzes auch jene zu lesen, die der Dichter über die Schwester an die vermittelnde Schwägerin schrieb.

„Bettina," heißt es in dem oben angeführten Schreiben, „scheint sehr glücklich zu sein, ich bin auch glücklich, aber sie hatte mir einst zugeschworen, ich könne nur durch ihre Liebe, ihre Bildung, ihre Vortrefflichkeit glücklich werden; doch alle meine Liebe war bis jetzt nur ideell, und mir kommt nicht nur, was ich gebe, sondern auch was ich erhalte, zu gut. — Sage Bettina, da sie in Verlegenheit zu sein scheine, was sie auf meine Briefe und auf meine große Liebe zu ihr antworten solle, so wolle ich sie nicht mehr stören; ihr letzter Brief habe etwas Mühsames oder Undeutliches, ohne doch etwas Gedachtes zu enthalten; sie thue mir Unrecht, ich sei Etwas werth, was sie nicht erkennen wolle, und sie werde einst zu mir zurückkehren."

In einem anderen Briefe heißt es wieder: „Bettine, Bettine! Was mag ihr fehlen? Du weißt nicht, wie ich ihr so

[1] Ges. W. VIII. S. 119 f.

sorgsam schreibe. Sie sieht übel aus. Mache, daß sie zu Dir kommt, das Offenbacher Leben taugt nicht. Hier lege ich einen Brief bei; es ist eine kleine Abhandlung über Lüge und Wahrheit im weitesten Sinne[1]. Sie soll Dich ihn lesen lassen. Es ist bloß eine Hochachtung für mein Zutrauen auf Bettine, eine Achtung, die man auch dem Kinde schuldig ist, daß ich ihr versiegelt schreibe; ich wünsche, daß Du den Brief lesest, damit Du mich immer mehr kennen lernst, endlich so genau, als ich Dich schon kenne und liebe. Schicke ihr den Brief gleich. Sie hat ihn vielleicht schon lange entbehrt, obschon sie kurz hintereinander drei von mir hat und ich keinen. Du weißt ja wohl, wie gerne man liebt, und wie ungerne man schreibt."

Mit dem Ehegeist scheint auch ein Anflug ökonomischen Strebens und finanzieller Bemühungen über den bis dahin sorglos in den Tag dahin lebenden Dichter gekommen zu sein. Zwar verwaltete vor wie nach der treffliche Bruder Franz die Geldangelegenheiten mit größter Liebe und Umsicht, allein Clemens mußte doch jetzt auch darauf denken, sich neben den Renten seines väterlichen Vermögens auch noch eine persönliche Erwerbsquelle zu sichern. Er hatte sich darum in Gemeinschaft mit seiner Frau auf die Schriftstellerei verlegt, wie er es in seinem Briefe andeutet. Andere Pläne stiegen auf. „Wo ich nach der Wiedergenesung Sophiens meinen steten Wohnort aufschlagen will, ist noch unbestimmt; vielleicht in Dresden, weil dort alle Art von Kunst und Leben sich mit der nahen, schönen, erzgebirgischen Natur verbindet. Meine Frau wird dort ihr Zeichentalent weiter üben ... Das sind Pläne!"[2]

Einen anderen Plan hatte er mit Tieck, den er gerne durch Creuzers und Savigny's Vermittelung an der Heidelberger Universität angestellt wissen wollte. Nun schreibt er dem Freunde,

---

[1] Vgl. Frühlingskranz I. S. 152.

[2] Ges. W. VIII. S. 121.

nachdem er ihm alle seine bereits gethanen Schritte mittheilt: „O thun Sie doch auch etwas dazu, ich wäre ewig glücklich, alle meine Hoffnungen würden wieder erstehen, wenn ich dort (in Heidelberg) unter Ihrer Leitung an einer Reproduction der alten Heldengedichte arbeiten könnte. Wie herrlich wäre es, nach einem gewissen Plane arbeitend in einer ganzen Gesellschaft, die verschiedenen Heldengedichte wieder zu verbinden und hervorzuführen, ich wollte gern auf alle eigenen Arbeiten Verzicht thun, und mein ganzes Leben für diese Arbeiten anwenden .... Ich habe vor einiger Zeit unter einigen poetischen Manuskripten von minderem Werthe eine Sammlung Minnelieder aus dem 14. und 15. Jahrhundert gekauft; die Lieder sind noch nicht edirt, und meist namenlos, und von verschiedenem Werth. Folgende Verfasser, die ich nicht kenne, kommen unter ihnen vor: Der Brandberger, Heinrich Graf von Würtemberg, H. v. Schromberger, Johann Sasse. Die Sammlung enthält vorzüglich viele sogenannte Wächter-Romanzen, und auch einen vollständigen Gedichtwechsel zwischen einem Edelmann und einer Fürstin ... Ich gedenke sie nächstens theilweise bekannt zu machen. Auch besitze ich in demselben Band die von dem Minnesinger Nithard, dem Hofnarren Otto des Fröhlichen von Oesterreich, gesungenen eigenen Schalksstreiche mit Bauern, und manches Andere; auch die seltene Ausgabe des Titurel und noch vieles, was dahin schlägt. Wie glücklich wäre ich, in Ihrer Nähe weislicher fortzusammeln und nebst Ihnen alles Das zu benutzen. Eine Vereinigung zu einer gemeinschaftlichen, zugleich hervortretenden Bearbeitung mehrerer sich gegenseitig unterstützender Gedichte jener Zeit ist immer mehr mein Wunsch, und ich würde mit aller Anstrengung und Liebe unter Ihrer Leitung, nach einer durch Sie vorgeschlagenen Form, die Nibelungen, den Parzival oder den Titurel, oder was Sie wünschten, bearbeiten. Ach, aber alles dieses verhindert die Ferne; — geliebter Tieck, sollte ein widriges Geschick, das bisher alle meine

schönen Wünsche vereitelte, abermals zwischen meine Hoffnungen und ihre Erfüllung treten, so verzeihen Sie meiner Liebe, und seien Sie versichert, daß Sie kein Herz so besitzen, wie das meinige." [1]

Tieck ging nicht nach Heidelberg und Brentano arbeitete einsam für sich weiter, doppelt einsam, seit Savigny, der unterdessen sein Schwager geworden, seine wissenschaftliche Reise durch Europa angetreten, Professor Creuzer nach Heidelberg übergesiedelt und Arnim von seiner Reise noch nicht zurückgekehrt war. Der Dichter suchte sich also immer tiefer in sein liebes Tröst-einsamkeit der mittelalterlichen Literatur hineinzuleben. Auf seinen Geist hatte diese Beschäftigung den wohlthätigsten Einfluß, und wer Brentano's tiefste Seele kennen will, lese seine „Chronika eines fahrenden Schülers", die er um die damalige Zeit, angeregt durch das Studium der Limburger Chronik, ausarbeitete.

Der erste Entwurf dieser stets Fragment gebliebenen Erzählung fällt in die Wintermonate des Jahres 1803, also kurz nach der Verehelichung. Das im Jahre 1818 zum ersten Male in Försters „Sängerfahrt" abgedruckte Bruchstück der Chronika, wie es auch in die Gesammelten Schriften übergegangen ist, bildet nur eine kurze Bearbeitung des Urmanuskriptes, das sich im Böhmer'schen Nachlaß aufgefunden hat.

Es ist in manchen Punkten ausführlicher und origineller als die spätere Bearbeitung und gewährt für Brentano's psychologische Entwickelung sowohl als für das bessere Verständniß der Dichtung die wünschenswerthesten Aufschlüsse.

In der Chronika des fahrenden Schülers hat Brentano, wie es scheint, das Ideal der irdischen Liebe verklärend schildern wollen. Alle irdische Liebe läßt sich auf einen heiligen Dreiklang zurückführen, auf die Brautliebe, Gattenliebe und Eltern-

---

[1] v. Holtei I. S. 100 ff. Brief, dat. 22. April 1804.

liebe. Geadelt wird diese dreifach-eine Liebe, wenn sie in der Gottesliebe begründet ist, von ihr ausfließt und auf sie zurückgeht. Die Verhältnisse, welche der Dichter in diesem Sinne schildert, haben daher eine wunderliebliche Züchtigkeit, die unwillkürlich zu sich hinzieht und läuternd auf die Seele wirkt. Wer das Büchlein liest, dem kommt es vor, als träten ihm lebend jene frommen Gestalten entgegen, auf deren klarem Antlitz die alten Maler die himmlische Reinheit der Seele wiederzuspiegeln verstanden. Nichts ist rührender und schöner, als die treue Laurenburger Els in ihrer dankbaren Kindesliebe und innigwahren Braut- und Gattenliebe. Mit Recht hat man das Nachtigallenlied, welches sie Abends am Spinnrade singt, das schönste und keuscheste Liebeslied unserer Literatur genannt. Und vielleicht sind manche Stellen der Erzählung durch ihre melodienreiche Sprache, durch die Tiefe und Innigkeit des Ausdruckes und die Wahrheit der Gedanken noch schöner als jenes Lied. So wenn die Laurenburger Els von ihrem Vater, dem alten Vogelsteller, erzählt: „Zu dieser Stunde kam ein inniger großer Glaube an die Güte Gottes und an die Ewigkeit des Lebens in mich. Alles, was mir der gute Vater in kurzen Sprüchen und Winken gesagt hatte, sah ich ausgeführt in seinem Leben, und sein ganzes Leben fand ich wieder über der ganzen ruhigen Gegend schweben, aus der mir mein eigenes Herz wie eine freundliche Blume entgegensah. O, da fühlte ich deutlich, was mir mein guter Vater von der Wallfahrt des Lebens mitgebracht hatte. Er hatte mir das Leben gegeben, die freundliche, gesunde Gestalt meines Leibes, das ruhige, schlagende Herz in der Brust und die stille, betrachtende Seele; denn er hat mir die Schönheit und den inneren Frieden der Natur durch sein stilles, frommes Dasein in Geschäft und Andacht näher an's Herz gelegt, daß ich ruhig in sie verwachsen konnte, daß keine Sehnsucht mich wild hinausriß, daß Gott mit der Liebe gleich vor meinem Auge stand und mit milder Strenge

mir in's Herz sah, welches rein und züchtig wie die Kammer einer frommen Jungfrau ausgeschmücket war. O guter Vater! dachte ich da, Du warst ein Bote Gottes, der ihn in einer unschuldigen Seele verherrlichen sollte! Gott sprach zu Dir: Gehe hin und baue mir eine Kirche auf Erden, daß ich deutlicher und verständlicher meinen Kindern, den Menschen, werden möge; dann will ich sehen, ob Du meiner Liebe näher zurückkehrst. — Und da hat der gute Vater mich zurückgelassen als das Zeichen des vollendeten Werkes und ist wieder zurück zu Gott gegangen. Sein Leben aber auf Erden hat nicht aufgehört; es ist in meiner Seele und ich will es ruhig fortbauen. Ich will fromm und tugendhaft sein, daß er nimmer sterbe; und wenn Gott auch mich einst zu sich nimmt, o dann bleibe auch mir ewig ein Leben zurück, ein Ebenbild Gottes und ein Spiegel des freudigen segensvollen Strahles, der aus dem Glanze des Himmels zur Erde niederfällt und sich im Glauben entzündet."

Der Mutter gleicht der Sohn Johannes, der arme, treue, fahrende Schüler, der „in sich besorgt war und eine Scheu fühlte vor den zierlichen Jungfrauen" des Ritters Veltlin, und ihm als Grund die Erklärung gibt, „daß nichts ehrwürdiger und heiliger auf Erden erscheinen könne, als eine züchtige, schöne und fromme Jungfrau, ja daß sie ihm ehrwürdiger und rührender erscheine, als das Alter selbst". Er hatte sich die Lehren der Mutter zu Herzen genommen: „Ich glaube, es wird Dir gut sein, wenn Du früh weißt, wie auf Erden viel Traurigkeit ist und im Himmel allein Freude. Du wirst alsdann Deine Sinne immer mehr zu Gott wenden und zu seinen Abgesandten auf der Erde: der treuen Liebe, der Unschuld und der Weisheit. Auch sollst Du nicht traurig werden um der Traurigkeit willen, die auf Erden ist; sie soll Dich stärken, daß Dein Muth wachse und Dein Fleiß; mit denen sollst Du die Traurigkeit bestreiten und ein frohes Herz erkämpfen, das sich allezeit Gott zuwendet."

Brentano läßt den Ritter Veltlin zu Johannes sprechen: „Alles soll so niedergeschrieben werden, daß es einem jeden Menschen belehrend und erfreulich sein soll. Denn was öffentlich gemacht wird, soll klar und verlässig werden, sonst ist es ein Betrug und böses Irreführen unschuldiger Menschen. Denn soll sich der Mensch nicht an die Schrift halten können, die ihm doch als etwas Künstliches und des Gedankens Würdigeres aufgestellt wird, wie kann er dann an das glauben, was ihm in gemeiner Rede ganz gleichgültig vorgestellt wird!"

Diese Warnung hat der Dichter in der Chronika zur eigenen Richtschnur genommen; der ganzen Erzählung ist dieser Zweck aufgeprägt und die schönsten Gedanken und Betrachtungen sprechen ihn deutlich aus. Es ist gleichsam ein Glaubensbekenntniß, welches Brentano bezüglich seiner Poesie ablegt, wenn er den fahrenden Schüler sagen läßt: „Oft habe ich über Gebet und Gesang nachgedacht, habe gefunden, daß sie wohl Schwestern sein mögen, die sich herzlich lieben und sich nie von einander ganz trennen können. Nichts aber ist mir herrlicher und entzückender vorgekommen, als wenn sich diese zwei Schwestern liebend umarmten .... Wer aber diese zwei Töchter des Himmels recht begreifen und anschauen will, der muß sie selbst im Herzen tragen und muß selbst beten und singen können; dann erblickt er sie überall wieder und sieht, wie sie im Innersten alles Lebens wohnen, und fühlt dann erst recht, wie die ganze Erde und alle Geschöpfe Gott loben, wie alles Leben mit seinem Wandel, seinen Freuden und Leiden nur ein heiliges Feuer ist, in dessen tausendfältig spielenden Flammen sich die Liebe des allmächtigen Gottes selbst entzündet hat. Ach! dann hört alle Einsamkeit auf Erden auf und aller Zweifel, und ist einem frommen Menschen das Leben recht wie der heilige Tempel zu Jerusalem, wenn um das heilige Grab des Herrn Jesus Christus tausend Pilger aus allen Weltgegenden zusammen-

strömen und nur eine einzige Stimme in vielen verschiedenen Sprachen zu Gottes Lob erheben."

Aehnliches verlangt der Dichter von der menschlichen Rede. „Mit kleinen unschuldigen Worten hebt sich die Unterredung an und steigt auf, unter wechselnden Gedanken, und hat ihre Unmündigkeit und ihren Jugendmuth in lieblichem Ungestüm und wendet sich zu Gutem oder Bösem; oft auch begegnet ihr ein Gedanke ernster und würdiger und führt sie wie ein erfahrener weiser Meister zu einer reinen Bahn. Und wenn sie dann in wirksamer Deutlichkeit alle ihre Kraft verwendet, um in den Gemüthern der Redenden und Zuhörer, in welchen sie lebt, wie der Mensch in der Welt, ihr Werk zu vollenden und ihr eigenes Wesen durch ein zurückbleibendes Zeichen zu befestigen: dann sinkt sie wieder in kindische Unschuld und verstummt gern mit einer lächelnden Wehmuth über die Vergänglichkeit des irdischen Lebens, sich hinwendend mit Sehnsucht und Hoffnung zu Gott und dem Göttlichen. Und das ist der schöne Tod einer schönen Rede, deren Ewigkeit besteht in der Heiligkeit und Würde ihres Inhaltes, die in den lebendigen Boden der zuhörenden Seelen fallen und Gutes entzünden soll in alle Ewigkeit. Ihre Sterblichkeit aber ist der Klang des Wortes, das da schallt und verstummt, damit ein anderes folge und damit der Gedanke ganz hingebaut steht wie der Bogen einer Brücke, leicht aufwärts steigend und niedersinkend, oben darüber gespannt der ewige Bogen des Himmels und unten hinströmend das treibende wilde Wasser. Oft auch habe ich mich getröstet über das Hinfällige des Lebens mit dem Verhallen erhebender Worte, süßen Gesanges und erfreulicher Töne; denn ich habe in meiner Seele empfunden den Nachklang bei den Tönen und die Erinnerung und lebendige Wirkung der Rede, erhebend und stärkend zu allem Guten. Die lagen in ihr wie die Wurzel in der Erde, die den Stamm nicht sieht, über welchem blühende Aeste wie eine andere Wurzel zum Himmel bringen. Und über der lebendigen

Wurzel — da grünt es, wenn es unten gleich dunkel ist. So mag auch der Gedanke, der ausgesprochen ist, blühen in anderer Welt; so mag der Mensch, der im Leben steht wie die Wurzel in der Erde, blühen im Himmel; denn das Gute ist das Lebendige und das stirbt nicht, nur das Belebte stirbt. — So hatte auch unsere Rede einen schönen Tod gehabt, und ich fühlte, da wir still wurden, daß es süß ist, zu sterben nach einem schönen frommen Leben."

Die ganze Erzählung ist reich an solchen tiefen Gedanken, welche fühlen lassen, daß sie nicht bloß aus einem romantischen Katholicismus, sondern wohl auch aus der innersten Seele hervorwuchsen. Den tiefsten Einblick in Brentano's Herz gewährt die Parabel „von dem traurigen Untergang zeitlicher Liebe", welche der Dichter seiner Erzählung eingefügt hat. Sie ist ein rührendes Geständniß seiner eigenen Schuld, ein Aufleben seiner besseren Natur, wie ein mächtiges Heimweh nach der Unschuld und dem Seelenfrieden der Kindheit.

Die Parabel selbst beginnt mit einer Einleitung. „Es war Gott immer wohlgefällig und den Menschen eine Handlung der Andacht, die Erstlinge der Früchte und Thiere dem Herrn zu opfern; er nahm sie als einen kindlichen Beweis menschlicher Liebe, denn er genießt ihrer nicht. Durch dieses Opfern war Gott gleichsam ein Gast des Menschen und das Mahl ward geheiliget und gesegnet durch die Gesinnung. Damit nun auch unser ganzes Leben geheiliget und gesegnet werde, so sollen wir Gott die Erstlinge, die ersten Früchte unserer Seele, die von ihm ist, aufopfern — und das ist die erste Liebe.

„Wenn wir zuerst jene allmächtige Neigung des Wohlwollens, das durch alle Grade des Verlangens bis zur innigsten Vereinigung steigt, in unserer Brust empfinden, so sollen wir die Knospe dieser göttlichen Flamme an Gottes Sonne erschließen, daß seine Liebe sie entwickele, und jener allmächtige Trieb in uns, der göttlichen Ursprungs ist, gleich nach seiner Geburt sei-

nem Vater in die Arme gelegt werde, zu erkennen seinen Ursprung und sich hinzukehren mit aller Macht nach dem Himmel, von dem er ausgegangen.

„Es liegt kein Segen auf dem Menschen, der in die Fremde geht, ohne seinen Freunden eine Thräne zu weihen; der fromme Wanderer bleibt lange auf dem Hügel stehen und schaut mit tiefer Bewegung nach seiner Heimath nochmals zurück — und dann erst setzt er muthig seinen Wanderstab vorwärts, indem er gleichsam sein Vaterland recht in seine Brust aufgenommen und wie ein heilbringendes Kleinod auf seinen Wegen mit sich trägt. Also soll auch die Bahn des Lebens begonnen werden mit dem Rückblick auf unsere Heimath in Gott; die sollen wir mit der ersten Liebe lieben und so in unsere Seele aufnehmen, daß alle unsere Liebe, auf ewig dadurch geheiliget, von irdischen Aengsten frei, wie ein Held, in dessen glänzenden Waffen sich die Sonne und der trübe Himmel abspiegeln, muthig durch das Leben schreite.

„Viele aber sind wie der verlorene Sohn, der sich grausam und im Streit von seinem gütigen Vater trennte, sein Erbtheil begehrte und hinging in alle Welt, es zu verschleudern. Also auch die Gemüther, welche mit allen herrlichen Eigenschaften der Seele in frohem Selbstvertrauen dem Leben entgegengehen, ohne sich erst mit ganzer Liebe dem Vater der Liebe zu nähern. All' ihr Treiben ist zeitlich und wird untergehen in der Zeit, und sie werden trostlos weinen, wie der verlorene Sohn um das vergeudete Gut, im Elend — aber sie sollen zurückkehren gleich ihm und sich versöhnen mit Gott. Doch ist die Rückkehr der Seele schwerer als die des Menschen; denn die Seele vergeudete ewiges, der Mensch nur zeitliches Gut.

„Es ist aber das Wesen der Zeit, daß sie nie ruht und rastlos verschwindet, wie ein verschlingender Strudel, und hat uns der barmherzige Gott die ewige Seele gegeben, daß wir triumphiren können über die Vergänglichkeit. Wer hat aber ein Recht,

sein Geschick zu beklagen, wenn er es freiwillig in den Tod führt? Wer aber seine Liebe in Gott, im Lichte, im Leben aufgehen läßt, der wird eine Aussaat gewinnen, die in jeglichem Boden Früchte trägt, alle Liebe, die sich ihr verbindet, veredelt und, über den Tod triumphirend, zum Himmel treibt, ja selbst auf dem niederreißenden Wirbel der Zeit wie eine Wasserlilie schwimmend, leben und blühen kann."

An diese Einleitung knüpft der Dichter die Erzählung von dem Untergange zweier Schwestern, die ihre Liebe nicht in Gott aufgehen ließen, sondern in die Schlingen des „Perlengeistes" geriethen und elend zu Grunde gingen, bis die aufopfernde Trauer sie rettete. „Der Perlengeist aber ist der Geist der weltlichen Eitelkeit und Liebe, der irdischen Freude und der sie begleitenden Trauer." Bald als schöne Jungfrau, bald als liebreizender Jüngling lockt er die armen Menschen an, vorzüglich durch Gesang und liebliche Töne. Mit Erdenschönheit und Erdenlust, die ihn wie mit einem leuchtenden Perlengeschmeide zieren, versteht er zu prunken. Denen, die ihm folgen, schüttet er Perlen in den Schooß und sie selbst weinen Perlen, Perlen der Trauer über den Mißbrauch ihrer irdischen Gaben. Denn in der Erdenliebe ohne Gott ist kein Friede, keine Ruhe und kein Glück zu finden, und darum wird die Wohnung des Perlengeistes mit Recht „die Kammer der steinernen Trauer" genannt. Der Perlengeist hat sich die Künste zur Verführung der Menschen unterthan gemacht; deßhalb muß ihn auch die heilige Kunst im Dienste der reinsten und heiligsten Erdenschönheit, der allerseligsten Jungfrau Maria, besiegen. Aber selbst diese heilige Kunst besiegt ihn nur dann, wenn sie in Demuth geübt wird und mit treuem Gebete verbunden ist. Dem „schönen Bettler" in der Parabel fehlte die Demuth und deßhalb ging er trotz des Gebetes schließlich an der Obmacht des Perlengeistes zu Grunde. Doch Gott ist gütig gegen die Menschen; er läßt den Strahl eines Sternes, der „Wermuth" heißt,

in die steinerne Kammer der Trauer fallen, in welcher die verführten Menschen weinen. Dann vergessen sie sich selbst, halten ihren Schmerz gering für ihre Thorheit und weinen eine Thräne, welche ihre Rettung bedingt, die „Thräne der Andacht oder des Mitleids“. Es sind dieß jene Thränen, „welche fließen um das Leiden des Herrn, um die eigene Unvollkommenheit, um die Sünde der Welt und um das Lamm, welches sie getragen. Diese Thränen werden von der Sonne aufgeküßt, und Morgens stehen sie als Perlen des Thaues segnend auf den Auen; sie mehren die Gnade des Herrn und seinen Segen“.

Das sind die Gedanken, welche dem Dichter zur Verknüpfung der Parabel dienen; was er ausspricht, hatte er selbst erfahren; darum ist auch Alles so überzeugend wahr, so tiefgefühlt und hat jedes Wort so eigenthümlichen Klang.

Was Brentano damals von der Kunst dachte und wie er zu ihr stehen wollte, sagt er uns in der Parabel vom „Zauberspiegel“.

„Ich habe einstens von einem großen Meister gehört, der es in wunderbaren Kunstwerken so weit über den Begriff unkundiger Männer hinausgetrieben, daß man ihn fast für einen Zauberer hielt; er hatte auch von Metall so sinnreiche Spiegel gemacht, daß auch die unsichtbaren Geister darin als liebliche Gestalten erschienen. Wenn in der Ferne geredet oder gesungen wurde, so erklang es in dem Spiegel mit lieblicher und klarer Stimme, ja und wenn die Sonne hineinschien, war ihre Wärme so gewaltig, daß man in ihrem Abstrahle Metalle konnte fließen machen. Diesen Spiegel hatte der Meister in großem Fleiße und steter Bewunderung der Allmacht Gottes endlich zu Stande gebracht, nur seine Freunde und Schüler wußten davon, und viele Freude und Andacht hat er mit seinem Kunstwerke unter ihnen erweckt; da aber die Bürger der Stadt davon hörten, mußte er sein Werk öffentlich ausstellen und entstand daraus

mannigfaltiger Mißbrauch; auch war der Zudrang des Volkes so groß, daß er ein Diener seines eigenen Werkes werden mußte, er mußte immer bei dem Spiegel stehen und den thörichten Menschen Antwort geben, welche bald ihre Zukunft in weltlichem Glück, oder ihr Geschick in der Liebe in seinem Spiegel sehen wollten, und so entstand viele Sünde durch ihn, indem die Menschen durch den Spiegel von Glauben, Hoffen und Lieben gewendet wurden, ja es entstand schreckliche Ketzerei, da ein teuflischer Zweifler den heiligen Leib Christi figürlich vor dem Spiegel sehen wollte. Der Meister erhielt großen Reichthum und ging endlich in weltlicher Hoffart unter, denn er ergab sich zügelloser Liebe und richtete großes Elend an. Als die Sonne von Wolken verhüllt war, legte sich sein Kind an der Erde schlafen. In der Stube, in welcher der Meister nicht zugegen war, stand der Spiegel ohne Herrn; die Sonne trat hervor und der Abstrahl des Spiegels traf und tödtete das Kind. Da kehrte der Meister zurück und erkannte das Elend, und da er keinen Trost mehr in Gott fand, legte er sich nieder über sein Kind in die Flamme und verbrannte sich das Herz; da ergriff die Flamme das Haus und verzehrte das Haus und die Stadt.

„Ich habe aber das Beispiel des Spiegels herbeigeleitet, da ich gesagt, Ottilia, die Braut des Himmels, und Gundelindis, die Braut der Erde, könnten in Pelagia's Schooß sich die Hände reichen, und es war mir, als müßte ich Pelagia (die Kunst) den seligen Bund des Himmels und der Erde nennen, welcher das eigenthümliche höchste menschliche Leben ist; solche Menschen sehen Alles in Gott und Gott in Allem; sie sind diejenigen, denen Gottes Ebenbild noch nicht durch die Schuld der Eltern zerstört ist, ihre Seele ist geschaffen gleich einem Alles verklärenden Spiegel der Schöpfung. Gleich wie der geistliche Mensch zum Himmel ringet von der Erde, und wie der irdische Mensch den Himmel zur Erde niederruft, so schweben

solche Seelen zwischen beiden; in ihnen ist kein Ringen und kein Rufen, sie sind unschuldige Kinder des Lebens, auf welche Gottes Regen thaut, ihr Blick ist wie das Licht auf Alles blickend, nach ihnen schaut Himmel und Erde. Aber das Böse hat ein Aergerniß an ihnen, und bringt zu ihrem Sitze, der nicht in Mauern klösterlicher Zucht noch in dem schützenden Hause des Staates verborgen ist, und so werden sie leicht, gleich den Dichtern und Weltweisen, Beute der Eitelkeit, Schöpfer des Unglücks und gehen unter in den Flammen ihrer Seele, welche dem kunstreichen Spiegel zu vergleichen ist. Darum sollen sie wandeln in Unschuld und Demuth und sollen fliehen allen Lohn, weil sie der Lohn des Herrn selber sind.

„‚Du meinst also, Johannes, es gebe dreierlei Arten von gottgefälligen Menschen: die geistlichen, welche ihr ganzes Leben schon vor dem Tode bloß dem Herrn aufopfern, und die weltlichen, welche in häuslicher Treue und Zucht ihre Kinder zur Gottesfurcht und Arbeit erziehen; dann aber noch welche, in denen sich beides verbinde. Ich muß Dir wohl gestehen, daß ich früher solcher Menschen nicht gedacht habe und nun gar wohl begreife, wie sie auf gefährlicher Bahn zwischen Himmel und Erde wandeln, denn sie können leicht straucheln, und sollten sie wohl sich mit ihren Künsten und tiefen Gedanken zu Gott halten, damit sie nicht mächtige Diener der Welt werden.‘

„Da sprach ich: ich kann besser noch sagen, daß es gebe betende, arbeitende und lehrende Menschen, denn lehrend soll sein und ist alle wahre Kunst; wenn sie gleich oft eine bloße Ergötzung der Sinne scheint, so führt sie doch die geheimeren, wunderbarlicheren Eigenschaften Gottes, der Seele und der Welt vor unser Gemüth, das sie mit mannigfacher Rührung bewegt, von dem alltäglichen befangenden Leben die Augen zu erheben und sich nicht verloren zu geben an die kurze Zeit und ihren Dienst; auch leiht sie der betenden, beschauenden Einfalt,

welche sich selbst dem Herrn aufopfert, mannigfache Sprache und Gestalt, sein frommes Wollen in vielgestaltigen Bildern zu offenbaren und zu verherrlichen, und wenn ich es euch so recht deuten sollte, möchte ich sagen: wenn der geistliche Mensch einem Kinde gleicht, das mit heftigem Verlangen sein Händlein zur Sonne hebt, so gibt die Kunst ihm in die eine Hand eine brennende Kerze und in die andere eine schöne Lilie, daß es mit Licht und Duft seinem Herrn bildlich näher komme und nicht verzweifle durch seine Armuth, und wenn der weltliche Mensch umringt von Werkzeugen an den Gebäuden seiner Zeit arbeitet und, geängstet von dem Bedürfniß und ermüdend in der Arbeit, in irdischen Zweifel fällt, so singt ihm die Kunst ein Lied, daß das behauene Holz wieder zu ergrünen und der Schlag der fällenden Axt nur der Takt und Klang erquickender Gesänge zu sein scheint. Aus der todten Wand läßt sie das göttliche Antlitz hervorleuchten, sie befestigt die Bilder der Heiligen, der Patrioten und der Freunde auf die todte Leinwand und bezwingt die Zeit und die Ferne, welche dieselben uns nahm, sie macht das Heilige und Theuere des Lebens uns ewig, gibt den verborgenen, tiefen Geistern einen scheinbaren Leib, fördert alle Schätze des Geheimnisses in Wort und Gestalt zu Tage, sie übersetzt den geistlichen Reichthum aller Völker in die allgemeine Sprache der Sinne und gibt dem unaussprechlichen Gefühle Ausdruck in den herrlichsten Tönen, *sie ist Gottes ewiges, unaufhörliches ‚Werde‘, in so weit es seinem Ebenbilde, dem Menschen, verliehen ist.* Ach, wie herrlich ist sie schon, wenn sie auch nur ein mildes Mondlicht dem ist, der den Anblick der Sonne nicht ertragen mag, mit schwachen Augen!“

Es dürften wohl in der neueren Literatur wenige so schöne, tiefe und wahre Seiten über Kunst und Künstler, ihren Beruf und ihre Gefahren geschrieben worden sein. Es weht durch alle Gespräche des fahrenden Schülers ein ganz eigener Hauch mittelalterlicher, tiefsinniger Mystik, und der Leser ruft manch-

mal mit dem alten Ritter Veltlin aus: „Das verstehe ich nicht recht, Du mußt mit Deinen Gedanken nicht also eilen; gedenke, daß ich ein Greis bin und in anderem Leben als Du ergraut; da sage mir, wie verstehst Du das!“ Diese wundervollen Parabeln hat Brentano ganz gewiß nicht ersonnen, er fand sie in seinen alten Büchern, schälte sie aus der oft barocken, unpoetischen Hülle heraus und gab ihnen das herrliche Gewand seiner meisterhaften Sprache. Einige dergleichen noch nicht in die Erzählung eingefaßte Perlen finden wir im vierten Band der Gesammelten Schriften, und mögen andere wohl das Loos so vieler Schöpfungen des Dichters getheilt haben, d. h. verschleppt und verloren sein.

Auch in der ersten handschriftlichen Fassung ist die Chronika leider Bruchstück geblieben, wenngleich sie weiter ausgeführt ist, als in der gedruckten Umarbeitung. Johannes, der fahrende Schüler, wird vom Ritter Veltlin aufgenommen, liest ihm dann am ersten Morgen einen Theil seines Tagebuchs vor, woraus wir erfahren, daß die Laurenburger Els mit dem Rittersohne wirklich kirchlich getraut war — ein Punkt, der in der gedruckten Bearbeitung im Dunklen gelassen wurde. Die Töchter des Ritters Veltlin kommen während der Lesung des Schülers in den Garten und werden Johannes vorgestellt. Es sind im Ganzen vier Jungfrauen. Pelagia, ein Waisenkind aus dem Orient, das Veltlin von seinem Zug in's heilige Land mitgebracht und an Kindesstatt angenommen hat; sie ist jene, welche als Vertreterin der Kunst zwischen Himmel und Erde schwebt und auch den Berührungspunkt der beiden wirklichen Töchter des Ritters bildet, von denen die ältere, Ottilia, sich dem Klosterleben gewidmet und bald ihre Gelübde abzulegen in ein Stift gehen will, während die jüngere, Gundelindis, der Rückkehr ihres ritterlichen Bräutigams harret. Das vierte Mädchen ist ebenfalls ein angenommenes Waisenkind, die Milchschwester Gundelindis', und heißt Athala. „Sie hat ein unglückliches Gemüth, ist stets voll

Zweifel und Besorgniß und kann ihre Hoffnung nicht recht von irdischem Gute abwenden. Auch bei der kleinsten Verrichtung ist sie zum Voraus eines übeln Ausgangs besorgt, und wenn es dann gelingt, so hat sie keine Freude und nennt es Zufall." Diese vier Jungfrauen mit ihren verschiedenen Charakteren sollten zweifelsohne den Grund der Erzählung abgeben. Da Ottilia und Gundelindis ihren Beruf bereits klar erkannt haben und für denselben geschaffen sind, so erübrigte dem Dichter nur mehr, die Katharsis der zwei unfertigen Charaktere, Pelagia's und Athala's, durch eine Verwickelung herbeizuführen. Wie er dieses zu thun gedachte, wissen wir nicht, da er seinen Plan nicht niedergeschrieben, vielleicht auch selbst nicht einmal vollständig entworfen hat. Wäre die Chronika im Geiste ihres ersten Entwurfes fortgesetzt und vollendet worden, so besäßen wir in ihr nicht bloß das beste Prosawerk des Dichters, sondern auch eine der schönsten Schöpfungen moderner Poesie überhaupt. Jedenfalls ist sie weit erhaben an sittlichem Werth und Großartigkeit der Gedanken über seiner Erzählung „vom braven Kasperl".

Es ist also nicht genug zu bedauern, daß widrige Verhältnisse, welcher Art sie auch gewesen sein mögen, dem Dichter in seiner ersten Begeisterung für den Stoff in die Quere kamen und die lustig und lebendig sprudelnde Quelle verstopften. Im Vorwort zur gedruckten Chronika[1] heißt es: „Vor fünfzehn Jahren machte es mir Freude, die folgende einfache Geschichte niederzuschreiben. Sie sollte nur die Einfassung mehrerer schöner altdeutscher Erzählungen sein, die sie mit mancherlei Ereignissen aus dem Zusammenleben des alten Ritters Veltlin von Türlingen und seiner drei Töchter unterbricht, mit deren Versorgung und der Abreise des Erzählers sie schließt. So lieb ich das Gedicht hatte, blieb es doch unterbrochen; der Sinn der Leser schien dazu zu fehlen.

[1] Ges. W. IV. S. 3.

„Jetzt, da diese Erzählung mehr, ja selbst die altdeutschen Röcke vor sich hat, fiel sie mir wieder in die Hände, und ich versuche es, sie den Lesern vorzulegen mit der Erinnerung, daß sie zu pädagogischen Zwecken (?) entworfen worden, als ich von der sogenannten Romantik noch wenig wußte (?) und daß sie daher neben den allerneuesten Ritterromandichtern in ihrer redseligen Einfalt um Schonung bittet. Sollte dem Leser, durch Eisenfresserei und isländisches Moos[1] verwöhnt, diese Geschichte wie unsere deutsche Camillen- und Hollunderblüthe nicht behagen, so bringe er sie einem kranken Freunde oder Mägdlein, denen sie Gott gesegnen möge!"

Im Jahre 1818, als Brentano dieses Vorwort zu dem Auszug seiner Erzählung schrieb, hatte er selbst manches davon vergessen. So gibt er dem Ritter Veltlin drei Töchter, während das Urmanuscript deren vier nennt; ferner denkt er nicht mehr daran, daß der fahrende Schüler auf immer als Schreiber beim Ritter bleiben soll u. s. w. Wenn Clemens ferner als Grund der Unterbrechung seines Werkes die Theilnahmlosigkeit der Leser anführt, müssen wir ihm das auf's Wort glauben, behalten uns aber vor, noch andere Nebengründe anzudeuten.

Da war es zuerst die Unpäßlichkeit seiner Frau und eine gewisse Muthlosigkeit, die sich des Dichters wegen seiner einsamen Stellung in Marburg bemächtigte. „Keinen Trost haben wir zu erwarten, als den Frühling," schreibt er an seine Schwägerin[2]. „O möge er freundlicher und grüner mit Hoffnung angethan als je zur Erde kommen, mein liebes Weib zu erheitern und mit meinem Kinde zu spielen. Ich habe mich noch nie so sehr nach ihm gesehnt und werde ihn lieben, wie ich es nie gethan."

---

[1] Doppelte Anspielung auf die damaligen meistens im Norden spielenden Romane Fouqué's und den aufkommenden Gebrauch des Eisens und Lichens in der Heilkunst.

[2] Ges. W. VIII. S. 119.

Der so feurig ersehnte Frühling kam endlich, und als er in der schönsten Blüthe stand, brachte er auch dem Dichter das erste Kind.

Er meldet die Freudenbotschaft unter dem 28. Mai seiner Schwägerin[1]. „Wir von Gottes Gnaden und durch die Gesetze der Natur Gatte und Vater, haben Euren wohlmeinenden Beitrag zur Garderobe unseres theuren Kronprinzen Achim Ariel Tyll mit besonderer Liebe empfangen ꝛc.“ Der abwesende Arnim war Pathe des Kindes.

In dieser ersten Freude der Vaterschaft machte Clemens eine Reise nach Wien, um mit dem bereits erwähnten Mißerfolge die Aufführung seines „Ponce de Leon“ zu betreiben.

Als er mißmuthig und entrüstet über die unwürdigen Umtriebe der Schauspieler nach Marburg zurückkehrte, fand er seinen Sohn nicht mehr am Leben. Der kleine Achim starb bereits im zweiten oder dritten Monate seines Lebens.

Ein Mädchen, welches Sophie im folgenden Jahre gebar, erreichte nur das Alter von zwei Jahren und das letzte Kind starb bei der Geburt. Später sah Brentano mit Recht in diesen Todesfällen der Kinder eine gerechte Strafe des Himmels für seine unstatthafte Verbindung mit Mereau. Wenn der Dichter nach seiner vollen Rückkehr zu christlichem Wandel bisweilen von seinen Kindern sprach, so geschah es oft unter bitteren Thränen. Er scheint über das Seelenheil derselben im Zweifel gewesen zu sein, weil er vielleicht bei den älteren wegen der Giltigkeit der Taufe Bedenken trug, das jüngste ohne Taufe gestorben war.

Hierauf bezüglich sagt er in dem Lied „an den Engel der Wüste“:

„Dann wühlt' ich mit glühendem Schwerte
Den Kindern manch' Grab in die Erde,

---

[1] Ges. W. VIII. S. 121.

Erwühlte doch keinen Quell,
Ob Gott sie wohl finden werde?
Die Hyäne heulte so grell!" [1]

Im Herbste 1804 verließ Brentano Marburg und siedelte nach Jena über. Der Tod des Kindes, das Mißlingen seiner Reise nach Wien und körperliches Leiden verstimmten ihn sehr, und so ließ er durch Mereau jenen bitteren Brief schreiben, der sich auch wie ein fremder, verirrter Gast in die Sammlung eingeschlichen hat [2].

„Sage dem Franz," so schreibt er darin seiner Schwägerin, „daß es mir jetzt so gut geht, als es mir gehen kann, und daß sich selbst in meinen jetzigen Arbeiten das Gefühl der Freiheit meiner Existenz vortheilhaft zeigt. Ich bin fest entschlossen, alle Hände zu küssen, die sich nicht in mein Schicksal mischen, und küsse Euch die Eurigen also herzlich. Ich hoffe, daß Ihr Euch immer mehr daran gewöhnen werdet, von mir nichts zu begehren, als keine Schande für die Familie, Achtung ihres Glaubens, Duldung ihrer Meinungen und Liebe und Dank für Euren guten Willen und Eure That. So wird Alles gut gehen, oder wenigstens für mich allein schlecht. Denn ich bin mir ebenso sehr der Nächste, um mir Glück zu verschaffen, als der Nächste, um mein Unglück zu tragen, oder zu enden. So ist denn mein Schicksal Euch nie wieder eine Bürde, und wenn ich Euch freue, so wird diese Freude mehr sein als ein Gegengewicht meines Druckes." [3]

Der Dichter that hier seinen Verwandten ein wirkliches Unrecht, denn wie er selbst gegen Ende des Briefes gestehen muß, hatten sie ihn mit der größten Aufmerksamkeit behandelt. Daß

[1] Ausgew. Schriften I. S. 21. Auch in den „Romanzen vom Rosenkranz" spielt er auf diese traurige Befürchtung an. Ges. W. III. S. 593 ff.

[2] Ges. W. VIII. S. 124 ff.

[3] Ebendas. S. 127.

sie bisweilen eine ernste Mahnung an den Bruder mit einfließen lassen, ist nicht zu verwundern. Uebrigens hätte der ganze Brief als die Eingebung einer bösen Viertelstunde und üblen Laune besser unterdrückt oder wenigstens mit einer erklärenden Anmerkung versehen werden müssen. „Ich bin jetzt krank," schreibt Clemens selbst, „und es wird wohl bald besser werden oder ganz enden. Schreibe mir einen freundlichen Brief, der wird mir wohlthun."

Bittere Laune und sich selbst verhöhnende Trauer bilden den Schluß des Schreibens.

„Meine Freunde halten mich sehr lieb und werth. Das macht mir dann und wann wohl in der Welt, und die Kraft, die mich erhält, lese ich allein im Maße der Hoffnung in ihren Augen. Ich darf nicht mehr mich selbst betrachten, denn die Kraft, die ich dazu brauche, ist alle meine Kraft. Ich weiß nicht, ob Euch mein Brief traurig machen kann, — aber es wäre mir dieß sehr leid, und drum lachet drüber. Ich fühle täglich mehr, daß ich ein sehr guter Mensch bin, und diese Ueberzeugung tröstet mich sehr, ich werde noch sehr glücklich werden oder früh sterben, so müßte ich meinen jetzigen Kummer noch auf der Erde verdienen, und das kann ich nicht, denn ich kann nichts Böses thun. — Lies das Meiste in diesem Briefe allein; denn Du (die Schwägerin) bist allein ruhig. — Was macht Dein Kind? Hüte es wohl, denn es ist schrecklich, wenn das Kind guter Eltern stirbt, und sie müssen ihm nachsehen."

So bringt doch wieder, trotz der anfänglichen Ruhe in der Ehe, trotz des scheinbaren Seelenfriedens, bisweilen der strafende Ruf des Gewissens durch, aber der Dichter war noch nicht vorbereitet genug, dessen Stimme recht zu verstehen. Doch auch diese Stunde sollte nicht lange mehr auf sich warten lassen. Dann werden wir ihn als reuigen Sünder zur Selbstanklage schreiten sehen, statt wie jetzt mit bitterer Ironie sich selbst und die Freunde zum Schweigen bringen zu wollen.

Um jene Zeit starb auch der alte Buchhalter Schwab. Clemens schrieb während dessen Krankheit an die Schwägerin: „Ist der arme Schwab krank und Du läßt ihn malen? Sieh, das ist ja auch aus meinem Herzen, wie bist Du gut! Ich besitze einen prächtigen Rosenkranz von einem alten, kölnischen Erzbischof; wenn ich wüßte, daß er dem Schwab Freude machte, ich wollte ihn ihm durch Bettina schicken lassen.“ [1]

Unterdessen war Arnim von seinen Reisen zurückgekehrt. Es gab ein freudiges Wiedersehen und sofort wurde der Entschluß gefaßt, die folgenden Jahre mit einander zu verleben, um die Herausgabe des Wunderhornes zu veranstalten. Heidelberg wurde als Wohnsitz vereinbart.

---

[1] Ges. W. VIII. S. 124.

9. Heidelberg; des Knaben Wunderhorn.

1805 bis Sommer 1806.

Die Universität Heidelberg erstand um das Jahr 1804 zu neuer Blüthe. In Karlsruhe hatte man den besten Willen, wenn auch der „recht tüchtige Mittelpunkt einer tiefgefaßten Einsicht in die gelehrten Bedürfnisse der Universität" vielfach fehlte. Doch that der badische Minister von Edelsheim sein Möglichstes, um die Lehrstühle mit guten Professoren zu besetzen. Die meisten, wie Creuzer, Heise und Bähr, waren Anhänger der romantischen Richtung, freilich ward auch der Widerpart der neuen Schule, Hofrath Voß, als Mitglied des Curatoriums, in die Neckarstadt berufen. Es kam der Universität sehr zu Statten, daß die Romantik gerade um diese Zeit in Jena den festen Boden verlor; A. W. Schlegel war nach Berlin übergesiedelt, sein Bruder Friedrich machte Reisen durch Frankreich, Novalis war gestorben, Tieck weilte in Italien. Die „wunderliche ahndungsvolle Blume" schien nach so kurzem Blühen bereits verwelkt zu sein. Mit manchem Rechte konnte Steffens in einem Briefe an Tieck (1814) sagen: „So gewiß wie es ist, daß die Zeit, in welcher Göthe und Fichte und Schelling und die Schlegel und Du, Novalis, Ritter und ich, uns Alle vereinigt träumten, reich an Keimen mancherlei Art war, so lag dennoch etwas Ruchloses im Ganzen. Ein geistiger Babelsthurm sollte errichtet werden, den alle Geister aus der Ferne erkennen sollten. Aber die Sprachverwirrung begrub dieses

Werk des Hochmuths unter seine eigenen Trümmer. — Bist Du der, mit dem ich mich vereinigt träumte? fragte einer den anderen. — Ich kenne Deine Gesichtszüge nicht mehr, Deine Worte sind mir unverständlich — und ein jeder trennte sich in den entgegengesetztesten Weltgegenden — die meisten mit dem Wahnsinn, den Babelsthurm dennoch auf eigene Weise zu bauen." [1]

Eigentlich volksthümlich konnte auch die neue Schule bis um jene Zeit nicht werden, da die Kritik, also eine Gelehrtensache, ihr vorherrschendes Element war. Wohl mögen einzelne Werke Tiecks einer weiten Verbreitung sich erfreut haben, aber die rechte Fühlung mit dem Bedürfniß und dem Geschmack der Nation fehlte.

Es ist eigenthümlich, daß gerade zwei der jüngsten Romantiker, die bis dahin kaum als zünftig von der eigenen Schule anerkannt waren, zuerst das große Losungswort der Romantik aussprechen und die bisherige Geheimlehre der Schule zum Gemeingute des deutschen Volkes machen sollten.

Dieses Losungswort war „des Knaben Wunderhorn".

„Des Knaben Wunderhorn!" ruft mit Recht der große amerikanische Dichter Longfellow aus, „ich kenne das Buch beinahe auswendig. Von allen euren deutschen Büchern ist es dasjenige, welches auf meine Phantasie den tiefsten und ergreifendsten Zauber ausübt." [2]

Brentano hatte jahrelang mit Umsicht geforscht, mit Fleiß gesammelt, mit feinem Geschmack umgearbeitet, und konnte nun endlich dem Freunde Arnim beim Wiedersehen das reiche Ma-

---

[1] Briefe an Tieck. IV. S. 65.

[2] „The Boys' Wonder-Horn! I know the book almost by heart. Of all your German books, it is the one which produces upon my imagination the most wild and magic influence." Longfellow, Hyperion. Chapter II. p. 58. Edit. London, H. G. Bohn 1863.

terial des gemeinsamen Werkes zur Verfügung stellen. Während Clemens nach Heidelberg übersiedelte, reiste Arnim nach Norddeutschland, wo er noch Manches zu ordnen hatte, um dann später den Freund in der Neckarstadt einzuholen. Mit einer ihm eigenthümlichen Bescheidenheit, welcher es einzig und allein um des Werkes Gelingen und nicht um den Vorrang der Ehre zu thun war, ließ Brentano dem Freunde bei der gemeinsamen Arbeit den Vorrang, und so war es auch dieser, welcher in Berlin die Vorrede zum „Wunderhorn“ schrieb und einige Bruchstücke derselben in Reichhardts musikalischer Zeitung schon im Voraus drucken ließ.

Im Mai des folgenden Jahres (1805) traf der Langersehnte endlich in Heidelberg ein. Es begann nun eine letzte Sichtung und Ausfeilung des gesammelten Materials, eine feinfühlige Verbesserung der „Uebelklänge in den ältern Liedern“, und unermüdetes Forschen nach neuem Stoff. Gefördert wurde die Arbeit durch das gegenseitige Beisammenleben der Freunde, die herrliche Umgebung der Stadt und die alten Erinnerungen, die sich gleichsam in das Studium der Sammler verwoben und Leben in die vergilbten Blätter hauchten. Droben standen die Freunde an dem Pulte, das sie mit alten Holzschnitten beklebt, rund um sie lagen in mustergiltiger Unordnung die fliegenden Blätter, Liedersammlungen, Gedrucktes und Geschriebenes — und zum offenen Fenster schaute die Frühlingssonne herein, glitzerte der Neckar herauf, und wehte der Abendwind die Düfte der blühenden Reben von den terrassenförmig angelegten Weinbergen des jenseitigen Ufers herüber; bisweilen an Sonntagsabenden tönten Trommelschläge oder Hörnerklänge, welche die lustigen Volkstänze begleiteten, wie alte Melodien zu den alten Liedern, welche die Freunde oben sammelten. So hatte sich das Wort Creuzers erfüllt, der im Frühjahr 1804 an Brentano geschrieben: „Wenn ich jetzt bei meinen einsamen Wanderungen in den mächtigen Ruinen des hiesigen Schlosses unsere neu-

deutsche Kleinheit fühle, empfinde ich lebhaft, daß hier ein Ort für Männer sei, die das alte große Deutschland im Herzen tragen, für Dichter, die den alten romantischen Gesang in seiner Tiefe aufzufassen und auf eine würdige Art wieder zu beleben vermögen.“ [1]

Endlich im Herbst des Jahres 1805 erschien der erste Band des „Wunderhorns“ mit einer Widmung an Göthe. Diese Weise, das Buch einzuführen, hatte ihren guten Grund. „Das öffentliche Urtheil,“ meinten die Herausgeber mit Recht, „ist wohl ein kümmerlicher Wirth, dem unsere Namen als Mantel dieser übel angeschriebenen Lieder die Schuld nicht decken möchten.“

Göthe nahm das Buch und dessen Widmung mit Freuden an, und zeigte durch die That, wie bereit er war, die „übel angeschriebenen Lieder“ zu verdienter Ehre zu bringen.

Bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes veröffentlichte er in der „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung“ [2] eine Recension, welche dem Büchlein erst den rechten Anklang verschaffte. „Die Kritik,“ schreibt er, „dürfte sich vorerst nach unserem Dafürhalten mit dieser Sammlung nicht befassen. Die Herausgeber haben solche mit so viel Neigung, Fleiß, Geschmack, Zartheit zusammengebracht und behandelt, daß unsere Landsleute dieser liebevollen Mühe nun wohl erst mit gutem Willen, Theilnahme und Mitgenuß zu danken hätten. Von Rechtswegen sollte dieß Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung, wo man dann immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes

---

[1] v. Holtei, I. S. 99.

[2] Jahrgang 1806. Nro. 18, 19. S. 137 ff.; vgl. auch Göthe's Werke XXXII. S. 142 ff. Stuttgart 1840.

fände, wenn man auch das Blatt ein paarmal umschlagen müßte. Am besten läge aber doch dieser Band auf dem Clavier des Liebhabers oder Meisters der Tonkunst, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu lassen, oder, wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodien durch sie hervorzulocken. Würden dann diese Lieder nach und nach in ihrem eigenen Ton- und Klangelemente von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten sie allmählich belebt und verherrlicht zum Volke zurück, von dem sie zum Theil gewissermaßen ausgegangen, so könnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt und könnte nun wieder, als geschrieben und gedruckt, verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen."

Göthe bewies durch diese Beurtheilung, daß er als ächter Dichter die ganze Tragweite der neuen Sammlung in ihrer tiefsten Bedeutung erfaßt hatte.

Das Volkslied ist und bleibt immer, wie ein Ausdruck der Gesammtbildung des gesunden Kernes einer Nation, so auch in seiner Totalität ein wirkliches Bildungsmittel und fruchtbares Culturelement. Aus den alten volksthümlichen Liedern hatte sich in Deutschland wie anderswo die erste Blütheperiode des epischen Kunstgesanges entwickelt, der um so bildungsfähiger, lebensvoller war, je enger er mit dem Volksgesang verbunden blieb. Und als durch Ueberverfeinerung des höfischen Gesanges die schaffende Kraft der Gelehrten- und Zunftwelt sich erschöpft hatte, stieg wieder das Volkslied verjüngend und anregend auf und hätte, wie richtig bemerkt worden ist, ein neues Blüthezeitalter unserer Literatur geschaffen, wenn nicht der Alles zerstörende, verwildernde Strom der Reformation über unser Land sich ergossen hätte. Als man zur Zeit eingetretener Ruhe wieder daran dachte, den verwilderten Garten deutscher Poesie anzupflanzen, suchte man in mißverstandenem Eifer sich gleich aus Griechenland und Italien die in vollster Blüthe stehenden exo-

tischen Pflanzen zu verschreiben, die dann natürlich in dem fremden unvorbereiteten Boden bald welkten und schnell in die Treibhäuser unter Glas gebracht werden mußten. An die braunknospenden vaterländischen Reben, das halbverwilderte, weil vernachlässigte Haideröslein, und so manche andere entwickelungsfähige Blume des einheimischen Volksgesanges dachte man lange nicht. Sie waren geraume Zeit nur der Trost eines einsamen Schäfers in seiner tagelangen Abgeschiedenheit, das gesellige Spiel des niederen Volkes oder der willkommene Ausdruck für die Gefühle des gewöhnlichen Mannes, dessen Herz in der neuen Kunstsprache sich nicht heimisch zu fühlen wußte.

Da wurde zuerst Herder gegen Ende des letzten Jahrhunderts durch seine riesigen Studien auf dem Gebiete der Universalliteratur auch auf das deutsche Volkslied aufmerksam und stellte als Ergebniß seiner wissenschaftlichen Forschung den rechten Begriff der Volkspoesie gegenüber der Kunstpoesie wieder in ein klareres Licht.

Aber durch den Hinweis auf das Culturelement, die Bildung und die seelischen Schöpfungen des bis dahin als dummer Haufe verschrieenen „gemeinen Volkes“ erregte Herder bei seinen aufgeklärten Zeitgenossen den größten Widerspruch. „Herder,“ so hieß es, „gehöre zu der neuen Race von Theologen, den galanten witzigen Herren, denen Volkslieder, die auf Straßen und Fischmärkten ertönen, so interessant wie Dogmatiken seien.“ Nikolai, der Berliner Buchhändler und Poet, meinte mit einem dummen „kleynen feynen Almanach von Volksliedern“ die ganze Wirksamkeit Herders vernichten zu können, wenigstens brachten er und seine Gesellen es dahin, daß bis auf Weiteres der angeregte Gedanke sich nicht deutlicher entfaltete. Göthe aber bemächtigte sich desselben in seinem Dichterbewußtsein und verstand es, durch neue, meisterhafte Fassung die verachteten Steine wieder als die schönste Zierde in die Krone der deutschen Muse einzuwirken. Auch Bürger hat trotz Schillers absprechendem

Urtheil im Sinne der Volkslieder einzelnes Herrliche geschaffen, wenn auch Anderes ihm unter der Hand in bloße Nachäffungen entartete.

So glücklich diese und ähnliche Erfolge auch waren, ihnen fehlte die Allgemeinheit und wir möchten sagen das Eigenthümliche der Wirkung. Göthe's Umdichtungen, Nachahmungen und Anklänge fanden nur darum freundliche Aufnahme, weil sie Werke des größten neuen Dichters waren, die Urbilder dagegen blieben unbekannt und verachtet. Herders ganzen Plan verwirklicht und schließlich dem Volkslied volle Einwirkung auf die Poesie und Bildung der Neuzeit gegeben zu haben, ist das Verdienst des Wunderhorns und seiner Herausgeber.

Aus den Schwierigkeiten, mit denen das Volkslied bisher zu kämpfen gehabt hatte, erklärt sich am einfachsten und natürlichsten die Art und Weise, in welcher Arnim und Brentano ihre Aufgabe auszuführen gedachten. Dem Wunderhorn ist vielfach der Vorwurf gemacht worden, daß es fast nirgends den Urtext der mitgetheilten Lieder bringe, daß bisweilen Verszeilen, Strophen und ganze Liedertheile die nachhelfende verschönernde Hand der Herausgeber verrathen, daß sogar einzelne neue Originalstücke als alte Lieder unterschoben seien. Das Letztere ist wahr, und findet als literarische Schmuggelei nur darin eine Entschuldigung, daß die lustigen Verfasser ihre Leser einmal auf die Probe stellen wollten. Brentano machte in späteren Jahren auch keinerlei Hehl mehr daraus[1]. Die anderen Anklagen dagegen, so sehr sie auch auf Wahrheit beruhen, sind so weit entfernt, einen wirklichen Mangel des Werkes zu bilden, daß gerade ihnen der Erfolg des Unternehmens zuzuschreiben ist. Wie Görres bemerkt, waren besonders jene Lieder von Göthe als die „volksthümlichsten" und schönsten gerühmt worden, welche am

[1] Vgl. Ges. W. IX. S. 356. Dort nennt der Dichter ausdrücklich das Lied vom hl. Meinrad seine eigene Arbeit.

meisten die nachhelfende feilende Hand der beiden dichterischen Herausgeber erfahren hatten[1]. Niemals wären die späteren kritischen Ausgaben Uhlands, Weckherlins, Hoffmanns, Wackernagels u. A. möglich geworden, wenn das Wunderhorn mit seinen leichten Aenderungen den ganzen Literaturzweig nicht erst populär zugeschnitten hätte. Durch das Interesse, welches das Wunderhorn der Nation für die untergegangenen, vergrabenen Schätze der Volksdichtung einflößte, wurde erst das Bedürfniß eines eingehenderen, umfassenderen Studiums jener Lieder erweckt. Und sollten nun einmal die vergessenen Lieder in das Herz des Volkes eingeführt werden, so konnte dieses nur durch eine Auswahl und durch zeitgemäße Textverbesserung geschehen. Jedes andere Verfahren mag wissenschaftlich noch so berechtigt, praktisch noch so nützlich sein, es bleibt dem Volke gegenüber doch immer eine antiquarische Musenarbeit.

Mit Recht stimmen daher alle neueren Literaturhistoriker dahin überein, daß diese „voll des tiefsten poetischen Sinnes veranstaltete Sammlung dem Volksliede die sichere und herrschende Stellung in unserer Poesie wieder erwarb ... Das Wunderhorn zeigt in dem fast bewunderungswürdigen Takte, mit welchem es das poetisch Wirksamste ausgewählt, gewissermaßen nur den Duft dieser Volkspoesie des 15. und 16. Jahrhunderts"[2]. Selbst jene Geschichtsschreiber, welche in allem Anderen gegen Brentano zu Felde ziehen, können sich in diesem Punkte dem Sonnenschein der Wahrheit nicht entziehen, und müssen in das allgemeine Lob der Kritik einstimmen. Befremdend bleibt bei dem Allem, daß die Arbeit der beiden Romantiker in dem eigenen Lager die kühlste Aufnahme und bei Einzelnen, wie Tieck, ein Grabesstillschweigen, bei Anderen, wie

[1] Görres, Nachruf an Arnim. Menzels Literaturblatt 1831, Nro. 27, S. 107.

[2] Vilmar, National-Literatur I. S. 378.

Schlegel, die ungerechtesten Angriffe erfuhr. Die Zeit hat gerichtet, und wir wollen daher die Todten und ihre kleinen Menschlichkeiten schlummern lassen. Uebrigens war es gerade Brentano, der am meisten auf eine *historische* Wiedergabe der Volkslieder drang [1].

Ein gegründeter Vorwurf, den freilich nur Jene erheben, welche *über* der literarischen Berechtigung auch noch die moralische gelten lassen, besteht in der allzugroßen Freiheit, mit welcher die Sammler einzelne obscöne und scurrile Lieder dem Schutte der gerechten Vergessenheit entrissen haben. Gerade diese Stücke haben der Sammlung mehr geschadet, als alle anderen Gebrechen. Weil nun einmal das Buch nicht für Fachgelehrte, sondern für den unmittelbaren Gebrauch des Volkes gemacht werden sollte, so durfte es auch nichts Unberechtigtes, Schlechtes und Gemeines enthalten.

Unter den verschiedenen stillen und fröhlichen Studien mit dem Freunde Arnim gingen Brentano's Tage in einer ihm selbst ungewohnten Ruhe und Regelmäßigkeit dahin. Diese äußere Befriedigung, das Gefühl erfüllter Pflicht und nützlicher Arbeit konnten nicht verfehlen, auch wohlthätig auf des Dichters Seelenleben einzuwirken. Um jene Zeit hatte sich der Tod des Professors Mereau ereignet, und mit diesem Sterbefall eröffnete sich für Brentano die günstige Gelegenheit, dem Unstatthaften seines Ehebündnisses ein Ende zu machen. Wahrscheinlich wurde er von Verwandten und gutgesinnten Freunden darauf hingewiesen, denn das mußten Alle sehen, an eine Scheidung von Sophie Mereau war nach den verhältnißmäßig so glücklich mit ihr verlebten Jahren nicht mehr zu denken. Clemens ging auf den Vorschlag oder auf das dringende Mahnen seines Gewissens ein und entschloß sich daher zu einer Wallfahrt nach dem berühmten Gnadenort von *Wallbürn* in Franken. Dort em-

[1] Görres, Freundesbriefe I. S. 55.

pfing er denn wieder nach langer Zeit die heiligen Sacramente und ließ endlich seine Ehe kirchlich regeln. Mit Gott und der Gesellschaft ausgesöhnt, kehrte er nach Heidelberg zurück, um nun fröhlich und zufrieden seiner Familie und seinen Studien zu leben. Das aber konnte die böse Welt nicht gestatten. Die Kunde von seiner und seiner Gattin Wallfahrt war ihm nach Heidelberg vorangeeilt und hatte dort den Haß der Aufgeklärten erregt. Auf das Drängen des alten Voß mußte der protestantische Kirchenrath Horstig einen Artikel über die Pilgerfahrt der Dichter-Familie in Bertuchs Modejournal veröffentlichen[1],

---

[1] Vgl. Journal des Luxus und der Moden. Herausgeg. von F. J. Bertuch und G. H. Kraus. XXI. 1806, Juli. S. 456.

Als ein Urtheil der Aufklärung über die kirchlichen Wallfahrten und als ein unparteiisches Zeugniß von dem erbaulichen Eifer des katholischen Volkes in jenen schlimmen Tagen, da die allgemeine Noth recht beten lehrte, lassen wir den faden Artikel folgen, dessen hämische Anspielungen unserem Verständnisse wohl größtentheils ferne liegen müssen, da wir in dem einfachen Wortlaut keinen genügenden Grund zu Brentano's so großer Entrüstung sehen.

„Die Wallfahrt nach Wallthürn.

Von dem Ausflusse des Neckars.

Noch immer dauern die Wallfahrten nach Wallthürn — eine lange, heilige, durch Gewohnheit sanktionirte — Mode, fort. Von dem Tage des Frohnleichnamsfestes an, bis 14 Tage nachher, kommen täglich Prozessionen hier durch von dem Oberrhein und alle den umliegenden Gegenden. Alle Landstraßen sind mit Zügen bedeckt, die im Gehen singend beten. Den Wanderstab, einen Sack mit Lebensmitteln, einen großen Strohhut für die Frauen und einen unbedeckten Kopf für die Männer, so sieht man sie schaarenweise. Wallthürn, wohin sie wallfahrten, liegt im Odenwald. Ich glaubte ein wunderthätiges Marienbild zöge die Menge dorthin, wie in Marienboom; aber, wie die Legende sagt, hat ein Mönch der Vorzeit den Kelch dort verschüttet, und der geweihte Wein wurde Blut. Der erschrockene Mönch verbarg das Blut unter einem Stein, und erst am Todtenbette, als Niemand mehr ihn fragen konnte, gestand er sein

damit die Weimarer Größen doch ja erführen, was von Brentano zu erwarten stehe.

Für Brentano war dieses Vorgehen tief empfindlich, denn er sowohl als seine Gattin waren in Weimar allgemein bekannt. Sophiens Scheidung von ihrem ersten Manne hatte viel von sich reden gemacht[1], und besonders hatte dann die erfolgte Heirath mit Brentano den weimar'schen weiblichen Genialitäten erwünschten Stoff zu Klatschereien gegeben.

Vergehen. In einem silbernen Schranke wird nun das Blut verwahrt und während den Tagen der Wallfahrt ist es in einem Tuche sichtbar, das frei über dem Altare hängt. Der Ort ist sehr belebt, wo sich die heilige Menschenmasse bewegt, es ist draußen ein großer Markt, aber ein Markt von heiligen Dingen — Ablaßzettel, Rosenkränze von allen Preisen, Amulete u. s. w. So lächerlich Manchem die Wallfahrt scheinen mag und so wenig ich glaube, daß sie noch lange existiren werde (?), so eigen ergreifend ist es doch, die gläubige Menschenmenge paarweise durch die Städte, in der blühenden Natur auf den Landstraßen ziehen zu sehen, ja, ganze Schiffe voll fuhren den Neckar entlang nach Wallthürn. Diese Menschen lassen ihr Gewerbe, ihr Haus, ihre Kinder, werfen alle gewohnten Geschäfte bei Seite, um die Wallfahrt zu machen. Es muß ihnen doch eine ganz eigene Losspannung sein, dieß thun zu können, und so die Eintönigkeit zu unterbrechen, die das Geschäftsleben der Handwerker hat. Wer würde ihnen Ersatz geben, wenn es ihnen einst genommen werden sollte? — Es ist eine fromme Einfalt, und man sollte den sitzenden Gewerben diesen langen wohlthätigen Spaziergang, wie anderen Ständen eine Badereise, erlauben. Viele Zuschauer bekommen eine unwiderstehliche Lust, mitzugehen. Die Dichterin Brentano mit ihrer Familie war wirklich da, und gewiß wird sie die erhaltenen Eindrücke der romantischen Partie mit Geist und Gefühl zurückgeben."

[1] So macht die „berühmte" Caroline die Scheidung zum Gegenstand ihrer Correspondenz und erzählt, wie selbe „par le chemin de la grâce" unmittelbar vom Herzog ausgegangen sei, ohne die üblichen Scheidungsgründe dem Consistorium vorzulegen. Vgl. Waitz, Caroline u. s. w. II. S. 99.

Brentano fühlte das Verletzende in dem hämischen Artikel und seiner Absicht recht wohl, aber er tröstete sich in seinem Herzensfrieden und in dem nun ungetrübten Familienglück. Die Angriffe sollten übrigens bald noch viel unverschämter und empfindlicher werden.

10. Wiederfinden treuer Freunde — Tod der Gattin.

1806.

Bereits seit dem Jahre 1805 hatte der bisherige Lehrer an der Sekundärschule zu Koblenz, Joseph Görres, sich mit „Auswanderungsprojecten" getragen, einmal weil sein Riesengeist sich beengt fand in dem grammatikalischen Kleinhandel, dann aber auch weil ihm die öffentlichen Ereignisse in der Politik und die Haltung seines engeren Vaterlandes in der allgemeinen Verwirrung auf die Dauer nicht mehr erträglich waren. Daher hatte er sich zuerst an Herrn v. Aretin in München gewendet; da sich jedoch dort keine Aussichten boten und er in Heidelberg durch Thibauts Vermittlung glücklicher war, siedelte er im Herbste 1806 als Professor der dortigen Universität nach Heidelberg über.

Für Niemand war diese Ankunft erfreulicher, als für Brentano, seinen einstigen Mitschüler aus Koblenz. Dieser liebte und schätzte den ehemaligen Jugendfreund von ganzem Herzen. Sie waren Beide außerordentliche Naturen, voll Geist und Phantasie, und mußten sich daher leicht verstehen, gegenseitig anregen und zu lebhaftem Wettstreit ermuntern. Andererseits gingen ihre Charaktere doch auch wieder so weit auseinander, daß es oft nicht ohne Reibereien ablief, und einmal (1801) sogar hatte der kurzangebundene heftige Görres dem maßlos spottenden Dichter eine kräftige Ohrfeige angedeihen lassen. Im

Grunde war es nicht so bös gemeint, das wußte Brentano recht wohl, und die Freundschaft bestand vor wie nach, ja Clemens erzählte wohl später, daß gerade diese Ohrfeige ihn den Freund noch mehr schätzen und lieben gelehrt habe. Sobald daher Görres in Heidelberg angekommen war, schloß Brentano sich mit einer Art kindlicher Verehrung an ihn an; denn er fühlte wohl, daß der geniale, männliche Charakter des Freundes seinem eigenen weichen und beweglichen Gemüthe wohlthue. Kaum hatte Görres seine Vorlesungen begonnen, als Brentano mit seinem Freunde Zimmer sich unter die zahlreichen Zuhörer mischten, um die ästhetischen Ansichten des neuen Professors zu vernehmen.

Nach dem Collegium standen sich aber Görres und Brentano wieder als Freunde gegenüber, denen außer den Jugendspielen nun auch ein heiß angestrebtes Lebensziel gemeinsam war. Görres, Brentano, Arnim und noch einige andere junge Männer hatten den aufrichtigsten Wunsch, das arme erniedrigte deutsche Vaterland aus seiner Schmach zu erheben, neues deutsches, urkräftiges Leben in den abgestorbenen, zertheilten Leichnam des ehemaligen großen Vaterlandes zu hauchen und die hohen Ideen der Wahrheit, christlicher Cultur und recht verstandener Freiheit in den Herzen der Jugend zu wecken.

Was die Heidelberger Freunde damals dachten und wollten, schildert uns am besten Görres selbst in seinem Nachrufe an Achim von Arnim, den er dazumal kennen und lieben lernte. „Die Zeit," schreibt er, „in der wir in Heidelberg uns zuerst begegnet, war, um auf den Anfang zurückzugehen, jene, die zunächst auf die Jenaer Schlacht gefolgt; der Ehrentempel deutscher Nation war weit aufgethan, das damals blühende Geschlecht hielt seinen feierlichen Einzug durch die offenen Pforten, und es war ein ungemein erquicklicher Anblick, dem Zuge, der auch ein Leichenzug gewesen, zuzusehen, wo Deutschland sein altes Kaiserthum nicht zur Krönung, sondern zu Grabe geleitete.

Voran schritten die Herolde des Eroberers im Geleite seiner Bewunderer, dann die mächtigen Vasallen, bis zur Unkenntlichkeit in fremdem Staate aufgeputzt; dann die diplomatische Parthie im Gefolge einer schwerbeladenen Wagenburg, weiter die Heere unter fremden Fahnen dem Pfade ihrer Ehre folgend, sofort Chöre von Poeten und Rhetoren, die sangen und sagten die Rede von dem Weltüberwinder, zuletzt die Massen des Volkes, einige tanzend und jubilirend, die meisten niedergeschlagen, schweigend und verzagt und wie betäubt. Und es war ein Reißen und ein Raffen unter denen oben, wie es bei hohen Sterbefällen unter der Dienerschaft großer Häuser wohl mitunter so die Sitte oder Unsitte mit sich bringt; die alte Pracht des Hauses, wo sie sich nicht theilbar zeigte, wurde von den gierigen Fürsten zerrissen und die Fetzen zum Juden hingetragen, um für den Erlös Fluch und Schande einzutauschen; in der Mitte war's ein Drängen und ein Treiben, um auch Theil zu nehmen an den Brocken und den Ehren, die ausgeworfen wurden, dazu ein Biegen und ein Schmiegen, um der Gabe sich würdig zu beweisen, und ein behagliches Sicheingewöhnen in die Unterwürfigkeit mit höhnischem Seitenblick auf Alles, in dem noch irgend einiger Widerstand sich kundgeben wollte; unten endlich Stumpfheit und Gleichgiltigkeit, kaum mehr eine dunkle Erinnerung in den Massen, daß es je so etwas wie ein Vaterland gegeben, dabei Noth und Verderben überall. Nur verhältnißmäßig Wenige, durch die Menge zerstreut, schienen die Schmach zu fühlen, und wo man sie entdeckte, wurden sie als überspannte Phantasten verschrieen und angefeindet. Die Journale und Zeitungen, flach, trivial und geistlos über die Möglichkeit hinaus, wetteiferten der Mehrzahl nach in der Niedertracht; und wenn dasselbe Gezücht, das damals laut geworden, jetzt dem nichtswürdigsten Liberalism huldigend, den Aufruhr über alle Lande hin verbreitet, und, läßt man sie in ihrem Thun gewähren, Deutschland noch einmal der hinter ihm lauernden

Plünderung und Unterjochung verrathen wird, so war es damals dem Despotism der Fremden hingegeben und hegte und pflegte ihn in aller Weise. Die Gelehrten hatten die Hände voll zu thun, die täglichen Veränderungen in Statistik, Geographie, Gesetzgebung, Politik in ihre Compendien einzutragen und freuten sich der gangbaren Meßartikel; andere, die dort keine Beschäftigung gefunden, hetzten sich ab um romantische und klassische Poesie und ähnliche unschuldige Gegenstände.

„Wir, die wir uns an den Ufern des Neckars zusammengefunden und unseres Zeichens jenen überspannten Phantasten angehörten, hatten nicht Lust, in das fröhliche Tiriliri jener patriotischen Sänger einzufallen, und sahen, daß auch manche Andere gleicher Stimmung waren. In Zeiten einer allgemein herrschenden Seuche vermag der Einzelne nur wenig gegen das Verderben, das, sich überall in Massen setzend, jeden gesonderten Widerstand leicht überwältigt; die Himmelswinde, die den ansteckenden Dunst über die Länder hergeweht, müssen ihn auch wieder wegblasen, und dann läßt gegen die Nachzügler sich schon Einiges versuchen. Aber wie wenig auch immer auszurichten und wie ungleich der Kampf sein möge, es ziemt sich nicht, ihm aus dem Wege zu gehen, und uns, was jeder gewollt, wird ihm ja angerechnet, denn was er erlangt, hat vom Zutritt oder Abgang anderer Mächte abgehangen. Das bedachten wir und trugen am Fuße des Jettenbühels ein wenig Reisig und Holz zusammen, um ein kleines Feuer dort zu zünden, an dem wir uns in der kalten, neblichten Zeit einigermaßen erwärmen könnten, und an dem der übelriechende Heerrauch, der die Sonne trübte, sich lichten und zerstreuen möchte. Das Wesen alter Zeit, wie es in den Dichtungen der Vergangenheit fortlebte, schien mit Recht Arnim am tauglichsten, um die erstarrte Gegenwart einigermaßen zu erwärmen und zu beleben, und die Volkspoesie, wie sie keinem der früheren Jahrhunderte noch ihren

Dienst versagt, schien sich auch hier willfährig zu bieten, um das Volk wieder zu sich selbst zu bringen.“ [1]

Mit größter Freude hatte Görres das Erscheinen des Wunderhorns begrüßt und suchte später durch seine eigenen Forschungen das angebaute Feld deutscher Volksdichtung zu erweitern. Den Freunden aber sprach er in einer warmen Empfehlung der Volksliedersammlung „die Bürgerkrone“ zu, „weil sie vom Untergang retteten, was sich noch retten ließ.“ [2]

Brentano fühlte sich neu aufleben in dieser kräftigen, geisterquickenden Atmosphäre:

„Und wie an's Vaterland ich dacht',
Das Herz mir weint', das Herz mir lacht',“ [3]

sagt er in dem Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg, das er um jene Zeit verfaßte, als für die Genesung Karl Friedrichs von Baden ein öffentliches Dankfest gefeiert wurde. In gemüthlichen Knittelversen, im rechten Volkston, den er sich durch den langen Umgang mit den alten Liedern angeeignet hatte, schildert er die schöne Neckarstadt, ihre Umgebung, das Aufblühen der Künste und Wissenschaften an der Universität und wirft auch manchen bedeutungsvollen Seitenblick auf die traurigen Verhältnisse des lieben Vaterlandes.

„Vom Königstuhl zum heil'gen Bergesrücken
Sah ich gesprengt eine gold'ne Brücken,
Sah ich gewölbt des Friedens Regenbogen
Und sah ihn wieder in des Flusses Wogen,
Da war er doch nicht also klar,
Der wilde Fluß zerriß ihn gar,
Gab mir so recht ein Beispiel breit
Von Gottes Fried' und Menschenstreit.“ [4]

---

[1] Görres: Achim von Arnim, in Menzels Literaturblatt 1831. Nro. 27, S. 106.

[2] Heidelberger Jahrbücher X. 2. Jahrg. I. S. 222 ff.

[3] Ausgew. Schriften I. S. 123.

[4] Ebendas. S. 118.

In das schöne, der Freundschaft und der Kunst gewidmete Leben mischte sich plötzlich ein dunkler Gast, der mit einem Schlage alle Freude zerstörte: das war der Tod.

Zwischen den beiden Familien Görres und Brentano hatte sich von Anfang an ein freundschaftlich-nachbarliches Verhältniß entsponnen. Bisweilen wurden gemeinschaftliche Ausflüge in die Umgegend von Heidelberg gemacht. Brentano schlug dem Freunde sogar vor, bei ihm in die Kost zu gehen, weil das Essen, welches der junge Professor für sich und seine Familie aus dem Wirthshause kommen ließ, ihn an „starke nordische Hungerleiderei" gemahnte. Auf dieses Anerbieten wollte Görres jedoch nicht eingehen, die nachbarlichen Beziehungen aber wurden eifrig fortgepflegt. Die beiden Frauen der Jugendgespielen lernten sich kennen und besuchten sich gegenseitig. Die fromme Gemahlin Görres' mit ihrer sanften Güte und ihrem einnehmenden Wesen mochte auf die Gattin Brentano's nicht ohne wohlthätigen Einfluß sein, und vielleicht, ohne es selbst zu ahnen, die neue Freundin auf ernstere Gedanken bringen, welche sie zu dem nahe bevorstehenden Ende vorbereiten sollten. Daß Sophie in der letzten Zeit, so gut sie es eben in ihrem „halben Heidenthum" verstand, die früheren Fehlschritte zu sühnen suchte, geht schon aus der Achtung hervor, welche ihr von so ernsten und charakterfesten Leuten wie Görres und Anderen erzeigt wurde.

Der Gewohnheit gemäß hatten die beiden Familien am Abend des 30. October einen gemeinsamen Spaziergang längs den Ufern des Neckar gemacht. Brentano's Gattin war munter und heiter gewesen wie gewöhnlich. Zu Hause angekommen, ordnete sie voll mütterlicher Hoffnung noch verschiedene Kleinigkeiten für den kommenden Säugling. Sie ahnte nicht, daß ihr eigener Sarg des Kindes Wiegenbett sein werde. Schon nach wenigen Stunden war sie eine Leiche und mit ihr das Kindlein, das todt zur Welt kam.

Sophie starb am 31. October, Morgens gegen 2 Uhr, in einem Alter von fünfunddreißig Jahren. Görres' Schwiegermutter, Frau von Lassaulx, hatte ihr in den letzten Zügen zur Seite gestanden. Ueber ihre Seele richtet Gott; insofern ihr Leben mit dem des Dichters verbunden war, kann vielleicht Manches entschuldigt, Vieles aber nicht im Geringsten gerechtfertigt werden.

Und was fühlte Brentano in dieser Schmerzensnacht?

Kaum hatte er die schreckliche Gewißheit des Doppeltodes, als er sich dem außerordentlichsten, dem tiefsten und bittersten aller Schmerzen, dem stummen Brüten der Verzweiflung überließ. Görres bot alle Gewalt der Liebe auf, Arnim tröstete, aber der Dichter war für jeden Trost unempfänglich. Er schloß sich in sein Zimmer ein und verharrte dort drei Tage und drei Nächte, ohne irgend eine Speise zu sich zu nehmen. Auf dem Tische stand zufällig eine Schale mit Quassia, und mit dieser bitteren Substanz befeuchtete Brentano nur zuweilen seine Zunge, um gleichsam dadurch die innere Bitterkeit seiner Seele zu betäuben [1].

Als Görres sah, welche Wendung die Sache nahm, sandte er sofort am ersten Tage einen Boten nach Frankfurt hinüber.

[1] Hierauf bezieht sich eine Stelle aus einem Briefe an den Maler Runge: „Mein Paradies war untergegangen, nur sein Firmament stand noch über mir; meine Berge waren nicht mehr ... Seit jener Zeit empfand ich stets in mir eine bestimmte Neigung zu gewissen Bildern; ... ich sehnte mich ... eine Blume zu riechen, einen Geschmack zu empfinden, deren Eindruck mir die Wunden hätte schließen, den Schmerz der Narben hätte stillen können. Die bittersten Arzneien, z. B. Quassia, schmeckte ich mit einer ganz eigenen Lust. Die menschliche Schönheit, die mich so angelacht und vor mir in Staub zerfallend mein Herz so tief betrübt hatte, erschien mir wie freudig lachendes Gift, und um mich zu trösten, ergötzte ich mich stundenlang, ein reinfarbiges Stück Grünspan anzusehen." Ges. W. VIII. S. 136 ff.

Zufällig war Sailer im Hause des Bruders Franz zum Besuch. Da Sailer ein Freund der Familie war und besonders Clemens eine innige Verehrung gegen den edlen, frommen Priester an den Tag gelegt hatte, so wurde beschlossen, Sailer und Franz sollten sich ohne Verzug nach Heidelberg auf den Weg machen. Dort angekommen eilte Sailer sofort an Clemens' Zimmer, klopfte an der verschlossenen Thüre und rief: „Clemens, Clemens!" Der Dichter erkannte die Stimme des Freundes, öffnete und stürzte weinend in die Arme des Priesters. Dieser geleitete ihn zu dem bereitstehenden Wagen und führte ihn nach Frankfurt zurück, damit er im Schooße der Familie Linderung und Trost finde.

Erst gegen den 20. November kehrte Clemens nach Heidelberg zurück. „Seit etwa fünf Tagen ist Brentano zurückgekommen," schreibt Görres an seine Schwiegermutter, „er ist sehr traurig, wohnt und schläft aber wieder in seinem Hause. Er weiß selber nicht, wozu er sich entschließen soll. Reisen steht ihm nicht an und hier weint er oft, wenn er in den Papieren kramt oder Dinge sieht, die die Erinnerung in ihm aufregen." [1]

Auch die Freunde fühlten den Verlust, den Brentano erlitten hatte. Noch sechs Jahre später äußert sich Arnim hierüber in einem Briefe an Görres: „Ich wünschte ihm (Clemens) von ganzer Seele, daß seine erste Frau nicht gestorben wäre, er hat unglaublich viel durch sie verloren." [2]

Was Clemens in diesen Tagen des Schmerzes den Freunden verdankte, hat er nie vergessen. In dem autobiographischen Gedichte, in welchem er die Gnadenaugenblicke seines Lebens aufzählt, widmet er dem frommen Sailer, anspielend auf das traurig-freundliche Wiedersehen in Heidelberg, diese Zeilen:

---

[1] Görres, Ges. Briefe, München 1858—1874, I. S. 480, dat. 25. Nov. 1806.

[2] Ebendas. II. S. 354, dat. 8. Sept. 1812.

„Und in heil'gen Freundes Armen
War das fünfte Wiedersehen;
O unendliches Erbarmen!
Allzuwohl ist mir geschehen.“ [1]

Zahlreicher und klarer aber sind die Dankesbezeugungen an Görres, ja von diesem Zeitpunkte stammt erst die ganze innige Liebe und Verehrung, die Clemens fortan dem größeren Landsmanne unerschütterlich treu bewahrte. In seinen Schriften kommt er an vielen Orten auf die treue Liebe des Freundes zurück. So z. B. in der Widmung seiner „Viktoria“:

„Ein leicht'res Kriegsspiel habe ich zu geben;
Doch Liebe wiegt ja mit bei den Geschenken;
Die Gabe will des Trostes nur gedenken,
Den Du mir überschwänglich gabst im Leben.
Als unter mir die Erde schien zu beben,
Half mir Dein Arm, was stürzte, leis zu senken,
Lernt' ich an Deiner Brust die Schmerzen lenken
Und auf den finst'ren Wolken lichtwärts schweben.“ [2]

Und noch schöner spricht sich diese Dankbarkeit in einem Briefe vom Jahre 1815 aus: „Lieb hab' ich Euch [3] immer gehabt, seit Ihr so aus dem tiefsten Herzensbrunnen mich in Heidelberg in meiner überraschenden Noth erquicktet. Wenn auch ganze Flächen, bunte Flächen meines Lebens eingesunken sind, jene Zeit bleibt mir immer heilig durch Eure Liebe.“ [4]

Während Brentano auf diese Weise den Freunden ihre Liebe durch Gegenliebe zu erwiedern suchte, konnte er es dießmal nicht über sich gewinnen, das Gebahren seiner Feinde ungestraft hin-

[1] Ges. W. II. S. 382. Die vorhergehende Strophe bezieht sich auf den Tod der Gattin und des Kindes.
[2] Ges. W. VII. S. 284.
[3] Clemens pflegte den Freund mit „Ihr“ anzureden.
[4] Jos. von Görres, Ges. Briefe II. S. 466.

gehen zu lassen. Die Theilnahme am Schmerz des Dichters, der selbst Fernstehende sich nicht ganz zu entziehen wußten, war einem gewissen Kreise nicht ganz angenehm. Man glaubte, das Mitleid mit dem Gatten könne gar leicht in eine Sympathie für die romantische Richtung des Dichters ausarten, und so trieb man die Unverschämtheit so weit, daß Einer, „der in Brentano's Haus gewesen" sein wollte, die Trauer des Mannes auf den öffentlichen Markt nach Weimar trug.

Wiederum war es Bertuchs Modejournal, welches den Artikel in Form einer Privatcorrespondenz mit „schnatternder Emphase" in der allerunzartesten Weise veröffentlichte. Aeußerlich glatt und lobhudelnd, mußte die Beschreibung jedem Eingeweihten höchst komisch und spottend vorkommen.

„Hin ist Sie!!

(Aus einem Briefe aus Heidelberg.)

„‚Soll ich Ihnen etwas recht Neues sagen,' fragte meine Wirthin, als sie mit freundlicher Miene in meine Stube trat — ‚Madame Brentano ist todt.' — Bewußtlos sank ich auf's Sopha zurück, Thränen standen in meinen Augen, Alles starrte an mir mit dem Glauben an die schreckliche Nachricht. Ich erholte mich; mit hoffendem Unglauben lief ich in das Haus der Brentano, die vielen ihrer Mitschwestern auch unter dem Namen Sophie Mereau bekannt sein wird. Mit leiser, zurückgehaltener Stimme und Athem fragte ich, was die Brentano mache, und das schreckliche Wort: Sie ist todt! drang zu meinen Ohren. Kaum athmend lief ich herauf, ihre Leute riefen mir entgegen: ‚Ach, die gute Brentano — sie ist nicht mehr! Hier liegt sie, die beste Mutter, die treue Freundin.' Ach! und ein weißer Schleier deckte die Frühverschiedene. Ich bedeckte das Gesicht mit meinen Händen, als wüßte ich sie erst gewiß todt, wenn ich sie wirklich angesehen hätte. Die blühende, sanfte Lebhaftigkeit des lieben Weibes war in Todesblässe getaucht, ein

leiser Zug des Lächelns benahm ihrem Gesichte das Aussehen des tiefsten Leidens nicht. Und das Kind ihrer Leiden lag in ihrem Arme. Noch gestern Abend war sie auf dem Heidelberger Schlosse munter und froh, und um 1 Uhr schwebte ihr schöner Geist schon in höhern Sphären. Ach, nie wird ihre melodische Stimme zu unsern Ohren bringen, nie ihre gebildete Sprache zu dem Ohre der edeln Frauen und Männer, die so gern sich um sie versammelten. Ihre Hulda wird mutterlos ihr ewig nachweinen, und ihr Gatte, der sie leidenschaftlich liebte, hat halb sinnlos sich in die kalte, öde, freudenlose Natur geworfen, die mit seinen Gefühlen stimmt. Wie viel Schönes hätten wir noch von ihrer Feder, von ihrem reinen Sinne für das Schöne, von ihrer poetischen Natur erwarten können! Wie sehr konnte man auf die Mittheilung neuer interessanter Ideen rechnen, wenn man sie besuchte! Und Alles dahin, dahin in einer Nacht, was die Natur so selten hervorbringt: Geistesvorzüge mit sanfter Bescheidenheit und Weiblichkeit im hohen Einklange. Ihre häuslichen Tugenden litten nicht unter den Arbeiten ihrer Feder.

„Sie war ein seltenes Ideal. Ihre Gedichte sind in vielen Händen. Seraphine, ein Gedicht ihrer früheren Jahre, die Ruhestunden, Kalathiskos, manche Uebersetzung ausländischer Originale verdanken wir ihr. Der Cid ist meisterhaft von ihr bearbeitet, aber noch ungedruckt. — Viele Arbeiten hatte sie sich noch vorgenommen nach ihrer Niederkunft. O Du süße, sanfte Seele, Dich haben wir verloren; wie nöthig wäre es uns, Dir Aehnliche in unserer großen, gemischten Gesellschaft der Frauen zu haben, um gebildete Weiblichkeit zum höchsten Ideale einer weiblichen Vollkommenheit zu machen!“ [1]

Die entrüstete Antwort Brentano's erschien bald in der badi-

[1] Bertuch: Journal des Luxus und der Mode. XXII. Jahrg. 1807, Januar, S. 68.

schen Wochenschrift[1]. „Früher," heißt es, „habe ich und die Meinigen schon mit Indignation eine kleine Reise, deren wir unter Freunden gedacht, von ähnlichen Klatschereien in derselben Zeitschrift zum Modebericht verwandelt gesehen, und wir haben uns mit der Schwalbe getröstet, von der gesagt wird, daß sie eine Spinne unter ihrem Flügel ernähre." Da aber bei diesem zweiten Bericht „diese Spinne gar zu unverschämt und frech vertraulich" that, und bekannt machen wollte, was in des Dichters „Herzen vorging, unbekümmert um die verdrießlichen Folgen, die ihm und den Zurückgelassenen[2] aus dieser Zeilenweberei entstehen konnten", hielt er es für seine Pflicht, diesen „literarischen Seelenverkäufern" entgegenzutreten. Denn sie „schämen sich nicht, das Siegel der einsamsten, ernstesten, dunkelsten Stunden eines ehrlichen Mannes zu erbrechen und mit Schnattern der Emphase zu einem Artikel umzuarbeiten". „Es ist," sagt Clemens, „das stillschweigende, unaussprechliche Gesetz der Zucht und Keuschheit, auf welchem alles Vertrauen, alle Freundschaft unter Menschen begründet ist, das jene Menschen mit dem Maule zertreten. Aber es steht mir zu — damit ich Andern ein Beispiel sei — mich anzuklagen, wie ich, vertrauend auf die Heiligkeit des Pfluges, der im Feld ungehütet sicher ist, meine Schwelle vor solchen Journal-Hexen leider nicht mit heiligem Oele besprengte. Ob es übrigens wahr, daß der Urheber jenes Aufsatzes, wie er sagt, in meinem Hause gewesen, weiß ich nicht; denn es ist gelogen, was dort von meinem Schmerze gesagt wird. Was der Mensch leidet, leidet er vor Gott und

[1] Bad. Wochenschrift, 20. Febr. 1807. Vgl. Ges. W. IV. S. 420 ff.

[2] Unter „Zurückgelassenen" versteht Clemens neben seinen Freunden vor allem seine Stieftochter, welche nach der Scheidung Sophiens von ihrem ersten Manne bei der Mutter blieb, von Caroline Rudolfi in Heidelberg erzogen wurde und später den Professor Ullmann heirathete.

den Freunden und nicht vor Zeitungspapageien. Denn der Schmerz, der von Gott kommt, ist wie die Freude, die von Gott kommt, eine Mysterie, dem züchtigen Menschen heilig."

Diese Antwort hatte wenigstens den einen Erfolg, daß von jetzt an die Gegner Brentano's und seiner Freunde offener hervortraten, fest entschlossen, den „romantischen Gespenstern" jeden Aufenthalt in Heidelberg unmöglich zu machen.

11. Junggesellenleben; die Einsiedlerzeitung.

1806—1808.

In den ersten Monaten nach der Rückkehr aus Frankfurt fühlte sich Brentano in dem Familienkreise seines treuen Freundes immer mehr wohl und heimisch. Auch bot Görres Alles auf, um dem Dichter das Leben angenehm und ihn der Trauer vergessen zu machen. In den Familienbriefen kommt Görres öfters auf dieses trauliche Zusammensein zurück. Abends ließ Clemens sein Nachtessen zu dem Freunde bringen und sie „stießen dann ihre Armuth zusammen und schlemmten feiste Oekonomie", wie sich Görres in seiner originellen Weise ausdrückt. „Eine ganze Bibliothek alter und neuer Bücher," fährt er fort, „haben wir schon zusammen gelesen. Dann sprechen wir auch über allerhand weltliche Dinge, machen hie und da Sektionen, und so geht der Winter durch Schnee und Regen vorüber." [1]

Um diese Zeit war gerade Jean Pauls Titan erschienen, und Brentano, wie er selber es später anerkannte, als Lord Roquairol darin abconterfeit worden. Clemens war kein Freund der Jean Paul'schen Dichtungen, während Görres gerade damals mächtig für dieselben schwärmte. Das gab denn manchen Anlaß zum Disput zwischen den beiden Freunden, bis schließlich Görres doch unseren Dichter dazu bewog, den Titan zu lesen, und „sich höchlich amüsirte, wie Clemens abwechselnd in große

---

[1] Görres, Ges. Briefe I. S. 483.

Erbosung und wieder in Erstaunen und Bewunderung hingerissen wurde". Beide kamen nun überein, selber etwas in der Manier Jean Pauls zu schreiben und es entstand daraus „Die wunderbare Geschichte von BOGS (Bogs)[1] dem Uhrmacher"[2].

„An meinem Namenstage," schreibt Görres, „haben wir einen Schinken gebraten, und am Abende bin ich auf den Fischfang gegangen und habe Creuzer und Zimmermann aufgefischt, und Zimmer und Brentano waren denn auch dabei, und da haben wir die schweinernen Partikel verschluckt. Wir haben viel dabei gelacht; Brentano und ich, wir hatten eben eine Concertanzeige in der Arbeit, die nun zum Büchelchen angeschwollen ist." Und an einer anderen Stelle: „Das Ganze ist gehörig toll, so daß verehrungswürdige Leute bei Ansicht des ersten Bogens geglaubt haben, ein Verrückter habe das Ding geschrieben."

Gehörig toll ist die Geschichte in der That und für uns nicht einmal mehr recht verständlich. Offenbar ist es eine bittere Satire auf Heidelberger Verhältnisse mit ganz individuellen Beziehungen. Görres schrieb schon damals an seine Schwiegermutter, daß er ihr „die Geschichte der Begebenheiten des Uhrmachers Bogs erzählen werde, nachdem sie das Büchlein gelesen habe."[3] Voß mochte nicht Unrecht haben, wenn er beim Erscheinen vermuthete, daß die ganze Sache auf ihn und seine Clique gemünzt sei; denn noch jetzt sind manche derartige Anspielungen, zumal in der Rede des Uhrmachers am Grabe des ermordeten Gesellen, als solche klar zu erkennen. Dennoch ist es nicht richtig, was Kerner in einem Briefe an Uhland erzählt, daß

---

[1] Zusammenstellung aus den Anfangs- und Endbuchstaben der beiden Namen **Brentano** und **Görres**.

[2] Ges. W. V. S. 327 ff.

[3] Görres, Ges. Briefe I. S. 485.

diese Schrift den Anlaß zur Fehde mit Voß bot, sie stachelte höchstens den „Großinquisitor des Rationalismus", wie Perthes seinen Freund Voß nennt, zu heftigerem Ingrimm auf. Interessant aber ist Kerners Bemerkung immerhin. Er sagt: „Der Uhrmacher Bogs ist ein von Brentano und Görres zusammengesetzter trefflicher Wahnsinn; Voß glaubt, es sei ihm gemünzt, da er zwischen dem Bildniß des Uhrmachers vor der Schrift und dem seinigen einige Aehnlichkeit wollte gefunden haben. Weder Görres noch Brentano sollen aber dazumal an Voß gedacht haben. Es soll der erste Zunder zur bekannten Fehde gewesen sein. Dazu soll noch gekommen sein, daß Voß um sein Haus herum Epheu leimen ließ, worüber sich Görres und Brentano sehr lustig gemacht." [1]

Kurz nach dem Erscheinen des Bogs (Frühjahr 1807) verließ Brentano Heidelberg. Er bedurfte wieder einmal der Abwechselung, anderer Gegenden und anderer Menschen. Auch erweckte das innige Familienglück des Freundes, in dessen Haus er täglich weilte, stets auf's Neue die Erinnerung an den eigenen Verlust. Und Arnim, der liebe „Herr Bruder Graf", ließ sich gar nicht in Heidelberg blicken, sondern schweifte auf bunten Fahrten in Norddeutschland umher. Clemens wollte den Freund aufsuchen und neue literarische Projecte mit ihm besprechen. Zuerst wandte er sich nach Frankfurt, von wo er am 10. Mai 1807 an Frau Lassaulx nach Koblenz schrieb: „Ich bin seit acht Tagen mit Sack und Pack hier; wozu weiß ich nicht. Heidelberg that mir weh, als es grün wurde; jede aufgehende Blüthe war eine aufbrechende Wunde, jeder Ton ein Schrei nach der Todten." [2] — Diesem Briefe folgte der Dichter bald in eigener Person; all' die alten

[1] Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. Erinnerungen von Karl Mayer. Stuttgart 1867. I. S. 151.

[2] Brief, dat. 10. Mai 1807. Aus Privatpapieren.

Freunde wurden heimgesucht, Kunstschätze gesammelt, Volkslieder copirt. Den Rhein hinunter bis nach Holland hinein führte ihn seine Wanderschaft. Einzelheiten über diese Fahrten sind keine vorhanden; aller Wahrscheinlichkeit nach besuchte er das Seebad Ostende und hielt sich dort einige Wochen auf. Aus dieser Zeit stammt eine tolle Romanze[1] und das Lied „Wenn der Sturm das Meer umschlinget“[2] mit seiner prächtigen, poetischen Sprache und krausesten Gedankenverwirrung. Das eigenthümliche Gedicht verdankt seine Entstehung der Sehnsucht nach der verstorbenen Gattin.

Im Herbste traf Brentano in Cassel wieder mit Arnim zusammen. Die beiden Freunde wohnten im Hause des Banquiers Carl Jordis, der Brentano's jüngere Schwester Ludovica[3]

---

[1] Ges. W. II. S. 410.

[2] Ebendas. S. 296 ff. — Man weiß nicht genug die Seebilder Heine's zu loben. Wie Brentano solche Gemälde zu entwerfen verstand, zeigen folgende Strophen aus dem vorliegenden Gedichte:

„Wenn der Sturm das Meer umschlinget,
Schwarze Locken ihn umhüllen,
Beut sich kämpfend seinem Willen
Die allmächt'ge Braut und ringet,

Küsset ihn mit wilden Wellen,
Blitze blicken seine Augen,
Donner seine Seufzer hauchen —
Und das Schifflein muß zerschellen.“

Wie sich übrigens auch nur bei einer flüchtigen Lesung des Gedichtes herausstellt, sind es drei vollständig verschiedene Stücke, die nur durch ein Versehen so ohne alle Andeutung zusammengedruckt wurden.

[3] Ludovica, geb. 1787, heirathete den Banquier Jordis, der später nach Paris zog. Zur Zeit, da die Alliirten in Paris verweilten, war im Hause des Banquiers Jordis einer der besuchtesten Salons für die Schöngeister und großen Männer jener Tage. Die Ehe war übrigens eine unglückliche; Ludovica ließ sich von ihrem Manne scheiden und heirathete nach dessen Tode den Freiherrn des Bordes.

geheirathet hatte. Da fand sich auch Bettina ein, und im Verkehre mit den Brüdern Grimm wurden traute Stunden verlebt und manche geistige Anregung zu neuer Thätigkeit wurde gewonnen.

Unter dem Einflusse Grimms entstand damals in Arnim und Brentano der erste Gedanke, die „Einsiedlerzeitung“ zu gründen. Sie legten sofort Hand an's Werk. Das Streben, dem des „Knaben Wunderhorn“ sein Dasein verdankte, lag auch diesem neuen Unternehmen zu Grunde. „Das Schöne verrottet in Handschriften,“ schrieb Arnim von Cassel aus an Tieck, „man macht viel Geschwätze über die Dinge, ohne die Dinge selbst zu kennen.“ [1] Er wollte im Vereine mit Brentano und anderen Freunden die „Kenntniß dieser Dinge“ in den weitesten Kreisen ermöglichen, und die Form eines periodischen Blattes nach Art und Weise einer Zeitung schien ihm die geeignetste. Titel und Titelvignette kennzeichneten die Tendenz des Blattes. „Einsiedlerisch der Gott den Dichter stellte“, sagt Brentano in der Widmung zur „Gründung Prags“; dieß galt vor Allem von den Herausgebern der „Einsiedlerzeitung“. Sie standen mit ihrem Beginnen allein; die Koryphäen der deutschen Poesie hatten keine Lust, sich mit dem „finsteren Mittelalter“, aus dem zu viel katholischer Weihrauchduft herüberwehte, einzulassen, und der großen Menge fehlte es an Sinn und Verständniß. Darum wählte Arnim auch als Vignette das gelungene Porträt des philisterhaften Herrn Publikum in der Schlafmütze. Offen sprach er es mit seinen Freunden aus, daß sie den Kampf gegen die Alltäglichkeit übernehmen, die poetischen Meisterwerke

---

Auch sie fand später in Buße und in gläubiger Frömmigkeit die Ruhe und den Frieden wieder, die ein Leben voll Glanz ihr nicht zu geben vermocht hatte. In der Literatur hat sie sich durch ihre warmen geistlichen Lieder, die eine Frucht dieser letzten glücklichen Lebensjahre sind, einen Namen erworben.

[1] v. Holtei I. S. 12.

und verschollenen Sagen einer früheren Zeit neu beleuchten und das Volksgefühl wecken und kräftigen wollten. Mohr und Zimmermann übernahmen den Druck, tüchtige Kräfte, wie die Brüder Grimm und Görres, sagten ihre Mitwirkung zu. Mit dem Manuscripte zur ersten Nummer kamen Arnim und Brentano im December 1807 nach Heidelberg herüber, wo sie sich auf's Neue der leichteren Redaction wegen bleibend anzusiedeln gedachten. Mit offenen Armen wurden sie von den alten Bekannten empfangen; Görres hatte durch seine feurigen Vorlesungen einen ganzen Schülerkreis um sich gesammelt, meist tüchtige Talente, welche gleichfalls mit Jubel die neuen Ankömmlinge begrüßten, da sie in ihnen die tüchtigsten Stützen der Romantik verehrten.

Zu diesen Schülern gehörten der Hamburger Dr. Julius [1], der Schwabe Moser, gestorben als Rector in Ulm, Graf Löben [2], der Elberfelder Arzt Dr. Rauschenbusch und vor Allem die Brüder Eichendorff. Von Letzteren hat uns Joseph, der Dichter, eine herrliche Beschreibung jener Zeit und des Lebens und Webens in der schönen Neckarstadt hinterlassen. Brentano war glücklich, wieder sein Junggesellenleben beginnen zu können. Im „Faulpelz", einer ehrbaren, aber obskuren Kneipe am Schloßberg, hatte er sich mit Arnim eingemiethet. „Sie bewohnten," erzählt Eichendorff, „einen großen, luftigen Saal, dessen sechs Fenster mit der Aussicht über Stadt und Land die herrlichsten Wandgemälde, das herüberfunkelnde Zifferblatt des Kirchthurms ihre Stockuhr vorstellte; sonst war wenig von Pracht oder Hausgeräth darin zu bemerken. Beide verhielten sich zu Görres eigentlich wie fahrende Schüler zum Meister, unter einander aber wie ein seltsames Ehepaar, wovon der ruhige, mildernste Arnim den Mann,

---

[1] Vgl. Rosenthals Convertitenbilder I. (2. Aufl.) S. 172—177.

[2] Graf Löben, als Dichter bekannt unter dem Namen Isidorus Orientalis.

der ewig bewegliche Brentano den weiblichen Part machte. Arnim gehörte zu den seltenen Dichternaturen, die, wie Göthe, ihre poetische Weltansicht jederzeit von der Wirklichkeit zu sondern wissen, und daher besonnen über dem Leben stehen und dieses frei als ein Kunstwerk behandeln. Den lebhafteren Brentano dagegen riß eine übermächtige Phantasie beständig hin, die Poesie in's Leben zu mischen, was denn häufig eine Confusion und Verwicklungen gab, aus welchen Arnim den unruhigen Freund durch Rath und That zu lösen hatte .... Während Arnims Wesen etwas Beschwichtigendes hatte, war Brentano durchaus aufregend. Jener erschien im vollsten Sinne des Wortes wie ein Dichter, Brentano dagegen selber wie ein Gedicht, das, nach Art der Volkslieder, oft unbeschreiblich rührend, plötzlich und ohne sichtbaren Uebergang in sein Gegentheil umschlug, und sich beständig in überraschenden Sprüngen bewegte. Der Grundton war eigentlich eine tiefe, fast weiche Sentimentalität, die er aber gründlich verachtete; eine eingeborene Genialität, die er selbst keineswegs respectirte und auch von Anderen nicht respectirt wissen wollte. Und dieser unversöhnliche Kampf mit dem eigenen Dämon war die eigentliche Geschichte seines Lebens und Dichtens und erzeugte in ihm jenen unbändigen Witz, der jede verborgene Narrheit der Welt instinctartig aufspürte und niemals unterlassen konnte, jedem Thoren, der sich weise dünkte, die ihm gebührende Schellenkappe aufzustülpen und sich somit überall ingrimmige Feinde zu erwecken. Klein, gewandt und südlichen Ausdrucks, mit wunderbar schönen, fast geisterhaften Augen, war er wahrhaft zauberisch, wenn er selbstcomponirte Lieder, oft aus dem Stegreif, zur Guitarre sang. Dieß that er am liebsten in Görres' einsamer Klause, wo die Freunde allabendlich einzusprechen pflegten; und man könnte schwerlich einen ergötzlicheren Gegensatz der damals florirenden ästhetischen Thees ersinnen, als diese Abendunterhaltungen, häufig ohne Licht und brauchbare Stühle, bis tief in die Nacht

hinein, wie da die Drei alles Große und Bedeutende, das je die Welt bewegt hat, in ihre belebenden Kreise zogen, und mitten in dem Wetterleuchten tiefsinniger Gespräche Brentano mit seinem witzsprühenden Feuerwerk dazwischenfuhr, das dann gewöhnlich in ein schallendes Gelächter zerplatzte.“ [1]

Das Resultat dieser Abende wurde dem Publikum in der „Einsiedlerzeitung“ dargeboten. In den vertrauten Zusammenkünften legte Arnim das Programm der einzelnen Nummern vor, die Themata wurden besprochen und theilweise gemeinsam ausgearbeitet. Im Januar 1808 erschienen die ersten Bogen der Einsiedlerzeitung; Arnim eröffnete dieselbe mit einem Gedichte, welches den Titel „der Wintergarten“ trägt, in welchem er „nach seiner Weise die Befreiung der freigeborenen Kunst von der Hörigkeit, in der die erstarrte Regel sie zurückzuhalten sich bemühte, ankündigte“ [2]. Neue Gedichte und Klänge aus vergangener Zeit, Erzählungen aus alten Chroniken, altdeutsche Parabeln reihten sich an. Mit einem Worte: sie war eine Probe- und Musterkarte der neuen Bestrebungen, eine Beleuchtung des vergessenen Mittelalters und seiner poetischen Meisterwerke, eine Kriegserklärung gegen die platte Alltäglichkeit. „So leicht meine Zeitung aussieht und beginnt, ich wünsche viel Ernsthaftes damit,“ schrieb Arnim an Tieck [3].

Als die ersten Blätter die Runde durch Deutschland machten, rieb sich das Publikum verblüfft die Augen, es wußte nicht, ob es über die „seltsame Leuchtkugel“ in die Hände schlagen oder sich unwillig abwenden sollte. Am meisten verwirrte die kecke Art, mit der ihm die Einsiedler offen den Fehdehandschuh hinwarfen. Frank und frei erklärten sie bereits in der Ankündigung, daß sie der öffentlichen Laune weder nachgeben noch

---

[1] Eichendorff, Ges. Werke I. S. 35 ff.
[2] Görres, Nachruf an Arnim, a. a. O. S. 107.
[3] v. Holtei I. S. 14.

dienen, sondern ihr vielmehr das vergessene Talent damaliger wie vergangener Zeit „strafend“ vorhalten würden.

Dahingegen begrüßten rüstige junge Kräfte mit unverhohlenem Jubel das Unternehmen. Schon gleich im Beginne sandten Uhland und Kerner Beiträge ein. Ein Brief, den ersterer im Monat Juli 1808 an seinen Freund Karl Mayer schrieb, charakterisirt am besten, was er und Gleichgesinnte an dem neuen Blatte schätzten. „Die Zeitung für Einsiedler,“ sagt Uhland, „interessirte mich gleich, als ich nur wenige Blätter davon gesehen hatte . . ., überhaupt zog mich die darin herrschende Liebe zur alten Zeit an . . . Wenn mir auch einzelne Aufsätze nicht gefallen, so zieht mich doch Das an, was bei anderen Journalen so selten ist — diese Zeitung hat einen Charakter; es herrscht ein Geist der Freiheit darin; sie wagt es, Dinge aufzunehmen, welche den Redacteurs anderer Zeitungen privatim vielleicht auch nicht mißfielen, womit sie aber doch schwerlich vor dem Publikum aufzutreten wagten.“ [1]

Unterdessen folgte Voß mit geheimem Ingrimm dem ganzen Unternehmen. Voß war von der Regierung nach Heidelberg berufen worden, um ihr „im gelehrten Wesen mit Rath und That, woran es ihm nicht mangelte, an die Hand zu gehen. Er aber hatte gemeint, wie Görres scherzend bemerkt, es sei, um den Hexameter einzuführen und seine enge Schulpedanterei am Rheine auszubreiten. Aber das Wesen wollte dort, wo die Brust schon in tieferen Zügen athmete, gar nicht gedeihen. Das hatte seine leicht reizbare Eitelkeit verletzt, und seine Hausschmarotzer hatten den Zorn des sich über die Gebühr Ereifernden vollends angeblasen.“ [2]

Besonders ließ den alten klassischen Hofrath die allernächste Nachbarschaft der Romantiker nicht ruhen. Ihnen hatte er

---

[1] Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. I. S. 89.
[2] Görres in Menzels Literaturblatt 1831, Nro. 27, S. 107.

gleich nach ihrem Auftreten einen entschiedenen Haß zugeschworen, weil er fürchtete, die romantische Schule möge unter dem geborgten Namen den „Katholicismus, jede Art von religiöser Schwärmerei, Geisterseherei, das Wunderwesen und den Heiligenkram" in's eigene aufgeklärte Lager herüberschmuggeln, die „Menschheit möge in ihrem Gange dadurch regressiv werden" und schließlich wolle man den errungenen Vortheil in einem Paket, „wohl zugeschnürt, den Jesuiten [1] übergeben".

---

[1] Diese Angst kommt uns heutzutage geradezu possirlich vor und man würde sie kaum für möglich halten, wenn nicht unzählige literarische Belege sie klar bewiesen. Interessant ist in dieser Hinsicht, wie Perthes in einem Briefe an seine Frau (1816) den Hofrath schildert: „Der Alte führte mich in seinen Garten und war bei den Blumen höchst liebenswürdig. Ich mußte zu Mittag bleiben. Anfangs sprach er mit patriarchalischer Luisenhaftigkeit von Gottes schöner Natur, von Blumen und Gewächsen, von alten Zeiten und einfachen Menschen; plötzlich aber fuhr, als Fouqué's Name genannt ward, ein Geist des Hasses, der mich erschreckte, in den alten Mann: auch diesen Fouqué, rief er aus, hat die Bubenrotte von Pfaffen und Adelsknechten verführt und wird ihn katholisch machen, wie sie Stolberg katholisch gemacht hat. Dann schalt er heftig auf die Kartoffel- und Grütznatur der Mecklenburger und Holsteiner, dann sprang er über auf Claudius und sagte, daß er vorhabe, von dem Wandsbecker Boten eine Ausgabe zu veranstalten, in welcher er alle Pfaffenmärchen tilgen wolle, die der finstere Geist des Aberglaubens dem Wandsbecker eingeraunt habe. Ich schwieg lange .... Nach Tisch ging Voß mit mir allein in den Garten; schnell nach einander besprach er eine Reihe von Männern und nannte sie, einen nach dem anderen, Schleicher, heimtückische Betrüger, Schurken. Ich stand auf und floh. Dem verdienten und alten Manne wollte ich nicht nach Gebühr antworten und schweigen durfte ich nicht. Glaube mir, in diesem Hause waltet, trotz aller Familienhaftigkeit und Blumenfreude, ein Haß, der mich tief ergriffen und erschüttert hat." (Cl. Th. Perthes: Leben des Fr. Ch. Perthes. Gotha 1861.) — Manche Beiträge ähnlicher Natur finden sich auch bei Görres, Ges. Briefe II.

Arnim hatte bisher freilich in seiner freien, unbefangenen, edel wohlwollenden Weise versucht, so lange zu vermitteln, als es eben gehen konnte, und so war es noch nicht zu einem offenen Ausbruche gekommen.

Den ersten Band des „Wunderhornes“ hatte Voß wider Willen unbehelligt gelassen, weil Göthe's günstige Recension ihm die Angriffe vom Munde abschnitt. Dann hatte er versucht, durch widerwärtige Klatschereien wenigstens den einen der verhaßten Romantiker moralisch zu vernichten, aber Brentano hatte ihm derb geantwortet und den Sieg davon getragen. Der „Uhrmacher Bogs“ hatte dann Voß noch mehr gereizt und brannte ihm glühend auf der Seele, aber erst die Einsiedlerzeitung steigerte seinen Zorn auf's Aeußerste.

Gleich durch die erste Nummer fühlte sich seine Eitelkeit gekränkt. Arnim hatte in seinem „Wintergarten“ weder an Voß noch an irgend eine andere Persönlichkeit gedacht. Doch verschiedene „Freunde von der Partei beredeten den Hofrath, er sei der kranke König des Gedichtes, dem sie mit den wilden Rossen das eiserne Gitterthor vor dem Garten weggefahren“. Voß bezog dieß auf seine Poesie und „bildete sich ein, es sei darauf abgesehen, seine in Taxus geschnittenen Zwerge, Pfauen und Truthähne zu zerstören und die holländischen Tulpenfelder und Erbsenbeete zu zertreten“ [1].

So brachte denn das Cotta'sche Morgenblatt, welches, nach Görres' Ausdruck, „das Ablagerungsorgan für die Vossische Clique“ war, im Januar 1808 den ersten literarischen Angriffsartikel. Derselbe ist weniger gegen die Einsiedlerzeitung, als vielmehr gegen die „Heidelberger Jahrbücher“ gerichtet, welche gleichfalls von der Partei der Romantiker redigirt wurden und von vornherein durch ihre Tendenz in den schärfsten Gegensatz zum „Morgenblatt“ getreten waren. Bezüglich dieses Angriffes

[1] Görres, Nachruf an Arnim a. a. O. S. 107 ff.

schreibt Görres an seine Schwiegermutter: „Voß ist übrigens vollends toll geworden, er hat jetzt den Vogel Greif [1], der seit sechs Jahren geladen war, im Morgenblatt gegen die Romantiker losgeschossen, und jedermänniglich hat geglaubt, nun werde die Welt ihren jüngsten Tag sehen. Indessen ist doch Alles fest stehen geblieben.“ [2]

In der That wurde der Friede noch nicht vollständig getrübt; Arnim besuchte sogar noch von Zeit zu Zeit den alten Hofrath. Aber dieses scheinbare Einvernehmen konnte nicht von langer Dauer sein. Bei der unglücklichen Leidenschaft Vossens, jeden Scherz auf seine eigene Person zu beziehen, brachte ihm jeder Tag neuen Aerger und neue Plage. Bis zum Anfang März hielt er seinen Ingrimm noch zurück, aber dann begann er auch mit um so größerer Entschiedenheit den Kampf gegen die verhaßten Einsiedler. Göthe hatte um diese Zeit ein Sonett [3] veröffentlicht, welches bei Voß die Befürchtung erregte, selbst der Altmeister möge in das Lager der Romantik übergegangen sein. Auf dieses hin richtete er im Morgenblatt vom 8. März ein Antwort-Sonett an Göthe, in welchem er den Dichter aufforderte, sich von der „künstelnden Beschränkung“ abzuwenden. Und weil er wohl wußte, wie er am besten treffen konnte, schließt er mit folgenden Zeilen:

„Laß, Freund, die Unform alter Truvadure,
Die einst vor Barbar'n, halb galant, halb mystisch,
Ableierten ihr klingendes Sonetto,

[1] Vor dem Vogel Greif, der größten Kanone Ehrenbreitsteins, und ihrer starken Ladung hatte ehedem jedes Koblenzer Kind große Ehrfurcht, wie auch die Inschrift derselben:

„Vogel Greif heiß' ich,
Meinem gnädigen Herrn von Trier dien' ich“ u. s. w.

allbekannt war.

[2] Görres, Ges. Briefe I. S. 500 ff.

[3] Das Sonett: „Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben.“

Und lächle mit, wo äffische Naturen
Mit rohem Sang und Klingklang aftermystisch
Als Lumpenpilgrim wallen nach Loretto.“ [1]

Neue Angriffe reihten sich diesem ersten Ausfalle an. Das Morgenblatt vom 11. März brachte den fingirten „Brief eines Heidelberger Studenten gegen die Vorlesungen über Aesthetik“, welche Görres im Sommersemester unter großem Zulauf begonnen hatte. In den beleidigendsten Ausdrücken werden dieselben lächerlich gemacht und in den Koth gezogen. Zugleich folgten scharfe Recensionen über verschiedene Veröffentlichungen der Romantiker, zumal über Tiecks „Be-, Ver- und Zerarbeitung des Heldenbuches“, in denen die Seitenhiebe aber meistens den Heidelberger Gegnern galten. Die Einsiedler hatten bislang auf alle Neckereien geschwiegen oder nur kurz geantwortet; nun aber erhob sich Görres und „malte im Einsiedler den Morgenblättern derb die Faust auf den Rücken“. „Sie können noch mehr bekommen,“ schrieb Görres an seine Schwiegermutter [2]. Und sie bekamen in der That noch mehr. Durch Görres' Antwort war die Fehde gegenseitig zu einer offenen geworden; Arnim brach jeden Verkehr mit Voß ab, und nun erschien denn auch bald im Morgenblatt eine eingehende Recension der Einsiedlerzeitung. In diesem Artikel offenbart sich recht der ganze gehässige Charakter des alten Hofrathes. Falsche Deutungen werden den Aufsätzen der Einsiedlerzeitung untergelegt, um den Herausgebern überall Feinde zu erwecken. So deutelt Voß den „Wintergarten“ Arnims als einen Angriff auf die classischen Dichterkoryphäen der Zeit. „Die Anspielung,“ sagt er, „ist klar genug: Die moderne (romantische) Poesie hat der älteren den Hals gebrochen, und wer möchte darüber klagen! Man höre nur einige von den jubelnden Stimmen, die sich hier (in dem

[1] Morgenblatt Nro. 58, vom 8. März 1808.
[2] Görres, Ges. Briefe I. S. 505.

Gedichte) erheben, und denke dabei nach, wenn man kann, an die verschollenen Namen von Haller, Kleist, Klopstock, Ramler, Hölty, Bürger, Schiller, Wieland, Voß und — Göthe, mit dem es nun doch auch auf die Neige geht." [1] War das Deuteln unmöglich, dann griff Voß zu seinem Schimpfwörterbuch, das einen Reichthum der gemeinsten Ausdrücke aufweist, die wir wiederzugeben uns scheuen. Er erreichte damit seinen Zweck, und nicht mit Unrecht konnte ihm Arnim später vorwerfen: „Mit Ihren Schimpfreden haben Sie allerlei Männer, unter denen ich der unbedeutendste bin, seit dem Anfang Ihrer literarischen Laufbahn geschändet und unschuldige Leute genug zum Nachsprechen verführt." [2]

Drangen die Schimpfwörter nicht durch, so blieb immer noch das Mittel, die Einsiedler als „katholische Emissäre", als „Römlinge", „Kreuzträger und Mystiker" zu kennzeichnen, und dieses Mittel verfing seit jeher am besten, wenn es galt, einen Schriftsteller in den Augen der literarischen Generalpächter zu Grunde zu richten. Voß wandte dieses Mittel redlich an und ging sogar so weit, es überallhin bekannt zu machen, als die Protestanten Arnim und Creuzer in katholischer Taufe bei Görres' jüngster Tochter Marie (geboren 28. Juni 1808) zu Gevatter standen. Nun war der alte Hofrath sicher, daß die Heidelberger Romantiker die größten Feinde der „allgemeinen Aufklärung" seien und daß alle wohlgesinnten Freunde sich gegen dieselben waffnen müßten [3].

---

[1] Morgenblatt Nro. 106, 3. Mai 1808. Recension der Einsiedlerzeitung.

[2] Görres, Ges. Briefe II. S. 42. Brief Arnims an Voß, datirt Kassel, 8. Dez. 1808.

[3] Die hauptsächlichsten Angriffe finden sich in folgenden Nummern des Morgenblattes:

Nro. 58, 8. März 1808. Voß an Göthe, nachdem er dessen Sonett gelesen.

Natürlich schwiegen die Einsiedler nicht, und da ihnen wahrer Witz in reichster Fülle zu Gebote stand, war es ihnen leicht, eine kräftigere Polemik zu führen. In der That schien sich das Morgenblatt im Juli zum Schweigen bequemen zu wollen. Die Redlichgesinnten meinten, die Einsiedler seien als Sieger aus dem Kampf hervorgegangen[1], aber in Wirklichkeit war das Gegen-

Nro. 61,	11. März 1808.	Fingirter Brief eines Studenten gegen Görres.
„ 104,	30. April „	Gegen die Mitarbeiter der Einsiedlerzeitung.
„ 106,	3. Mai „	Recension der Einsiedlerzeitung.
„ 110,	7. „ „	Verse gegen Brentano.
„ 127,	27. „ „	Wieder ein Studentenbrief gegen die Romantiker; Invektive gegen die Mystik.
„ 142,	14. Juni „	Verse gegen die Einsiedler. — Grober Ausfall speciell gegen Brentano.
„ 145,	17. „ „	Schimpfreden gegen die Romantiker.
„ 146,	18. „ „	Gegen das Sonetten-Unwesen.
„ 159,	4. Juli „	Gegen die „Schriftproben" von Görres, welche ein „literarisches Mondkalb" genannt werden. Der Verfasser habe sie geschrieben „Kopf unten, Füße oben".
„ 236,	1. Oct. „	Todesanzeige der Einsiedlerzeitung. Ein Sonett.
„ 268,	8. Nov. „	Invektive gegen die Kinderlieder im II. Bande des Wunderhornes.
„ 276,	17. „ „	Neuer Jubelruf über den Untergang der Einsiedlerzeitung.
„ 283,	25. „ „	Recension von Band II und III des Wunderhornes. Ungetreues Machwerk. — In derselben Nummer ein Gedicht von Voß, als Beitrag zum Wunderhorn. Die Romantiker werden mit „Hunden" verglichen. Der Titel des Gedichtes lautet: „Lied der Romantiker an ihren Herrgott".

[1] Uhland äußerte sich damals in dem wiederholt angeführten Briefe an Karl Mayer: „Ich will über diese Streitigkeiten im Ein-

theil der Fall. Das Publikum verstand die Grobheit besser als den feinen Witz; zudem hatte es, wie Görres sagt, „seine Schleimsuppen und Rattenpasteten einmal liebgewonnen und fürchtete, mit der neuen Diät sich den Magen zu verderben und Sodbrennen zu erregen" [1].

Nach acht Monaten des Bestandes, im August 1808, ging die Einsiedlerzeitung ein. Voß begrüßte dieses Ereigniß im Morgenblatt mit einem Jubelruf in Form eines Sonettes [2]. Indessen jubelte er einstweilen noch zu früh; denn Arnim ließ gleich darauf die zerstreuten Blätter der Zeitung in einem Bande als „Tröst-Einsamkeit" erscheinen [3]. Gleichzeitig schickte er den zweiten und dritten Band des „Wunderhornes" in die Oeffentlichkeit. Voß ärgerte sich; noch einmal eröffnete er eine kurze Fehde in den gröbsten Ausdrücken, auf die ihm aber Niemand antwortete. Der „Tröst-Einsamkeit" widmete er nur einen lächerlichen Nachruf [4]; sein Hauptangriff aber galt

---

zelnen kein Urtheil fällen, aber doch ist meine Meinung, daß die Anmaßungen des Morgenblattes eine Züchtigung verdienten und daß unsere lethargische Zeit es wohl brauchen kann, wenn man sie durch ein kräftiges Wort, wenn auch unsanft, aufrüttelt." A. a. O. I. S. 90.

[1] Görres, Nachruf an Arnim. A. a. O.

[2] Morgenblatt Nro. 236, 1. October 1808.

[3] Der vollständige Titel lautet: „Tröst-Einsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte."

[4] Wir fügen die holperigen, nichtssagenden Verse als eine Musterprobe bei:

„Ein neues Wunder sei von uns gepriesen:
Der fromme Siedler war des Tod's verblichen,
Und als Sonett, die Seele ihm entwichen,
Schon wollt' sich ihm das dunkle Grab erschließen.

Da hat die Mystik ihre Macht erwiesen —
Mit ihrem Wort wie von Tarantelstichen

dem „Wunderhorn". Er hatte hinlänglich vorgearbeitet, um das Aergste zu wagen, und brauchte selbst Göthe nicht mehr zu fürchten.

Welche Aenderung Göthe's Urtheil erfahren hatte, können wir aus einem Briefe an Zelter (30. October 1808) ersehen. Darin äußert sich der Altmeister, wie „ein halb Dutzend jüngere poetische Talente ihn zur Verzweiflung bringen, da sie bei außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden, was ihn erfreuen könne". Er nennt hauptsächlich Arnim, Brentano und den Dänen Oehlenschläger. Am meisten ist Göthe gegen Görres und dessen „Schriftproben" erzürnt. Zelter erwiedert bejahend: „Mit Bewunderung und Schrecken sehe man Irrlichter und Blutstreifen am Horizont des Parnasses." [1] Ueberall fanden die Angriffe Vossens Widerhall. Um die gleiche Zeit arbeitete sich Schelling in München in eine „Begeisterung des Zornes" gegen die Romantiker hinein. Am heftigsten erzürnten auch ihn die Heidelberger und über sie, zumal über „Görres' wahnsinniges Programm zur Ankündigung seiner Vorlesungen", ergoß er seine Galle. Dabei ärgerte er sich nicht wenig, daß „Männer wie Creuzer und Daub" einen solchen Mann „in ihre Protection nehmen"! [2]

War schnell der Tod von seiner Stirn entwichen,
Und ‚Einsamkeit' konnt' er sich neu erkiesen.

‚Tröst-Einsamkeit' — so heißt das hohe Wort —
Und herrlich mag er nun im Staube wallen
Und singen, klingen, daß die Saiten springen.

Zwar einmal muß er freilich wieder fort;
Doch bis ihm einst des Himmels Hörner schallen,
Mag er sich doch ein christlich Grab ersingen."

(Morgenblatt Nro. 276, 17. Nov. 1808.)

[1] Vgl. Briefwechsel Göthe's mit Zelter, herausgeg. von Riemer. I. S. 341.

[2] Waitz: Caroline. II. S. 137.

So beschuldigte denn Voß ungestört die Herausgeber des „Wunderhornes“ „des Betruges, der heimlichen Einführung eigener Arbeit, der Schmuggelei und muthwilliger Verfälschung“ [1].

Und doch hatte von allen Gelehrten gerade er am wenigsten Anlaß, die Herausgeber in diesen Punkten, von denen schon früher die Rede war, anzugreifen. Seine Kritik ging nicht aus wissenschaftlichem Interesse, sondern aus persönlicher Gereiztheit hervor. Arnim macht den Hofrath in einem Briefe, der einzigen Entgegnung auf diese letzten Angriffe, darauf aufmerksam. „Leicht wäre es,“ schreibt er ihm, „Ihr Urtheil über die beiden neu erschienenen Bände unseres Wunderhornes zu widerlegen — aber überflüssig; Ihre unwissende Anmaßung und Urtheilslosigkeit sind den Kennern der Geographie und Mythologie allzu bekannt; ernsthaft genommen würde die Untersuchung zu langweilig, und im Spasse scheue ich Ihr Alter, so wenig Sie sich auch dem gemäß würdig und weise zeigen ..... Ueber Ihr Parodiren ehrwürdiger Kirchengesänge, wie damals jenes katholischen: ‚Dies irae, dies illa‘ [2], und jetzt des protestantischen: ‚Herr, ich will ja gerne bleiben‘, ließe sich wohl ein ernsthaftes Wort sagen. Meinetwegen mögen Sie die Ehre der Mitlebenden nicht achten, aber scheuen Sie sich wenigstens, alte Lieder, die durch einen heiligen Gebrauch (selbst wenn sie nicht nach Ihrem Geschmacke sind) tausend Unglücklichen in einer bedrängten Zeit Trost und Kraft verleihen, durch witzlose Parodien zu schänden ..... Denken Sie doch, daß keines Ihrer Lieder je einen Menschen so erbaut hat, wie die verspotteten Tausende.“ [3]

---

[1] Görres, Ges. Briefe II. S. 41.

[2] Voß hatte in einer früheren Recension diesen tiefergreifenden Hymnus in schamloser Weise parodirt.

[3] Görres, Ges. Briefe II. S. 43 ff. Brief Arnims an Voß.

Die wenigen Exemplare der Einsiedlerzeitung sind eine antiquarische Seltenheit geworden und werden jetzt in großem Werthe gehalten. Mehr als alle Widerlegungen Vossischer Angriffe sind diese Blätter ein steter Beweis für die Reinheit der Gesinnung, welche die Herausgeber beseelte, und für die Fülle von Poesie, die in ihnen sprühte. Sie waren es eigentlich, die das Märchen vom Dornröschen verwirklichten, und nur scheinbar hatte die „Alte mit der giftigen Spindel" das Wunderkind noch einmal in den Zauberschlaf versenkt. Jüngere Kräfte hatten ihm in das klare Auge geschaut und sich durch diesen Blick begeistert zum frischen fröhlichen Sängerkampf. Uhland und Eichendorff vor Allen schritten weiter auf der betretenen Bahn, und so lange das deutsche Volk ihre frohen Weisen auf Wegen und Stegen singt, wird auch das Verdienst der Heidelberger Romantiker fortleben, welche zuerst an den verschollenen Liederschatz voll unvergleichlicher Reinheit und Innigkeit wirksam erinnerten. In diesem Sinne durften mit Recht österreichische Dichter [1] unserem Brentano, als er im Spätsommer 1814 Wien verließ, zum Abschiede singen:

„Die Zeit war schaurig kalt — sie sah mit Angst und Pein
In's blumenvolle Land der Poesie hinein.
Verschlossen war es rings — da tönt ihr klagend Wort:
‚Wer hebet mir herauf den Nibelungenhort?'

In Deutschland ist ein Wald mit Eichen riesengroß,
Wer reitet dort so spät auf einem Flügelroß?
Ein gold'nes Wunderhorn, das trägt er in der Hand,
Und alles Leid und Weh der Zeit ist ihm bekannt.

Der Winter kam in's Land, gefroren stand der See,
Das Kämmerlein war warm, und draußen lag der Schnee,

---

[1] Die Gesellschaft „aus dem Strobelkopf". Sie brachten ihm in der Abschiedsnacht unter dem Fenster ein Ständchen und sangen das Lied nach der Melodie „vom Marschall Catinat".

Der Ritter trat herein und ließ mich mit Vertrau'n
Wohl in das Wunderhorn und seine Seele schau'n.

Das Horn erfaßt er nun; die Leier in der Hand,
So ziehet er hinweg in ein entferntes Land.
Ade, du Ritter mein, Ade, du Ritter mein,
Und nie vergess' ich Dich! Ade, Ade, Ade!" —

Die Einsiedlerzeitung war eingegangen und auch ihre Herausgeber hatten die Neckarstadt verlassen. Brentano war schon im Sommer geschieden, Görres folgte im September nach. Trotz zweijährigen Aufenthaltes und trotzdem seine Collegien die besuchtesten waren, hatte er noch keine definitive Anstellung erhalten. Die Fehde mit Voß benahm ihm für immer die Aussicht dazu, da die Partei des Hofrathes auch in Karlsruhe herrschte. Arnim ging im November, nachdem der letzte Band des „Wunderhornes" erschienen war. Selbst Creuzer trug sich mit dem Gedanken, seine Stellung an der Heidelberger Universität aufzugeben. Voß konnte ruhig schlafen, er hatte sein Ziel erreicht, die romantischen Gespenster weilten nicht mehr in seiner Nähe, und man wollte ihnen sogar die Mitwirkung an den Heidelberger Jahrbüchern untersagen [1]. „Was poetische Ader hat," schreibt Creuzer an Görres, „hat das kalte Neckarloch verlassen, über das, fürchte ich, der bösen Dünste wegen bald ebenso wenig poetische Vögel mehr fliegen werden, wie über den Avernusschlund wirkliche." [2] — Görres selbst aber äußert sich in seinem „Nachrufe an Arnim" [3] über den Abschied von Heidelberg mit folgenden Worten: „Wir hatten nur gelernt, was wir wohl zuvor wissen konnten, daß es unfruchtbare Mühe ist, Blumen zu

---

[1] Vgl. die Briefe Creuzers in Görres' Ges. Briefen II. S. 46, 60 u. a. m. O.

[2] Görres, Ges. Briefe II. S. 47. Brief, datirt 3. Adventssonntag 1808.

[3] A. a. O.

pflanzen, ehe der Frühling kommt; daß der starre Winter in den Gemüthern auch eine Art von Recht besitzt und daß man dem, der nichts sein will, seine Liebhabereien und seine Lusten nicht verleiden muß."

Absichtlich haben wir uns eingehender mit dem Heidelberger Aufenthalte beschäftigt, weil die dortige literarische Bewegung in diesen wenigen Jahren einen großen Einfluß ausübte und weite Wellenkreise zog. Doch selbst abgesehen hiervon bietet das dortige Streben der Romantiker die einzige Erquickung dar in dieser trüben, kalten Zeitperiode. Nur bei ihnen und bei ihren Freunden sieht man frischkräftiges Leben, männlichen Muth und edle Gesinnung. Was z. B. Görres diesem Aufenthalte verdankte, hat er sechs Jahre später im „Rheinischen Merkur" gezeigt. Auch für Brentano war dieser Zeitraum von der weittragendsten Bedeutung. Er hatte eine Oase des Friedens und der Ruhe gefunden; thätige Beschäftigung und Umgang mit edlen Freunden wirkten segensreich auf ihn ein und hätten ihn vielleicht ganz in eine bessere Laufbahn gelenkt, wenn nicht andere Dinge störend dazwischen getreten wären. Hinsichtlich seiner Stellung als Dichter und Schriftsteller haben wir schließlich in dieser Heidelberger Zeit einen Grund aller Angriffe zu suchen, die seither in den Literaturgeschichten wie in der öffentlichen Meinung stehend geblieben sind. An der Fehde gegen Voß hatte Clemens in der letzten Zeit nur geringen Antheil genommen; seine Beiträge zur Einsiedlerzeitung waren unschuldiger Natur[1].

[1] Von Brentano erschien in der Einsiedlerzeitung: „Die humoristische Geschichte vom Ursprunge des ersten Bärenhäuters" (Ges. W. V. S. 447 ff.); ferner eine meisterhafte Uebersetzung aus Froissart's Chronik: „Die Geschichte vom Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix" (IV. S. 479 ff.), und mehrere Gedichte: „Jäger und Hirt" (II. S. 385 ff.), „Die Einsiedlerin" (II. S. 138), „Auf einen grünen Zweig" (II. S. 421 ff.), „Die Zigeunerin" (I. S. 171) u. m. a.

Da Voß somit den Dichter auf diesem Gebiete nicht angreifen konnte, suchte er um so mehr, denselben moralisch zu vernichten. Alle Ausfälle im Morgenblatte gegen Brentano sind persönlich und wenden sich gegen dessen Charakter. Zu gleicher Zeit arbeitete der Hofrath im Vereine mit seinen Freunden brieflich gegen den Dichter. In dem Blüthenkelche von Brentano's Poesie hatte er am schärfsten „die Spitze des römischen Dolches" gewittert und er ahnte im Voraus, daß Clemens früher oder später sich wieder ganz der Kirche zuwenden würde. Daher blies er gegen ihn am stärksten in's Horn, eine ganze Hetze folgte seinem Beispiele, Alle liehen von ihm das Instrument, die Melodie war dieselbe, nur daß hie und da, nach der moralischen Verkommenheit der Blasenden, die Töne schärfer oder dumpfer, heller oder tiefer, reiner oder unreiner klangen. In alle Theile Deutschlands ist der Ton gedrungen, wie weiland Helden-Rolands Olifant, und der Lärmruf war so mächtig, daß Alle aufschraken und sich eiligst gegen den mystischen, nach Weihrauch duftenden, mit ultramontaner Geistesknechtschaft und römischer Propaganda drohenden Brentano wappneten. Er, dessen „Godwi" mit offenen Armen aufgenommen worden war, fand von nun an kaum mehr einen Verleger für seine Werke, geschweige denn Leser.

Voß hatte die öffentliche Meinung geschaffen. — Es ist in einem gewissen Sinne nur zu wahr, was der Jungdeutsche, H. Heine, von dem hexametrischen Hofrath rühmend erwähnt: „Ein niedersächsischer Bauer, körnig wie Luther, hat Voß die romantische Schule ohne alle Courtoisie und Graziosität durch Enthüllung der katholischen Umtriebe in den Augen des Publikums völlig zu Grunde gerichtet."

Aber trotz Voß und Heine wird die wahre Romantik dauern und blühen, wenn Luisens schöne Füßchen längst vergessen sein und des getauften Juden zerstörender Spott nur mehr ein Lächeln des Bedauerns erregen wird. Weder dem seelenlosen, ma-

terialistischen Cult classischer Formen, noch dem vernichtenden Wesen der Satire und der Verneinung ist eine Zukunft verheißen, wohl aber der Devise der wahren und echten Romantik; denn so lange Poesie auf Erden weilt, wird das nationale und religiöse Leben des Volkes der unversiegbare, verjüngende Born der herrlichsten Lieder und der großartigsten Schöpfungen sein.

Drittes Buch.

Irrfahrten.

1808—1814.

1. Landshut; neue Heirath.

1808—1809.

„Ein Pilger durfte ich von Gottes Gnaden
Am Zauberufer der Morgana landen;
Die Insel sank, und Compaß, Blei und Faden
Verschlang das bitt're Meer, die Sterne schwanden,
Und steuerlos an tückischen Gestaden
Sah ich mein Schiff auf schlechter Sandbank stranden.
Ein Seegespenst mit dünner Mövenstimme
Verlocket mich, daß ich zum Wahnsinn schwimme.“ [1]

In diesen Zeilen aus dem Widmungsprolog zur „Gründung Prags“ schildert Brentano sein eigenes unglückliches Leben während der Jahre 1808—1809. Unter den tückischen Gestaden, an denen er strandete, versteht er seine zweite Ehe, und er durfte jenes Ereigniß mit diesem Ausdruck bezeichnen, denn für seine Entwickelung und für die „innere Geschichte seines Lebens“ ist dasselbe von den traurigsten Folgen gewesen.

Vom nahen Heidelberg schweifte Brentano öfters zu den Geschwistern nach Frankfurt hinüber, wo er bald länger, bald kürzer verweilte. Der „goldene Kopf“ gehörte zu den hervorragendsten Häusern Frankfurts; die ausgezeichnetsten Männer und Frauen begegneten sich in seinen Salons. Clemens selbst mit seiner bezaubernden Erscheinung verlieh diesen Kränzchen einen eigenthümlichen Glanz. Aber auch in anderen Gesell-

[1] Ges. W. VI. S. 8.

schaftskreisen hieß man den jungen Dichter willkommen und ergötzte sich an seinem Gesang, Guitarrespiel und reizendem Vorlesen. Zumal war es das Haus des Banquier Bethmann, in welchem Clemens gerne gesehen wurde. So kam es, daß er in der jungen Nichte des Hauses, Auguste Busmann, einer schwärmerischen Dame, eine heftige Leidenschaft entzündete. Brentano selbst schien äußerlich die Neigung zu theilen, im Grunde aber gab er sich keine Rechenschaft über sein Benehmen. Seine Schwester Bettina schreibt: „Der Clemens kann in seiner Treue nicht verglichen werden; er faßt die Seele, er legt sich warm wie ein brütender Vogel über sie und schützt sie und streitet für sie und harret geduldig über ihr mit großer Sorge und Vorsicht. Aber dann kriecht öfter auch ein Gänschen aus dem Ei, aus dem er einen Schwan auszubrüten hoffte, und das ärgert ihn dann sehr." [1]

Aehnlich erging es ihm in diesem Falle. Ohne es vielleicht selber zu wollen, gab er doch durch sein Benehmen seinen Verwandten Anlaß, ernstlich an eine Heirath zu denken. Ihnen schwebte in Erinnerung, wie segensreich die erste Ehe für Brentano sich gestaltet hatte; sie hofften daher durch eine neue Verbindung den „unstäten Phantasiemenschen" abermals an ein geregeltes Leben zu ketten. In dieser besten Absicht wurde von ihnen Alles eingeleitet und geordnet. Unterdessen aber ward der Braut die Zeit zu lang und überdieß dünkte es ihr nicht romantisch genug, wenn die Heirath auf geregeltem Wege vor sich ginge. Sie überlegte daher einen anderen Plan und zog, wie es heißt, ihren Vetter und einen Bruder Brentano's in's Einverständniß. Eines Abends fragt sie den Dichter in der Gesellschaft, ob er nicht des anderen Nachmittags mit ihr spazieren fahren wolle; sie werde ihn an der Gartenthüre des Hauses mit ihrem Wagen erwarten. Ahnungslos willigt Clemens ein. Zur festgesetzten

[1] Frühlingskranz S. 267.

Stunde erscheint er an dem Orte der Zusammenkunft, findet den Wagen, seinen Bruder und den Vetter der Braut. Man öffnet ihm den Wagenschlag und da sieht er zu seinem Erstaunen Auguste in weißem Brautkleide, mit einem Blumenkranze in den Haaren. Clemens erräth, was die Sache bedeuten soll, seine Phantasie entzündet sich und er ist ganz eingenommen von dem komischen Gedanken, von seiner Braut entführt zu werden. Er gibt sich gefangen, steigt ein und fährt mit ihr auf ein nahegelegenes Dörfchen.

Dann ging die Fahrt weiter nach Cassel zum Banquier Jordis. Hier kamen dem Dichter freilich andere Gedanken. Der abenteuerliche Reiz und der erste Taumel waren verschwunden, und Clemens fühlte mehr als zuvor, daß die ihm völlig geistesfremde Braut ihn nicht beglücken könne. Er ging daher jetzt noch ernstlich mit dem Gedanken um, vor dem letzten Schritt der Trauung zurückzutreten. Aber es schien unmöglich. Auguste und die Verwandten drängten, die Sache hatte Aufsehen gemacht, und um schlimmerem Gerede vorzubeugen, hielt man es für das Gerathenste, die Heirath rasch zu vollziehen. Dieß geschah denn auch Ende Februar 1808.

Vielfach ist das Abenteuer dieser Entführung erzählt und entstellt worden. Augustens Handlung steht unleugbar fest, aber ebenso sicher ist es, daß Brentano bereits vor der eigenthümlichen Fahrt seine Einwilligung zur Trauung gegeben hatte und die Aufrufe schon zum Theil erfolgt waren. Auguste wollte die Sache nur beschleunigen, und griff, um dem wankelmüthigen Bräutigam ein Zurücktreten unmöglich zu machen, zu diesem äußersten Mittel. Ebenso fand die Heirath nicht, wie man erzählt, auf einem Dörfchen in der Nähe von Frankfurt, sondern in Cassel statt, wohin das seltsame Brautpaar sich zu den Verwandten geflüchtet hatte. Ob die Eheschließung katholisch oder protestantisch vollzogen wurde, wissen wir mit Gewißheit nicht anzugeben, glauben Ersteres jedoch annehmen zu dürfen. Denn

schwerlich hätten die Verwandten des Dichters zu einer akatholischen Trauung gerathen und dann hielt auch Brentano sich zeitlebens bis zum Tode Augusta's für gültig und wirksam gebunden.

Nach der Trauung verweilte das junge Ehepaar noch einige Zeit im Hause des Banquier Jordis in Cassel. Nur zu bald durchschaute Clemens das freudlose Verhältniß, in das er gerathen war. Im höchsten Grade eigensinnig, war Auguste das vollkommene Widerspiel ihres Gatten. Ueberall trat sie ihm entgegen und entwickelte dabei einen Muthwillen, der den Dichter tief verletzte und kränkte. Schon drei Tage nach der Trauung warf sie in einem Anfall toller Laune den Ehering zum Fenster hinaus. Aber so leicht nahm es Brentano nicht, dessen Charakter mit dem ihm eigenen Muthwillen gar tiefen Ernst verband. Ja, sein Scherz war allzu häufig nur Ernst in anderer Form. Und so erinnerte er sich denn doppelt oft an seine erste Frau und an sein verlorenes Glück, und das Bild der Verstorbenen grub sich noch tiefer in seine Seele ein. An Görres in Heidelberg schrieb er verzweifelte Briefe, in denen er sein Elend schilderte. Um ihren Gatten willfährig und biegsam zu machen, scheute Auguste sogar nicht scheinbare Selbstmordversuche. Sie wiederholte diese Komödie öfters, und später gab der letzte derartige Versuch in Landshut die Veranlassung, daß Brentano sie schließlich verließ. Uebrigens dachte er schon in den ersten Wochen an eine Scheidung, er schickte sogar einen Courier nach Frankfurt, um den beiderseitigen Familien diese Absicht zu erklären. Aber Augustens Mutter weigerte sich, die Tochter zurückzunehmen, „die sie früher nicht habe bändigen können und jetzt noch weniger zu bändigen sich getraue. Brentano solle sie in's Kloster stecken, oder sonst mit ihr machen, was er wolle" [1]. Auf dieses hin versprach Auguste zwar Besse-

[1] Vgl. zu diesen Ehestandsgeschichten: Görres, Ges. Briefe I.

rung, aber man hielt es doch für gut, sie für einige Zeit in eine solide Familie zu schicken, in der Hoffnung, daß sie dort ruhiger und gesetzter würde. Görres' Schwiegermutter kam in Vorschlag, auch Arnim rieth eine Familie in Göttingen an. Schließlich brachte Brentano sie nach Allendorf zu seinem Jugendfreunde, dem protestantischen Pfarrer Bang. Er selbst kehrte nach Heidelberg zurück.

Von hier aus entspann sich allmählich wieder eine Annäherung, und als unterdessen Savigny einen Ruf nach der Universität Landshut erhalten und angenommen hatte, entschloß sich Clemens, gleichfalls dorthin überzusiedeln. So holte er denn gegen Ende August seine Gattin in Allendorf ab und begab sich mit ihr nach Landshut, wo er mit seinem Schwager das gleiche Haus bewohnte.

Die Landshuter Universität hatte in mancher Beziehung viele Aehnlichkeit mit Heidelberg. Wie in der Neckarstadt hauptsächlich zwei Parteien herrschten, so schied sich in der Isarstadt Professoren- und Studententhum in drei Lager: die baierischen „Stockilluminaten", die norddeutschen protestantischen „Berufenen" und die „positiv christlich Gesinnten", welch' letztere zugleich meistens der romantischen Richtung huldigten. Diese Scheidung hing ganz natürlich mit dem Entstehen der Landshuter Universität zusammen [1]. Bekanntlich war die Verlegung

S. 502 ff., 507, 508. — Desgl.: Ges. W. Cl. Brentano's. VIII. S. 44. — Unserer Darstellung liegen übrigens meistens Privat-Mittheilungen zu Grunde.

[1] Für diese Darstellung der Landshuter Zustände folgen wir den „Jugenderinnerungen des k. bayr. Geheimraths Dr. Joh. Nep. von Ringseis". Aufgezeichnet nach seinen mündlichen Erzählungen und nach Briefen von der Tochter, Fräulein Emilie Ringseis. Hist.-pol. Blätter LXXV. — Ferner benutzten wir: Dr. v. Ringseis: „Ehrenrettung der Universität Ingolstadt." Hist.-pol. Blätter LXIX. — Ebenso: „Bayrische Briefe." Hist.-pol. Blätter XXX.

der Universität von Ingolstadt nach Landshut vor Allem deßwegen geschehen, um die einst so hochberühmte katholische Anstalt nach den Zwecken der ‚Aufklärung‘ ‚zeitgemäß‘ umzugestalten. Die Regierung, oder besser die Illuminaten, welche in Bayern die größte Macht entfalteten und an hoher Stelle den Ausschlag gaben, hegten die Absicht, das Land zu entchristlichen, vor Allem zu dekatholisiren. Bei der Besetzung der Landshuter Universität war dieses Streben gleichfalls maßgebend gewesen. Zwar sorgte die Vorsehung, daß die Machthaber sich einige Male stark vergriffen, indem sie Männer zu Lehrern erkoren, die keineswegs den gehegten Wünschen entsprachen. So hatten sie sich in Schrankh, Sailer und Zimmer gründlich getäuscht. Diese bildeten einen festen Mittelpunkt für treue, christliche, sagen wir einfach katholische Gesinnung. Denn was z. B. Sailer betrifft, so sagt Dr. Ringseis zur Ehrenrettung des verdienten und herzgewinnenden Priesters: „Ich bin nicht gewillt zu läugnen, daß der hochverehrte Mann in manchem Stücke geirrt und zu weit gehende Concessionen, anfangs an eine zu seichte, etwas später an eine einseitig spiritualistische Auffassung der Religion gemacht hat; bewußt unkirchliche und antirömische Gesinnung aber konnt' ich niemals bei ihm entdecken, auch in einer Zeit, in der mir die Entdeckung nicht Anstoß, sondern Befriedigung geboten hätte.“ [1]

Noch kräftiger ist die Erklärung, welche Sailer selbst von seiner Stellung zu den damaligen religiösen Wirren gibt, wenn er an die Gräfin Sophie zu Stolberg schreibt:

„Vor Gottes Angesicht darf ich bezeugen: ich kenne keine Gesellschaft, die sich von der katholischen Kirche trennen möchte, am allerwenigsten bin ich ein Glied von einer solchen Gesellschaft, noch weniger das Haupt. Ich kenne nur zwei große Gesellschaften, denen ich als Glied angehöre: mein Vaterland

[1] Hist.-pol. Blätter LXXV. S. 736.

Bayern und die katholische Kirche. Nicht nur habe ich keine Trennung von der katholischen Kirche je weder durch Lehre noch That befördert, sondern stets das Gegentheil: die Vereinigung mit Gott und der katholischen Kirche, in der ich lebe, und, will's Gott, sterben werde, zum Augenmerke meines Lehramts und Lebens gemacht, und finde mich selig dabei. Nicht nur hasse ich jene obengenannte Trennung, sondern ich habe auch stets dahin gearbeitet, daß fromme Menschen auch den geringsten Anschein, auch den schuldlosesten Verdacht einer Sektenbildung, den etwa ihre Worte oder Thaten geben könnten, mit ernster Gewissenhaftigkeit meiden sollten. Ich wiederhole, Gott weiß es, daß ich nicht lüge: ich halte jede Sektenstiftung und jede Trennung von der katholischen und zwar von der römisch-katholischen Kirche a) für höchst unvernünftig, weil keine Confession in dieser Trennung sich halten kann, sondern vorerst in eine Glaubensanarchie und dann in ein Nichts sich auflösen muß. Ich halte jede Sektenbildung und Trennung b) für frevelhaft, indem wir, wenn wir uns von der Lehre, von den Sacramenten der Kirche und von der Hierarchie, von dem Mittelpunkte der Einheit trennten, eben dadurch von der Quelle des geistlichen Lebens isolirt würden. Christus starb für Einigung, wer sollte für Trennung leben wollen?" [1]

Aber nicht bloß hinsichtlich mancher Katholiken, sondern auch in den von auswärts berufenen Protestanten hatte man sich geirrt. Wenigstens einzelne unter ihnen waren „entweder positiv gläubig, oder hielten sich noch in bescheidenen Grenzen der Billigkeit". Savigny schloß sich sogar geradezu den Katholiken an. Dafür hatten diese Bessergesinnten denn als „abgefallene Schwächlinge" nicht wenig von ihren früheren Freunden und Landsleuten zu leiden.

---

[1] J. Janssen: „Friedrich Leopold Graf zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche". S. 482 f.

So spalteten sich auf religiösem Gebiete die Professoren eigentlich nur in zwei Richtungen, die Gläubigen und die Ungläubigen; denn im Haß gegen jede positive Religion, besonders gegen den Katholicismus, waren die Illuminaten und die Schrofferen unter den Berufenen mit einander einig, sie trennten sich aber auf wissenschaftlichem Gebiete; erstere huldigten dem seichten Unglauben der Encyklopädisten, von dem gerade der baierische Illuminatismus eine besondere Abzweigung bildete; letztere waren meist Anhänger von Kant, Fichte und Schelling. Schelling gehörte ja selbst zu den Berufenen.

Die Zustände unter den Professoren spiegelten sich natürlich in der Studentenschaft wieder. Im Beginne der Landshuter Universität hatten sich dieselben freilich meist alle in den Unglauben der Zeit hineinphilosophirt, aber bald trat, theils durch den Einfluß der christlichen Professoren, wie Sailers, theils durch den allgemeinen Geisteszug, der damals wehte und auch unter den Romantikern fühlbar wurde, eine Reaction ein. Ein guter Theil der Studenten „arbeitete sich mit rüstigem Forschen und Trachten wieder aus dem Irrthum heraus, aus der Verdunkelung zum Lichte". Dieser redlich strebende Studentenkreis schaarte sich um den wackeren Ringseis.

Johann Nepomuk Ringseis hatte 1805 die Universität bezogen, um sich zum Arzte auszubilden. Liebe und Lust zur Wissenschaft veranlaßten ihn, bis zum Jahre 1812 an der Alma Mater zu verweilen. Es ist begreiflich, daß er schon durch sein Alter und den ungewöhnlich langen Aufenthalt zu einem gewissen Ansehen unter den Studenten gelangte, aber dieses Ansehen „gründete vor Allem in seinen Eigenschaften. Neben hervorragenden Geistesanlagen und wissenschaftlicher Tiefe besaß er Unbeugsamkeit des Charakters in Bekenntniß seiner religiösen und sittlichen Grundsätze, jene Furchtlosigkeit, welche selbst den Spott, diese sonst von der Jugend gefürchtetste Waffe, mit einer Art von lustig verachtendem Uebermuth nicht nur hinzunehmen,

sondern oft aufzusuchen schien; dann die goldene Rechtschaffenheit und zugleich Gutmüthigkeit seines Herzens, bei so hohem Ernst der Gesinnung seine kindliche Harmlosigkeit im Umgang, seine unerschöpflich gute Laune, sein sprudelnder Witz von großem Zug und jene liebenswürdige Schalkhaftigkeit, die noch jetzt in seinem 90. Jahr, wenn auch minder häufig hervortretend, die Freude seiner Freunde geblieben." [1]

Bei solchen Eigenschaften schlossen sich gerade die edelsten Jünglinge an Ringseis an und bildeten ihren Commilitonen gegenüber eine compakte Genossenschaft. Worin ihr Streben bestand, das hat uns Ringseis selbst geschildert. „Es dürfte nicht leicht sein," sagt er, „in unserer so ganz verschiedenen Zeit sich eine Vorstellung zu machen von der überschäumenden, in gewissem Sinne unbändigen Begeisterung, in der wir lebten und schwebten. Unbändig nenne ich sie, inwiefern wir bis zu einem gewissen Grad in's Blaue hineinschwärmten und in ungefüger Willenskraft gleichsam mit Händen und Füßen um uns schlugen zu Ehren eines Ideals, dessen Inhalt und Bedingungen wir uns noch nicht völlig klar zu machen vermochten, und das eben nur alles Gute, Reine und Hohe umfassen sollte. Das feste Mark kirchlicher Gesinnung, das damals in so Vielen zerronnen war, hatte, ohne daß wir es wußten, auch nach Ueberwindung jener Krise des Unglaubens, sich in uns noch nicht entschieden hergestellt, doch ahnten wir die Größe der Kirche und schwärmten dafür, ohne sie noch deutlich zu kennen; da zudem die Meisten von uns sich willig binden ließen von der Strenge ihrer Sittengesetze, so hatte dasjenige, was von Phantasterei bei unserer Begeisterung mit unterlief, wenig Bedenkliches, umsomehr als wir es so ganz ernst mit dem Studium meinten. Es ist aber nicht wunderbar, daß der jugendliche

[1] Hist.-pol. Blätter LXXV. S. 748 f. Anmerkung der Schreiberin.

Thatendrang, der mit unserer Begeisterung in Wechselwirkung stund, vielfach mit der übrigen Welt, die theilweise ganz andere Gesinnungen hegte, in Widerspruch gerieth, obgleich wir uns nichts Ungesetzliches zu Schulden kommen ließen."[1] So wurde es ihnen zum Vorwurf gemacht, als sie einmal das „O sanctissima" auf der Straße anstimmten. Selbst gegen ihre Schnurr- und Knebelbärte legten Rector und Curator der Universität ein Veto ein, da dieß eine „geheimnißvolle Verbindung" andeute. Als sie sich aber sogar vermaßen, eine allgemeine Zeitschrift, die „Jugendblätter", zu gründen, wurden sie von München aus mit der Entziehung ihrer Stipendien bedroht. Die „Central-Erleuchtungsanstalt" in der Residenz erschrak förmlich über die ultramontane Strömung der Landshuter Studentenschaft, die offen als ihre Gegner auftraten. In dem Programm der „Jugendblätter", das im Druck erschien, waren vom Standpunkt der Illuminaten die gefährlichsten Anschauungen niedergelegt. Die Gründer der neuen Zeitschrift wollten, voll von dem tiefen sehnsüchtigen Gefühl, daß ihnen der edlere Theil im Dasein ihres Volkes durch eiskalte Tropfen gestohlen worden sei, sich von der buchstabenfuchsenden, modern „freigeistigen Schulmeisterei ohne Saft und Mark" emancipiren und der frischen Strömung des christlichen Mittelalters mit ganzem Streben überlassen. Sie wollten die „Vaterlandsliebe und das Nationalgefühl" in der „annoch kräftigen Jugend" mit „religiöser Weihe" beleben. Solches sei jetzt höchst nothwendig, da „im Gebiete der Wissenschaft gerade jene Menschen herrschten, die durch eine kluge Erziehung ohne Religion, durch eine Bildung ohne wahres göttlich geweihtes Leben die innere Verderbtheit pestartig zu verbreiten suchten"[2].

---

[1] Hist.-pol. Blätter LXXV. S. 744 ff.

[2] Vgl. dieses Programm in den „Bayr. Briefen". Hist.-pol. Blätter XXX.

Das klang wie eine Erweckung der „Einsiedlerzeitung" auf anderem Boden; man mußte daher mit Entschiedenheit dagegen auftreten, zumal diese jungen Männer wirklich mit den Heidelberger Romantikern in Verbindung gestanden hatten. Die zahlreichen Berufungen von Auswärtigen zu den verschiedensten bayrischen Staats- und Lehrämtern zogen manche durch Wissenschaft und Charakter ausgezeichnete Männer herbei. Nichtsdestoweniger begann man dagegen zu murren. Denn abgesehen davon, daß man durch diese Berufungen dem Lande ein Armuthszeugniß ausstellte, geberdeten sich die Fremden auch gar zu übermüthig. „Sie stellten sich," wie Karoline Schelling sagt, „zu sehr als Ausländer und Protestanten an."[1] Schelling aber schreibt im Jahre 1808 an Schubert: „Man nimmt großen Anstand, Fremde zu rufen, nachdem so manche gewissenlos Empfohlene der Erwartung so wenig entsprochen haben."[2] „Ueberhaupt," sagt er ein andermal, „scheint die Zeit dieses sogenannten norddeutschen und protestantischen Reichs hier ziemlich vorüber. Wer das Benehmen dieser Herren gesehen hat, muß sich darüber freuen."[3]

Die unsägliche Anmaßung der Fremden und ihr Haß gegen die katholische Kirche, dabei die napoleonische Tyrannei, die in innigster Wechselwirkung mit dem bureaukratisch-liberalen Fanatismus stand, empörte auch die Gemüther des Landshuter Studentenkreises. Ringseis hatte zu Anfang 1808 diesem Ingrimm in etlichen Gedichten Luft gemacht, „welche, ungelenk von Gestalt, jugendlich unausgegohren von Gedanken und fast

---

[1] Waitz: Caroline. II. S. 88.

[2] Aus Schellings Leben, in Briefen. Drei Bände. Leipzig 1870. II. S. 132.

[3] Ebendas. II. S. 284. — Und doch hatte Schelling einige Jahre früher, als er noch in Würzburg docirte, seinen Freund Hegel eingeladen, sich gleichfalls dort zu habilitiren und „sich auf Staatskosten ernähren zu lassen". (Aus Schellings Leben. II. S. 115.)

ungeberdig vor brausender Ueberschwänglichkeit, hervorsprudelnd aus einem wahren Krater von Begeisterung, in religiösem und patriotischem Selbstgefühl, auch nicht ohne persönliches Kraftbewußtsein, die ganze schlechte Welt mit ihrem übelbegründeten Hochmuth und ihrem Wühlen in der Materie herausforderten, wie er sich ausdrückte, auf den röthlichen Sand." [1] Ringseis dachte an keine Veröffentlichung, aber einer der Freunde sandte die Gedichte — mit noch anderen Produkten des Kreises — nach Heidelberg. Arnim und Brentano, sowie Joseph Görres, mögen gelächelt haben über den ungefügen germanischen Riesen- und Reckenzorn, aber sie fühlten das Wahrhafte und Berechtigte der Empfindung und Gesinnung heraus und ließen mit einer poetischen Einführung durch Achim von Arnim, in der es unter Anderem heißt: „Jugend hat ein heißes Blut", die Gedichte zu Ringseis' höchster Ueberraschung wirklich erscheinen [2].

Die Gedichte verursachten ihres Inhaltes wegen einen Höllenspektakel. Zuschriften, beistimmende wie mißbilligende, erfolgten in Menge. Die „Nordlichter" und ihre Sippe waren auf's Aeußerste gereizt; selbst aus Hamburg herab kamen Drohungen.

Gegen Ende August war Brentano in Landshut angekommen. Die Studenten waren bereits in die Ferien geflogen, auch manche der Professoren waren abwesend. So kam es, daß er sich anfangs nicht recht heimisch fühlte und über die „leere Stadt" Klagen führte [3]. Zur Abwechselung machte er mit Savigny und der Schwester Bettina einen Ausflug nach

[1] Hist.-pol. Blätter LXXV. S. 838.

[2] Einsiedlerzeitung. Blatt 33, Juliheft. — Vgl. den „stürmischen, überspannten Brief", welchen die Landshuter nach dem Erscheinen der Gedichte als Danksagung an die Redakteure sandten. Görres Ges. Briefe II. S. 31 ff.

[3] Görres, Ges. Briefe II. S. 35. Brief Arnims an Görres.

München. Bettina gefiel sich dort gut und entschloß sich, einige Monate in der Residenz zu bleiben, um singen zu lernen, den Generalbaß zu studiren und später nebenbei Tieck zu pflegen, der von Wien herübergekommen war und um Weihnachten einen schweren Gichtanfall erlitt. Brentano fand somit in München gleichfalls werthe Freunde, da auch Tiecks Bruder, der Bildhauer, dort verweilte, den er von der Universität her innig liebte. So ließ sich denn Clemens für einige Wochen festhalten, indem er Savigny und dessen Frau mit der Sorge für seine Gattin betraute. Zudem gedachte er in München für die Anstellung seines Freundes Görres, sei es in der Residenzstadt selbst, oder an der Universität Landshut, thätig zu wirken. Aber da sollte er erfahren, was die Angriffe des alten Voß vermocht hatten. Die Professoren wollten sämmtlich von den Heidelberger Romantikern nichts wissen. Schelling äußerte sich geradezu „als Feind" über Görres; Jacobi durfte die Anstellung erst recht nicht befürworten aus Furcht vor dem Hofrath in Heidelberg. Zudem fühlte auch er sich verletzt und schimpfte zumal über Arnim [1]. Gegen Brentano selbst waren die Herren scheinbar freundlich; hinter dem Rücken aber mißhandelten sie ihn um so mehr. Die Katzenfreundschaft ist überhaupt eine hervorstechende Eigenschaft nicht weniger wissenschaftlicher Größen jener Zeit.

Als in Landshut die Collegien begannen, kehrte Clemens dahin zurück. Das Erste, was er that, war, daß er mit den früheren „Mitarbeitern der Einsiedlerzeitung", dem Ringseis'schen Studentenkreis, Bekanntschaft anknüpfte. „Es mag um's Ende von 1808 (November) gewesen sein," erzählt Ringseis, „als ein Mann von charakteristisch ausgeprägten schönen Zügen, mit geistreichem, stechendem Blick, zu mir in's Zimmer trat mit den

[1] Görres, Ges. Briefe II. S. 34 ff. und S. 39. Briefe Arnims.

Worten: ‚Ich bin Clemens Brentano.‘ Im Verlaufe des Gespräches äußerte er: ‚Ich habe mich bei Walther, Tiedemann, Röschlaub nach Euch erkundigt, was Ihr für Kerle seid, und habe gehört, daß Ihr tapfer drauf los studirt und überhaupt etwas taugt; wär't Ihr berufslose Schwärmer, so hätt' ich Euch nicht aufgesucht; denn das Elend der Berufslosigkeit kenne ich aus eigener Erfahrung.‘“ [1]

Clemens ward mit dem bedeutend jüngeren Ringseis bald innig befreundet. Was den ungewöhnlichen Mann, gegen dessen Witz selbst Göthe sich nicht immer zu helfen wußte, Manchem verleidete, die Rücksichtslosigkeit in diesem oft sehr boshaften Witz, das prallte schadlos an Ringseis ab. Ueberhaupt war Letzterer damals schon ein Charakter, wie ihn Brentano liebte. Fest in seinen Grundsätzen und gediegen in seinem Wissen, besaß der jugendliche Freund zugleich eine Tiefe des Gemüthes und eine ritterliche Geradheit, die dem Dichter Achtung einflößten. So entspann sich denn durch Ringseis ein recht inniger Verkehr auch mit den übrigen Rittern der „romantischen Tafelrunde“. Clemens führte als Gegendank den Freund und mehrere von dessen Genossen im Familienkreise Savigny's ein. Des edlen Rechtsgelehrten Haus ward schon in den ersten Monaten der Mittelpunkt aller hochgesinnten Männer unter der Professoren- wie Studentenschaft. Savigny's „ganzes Wesen und Walten hatte“, wie uns Ringseis erzählt, „unter den Collegen etwas freundlich Ausgleichendes, ölartig Beschwichtigendes, und dieß nicht in diplomatisch berechnender Weise, sondern aus der Fülle eines liebreich edlen Gemüthes ... Es lag in seiner Persönlichkeit, im Adel seines Wesens, daß er kein Gefallen fand an der Gehässigkeit Einiger unter den baierischen Ungläubigen, vollends wenn auch Sittenverderbniß an ihnen zum Vorschein kam; ebensowenig konnte ihm die Abgeschmacktheit munden, welche

[1] Hist.-pol. Blätter LXXV. S. 841.

besonders den glaubenslosen Priestern vermöge ihrer Zwitterstellung rettungslos anklebte; Frieden aber hielt er mit Allen."[1] Von den Professoren gingen hauptsächlich die positiv gläubigen Theologen, wie die Exbenediktiner Mall und Maurus Magold[2] und der Exjesuit Däzl[3], bei Savigny aus und ein; Sailer aber war, wie Bettina erzählt, „sein bester Freund". Die Studenten, meist Juristen, wie Salvotti, Karl Freiherr von Gumppenberg, Max Prokop von Freyberg, Eduard von Schenk, waren gleichfalls gläubige Katholiken und dabei edle Charaktere. Und unter ihnen war wiederum Ringseis Savigny's „treuer Hausfreund". Bettina hat in den „Briefen eines Kindes an Göthe"[4] eine treffliche Charakteristik von all' diesen jungen Männern gegeben. Am Schlusse äußert sie sich: „Warum ich Dir diese alle so deutlich beschreibe? — Weil keiner unter ihnen ist, der nicht durch Reinheit und Wahrheit im allgemeinen Leben hervorleuchten würde[5], und weil sie Dir

---

[1] Hist.-pol. Blätter LXXV. S. 845.

[2] Nach der Klosteraufhebung hatten beide eine Anstellung an der Landshuter Universität erhalten. Mall war Professor der Theologie, Magold ein vortrefflicher Mathematiker.

[3] Däzl docirte Forstwissenschaften. „Sein Handbuch," sagt Ringseis, „ist lange Zeit den Forstleuten das gewesen, was dem katholischen Schulkind sein ‚Canisi', dem Lateinschüler sein ‚Bröder'; wie erbaute es Savigny, der standeshalber den amtlichen Gottesdiensten beiwohnte, wenn er diesen scharfsinnigen Geist und ehrwürdigen Greis so kindlich fromm seinen Rosenkranz beten sah!" (A. a. O.)

[4] „Briefwechsel eines Kindes mit Göthe." Berlin 1835. 2 Bde. (Vgl. I. S. 180 ff.) Bettina nennt auch den jungen Maler Ludwig Grimm, Bruder der beiden Sprachforscher.

[5] Die Meisten leuchteten in der That auch als Männer „durch Reinheit und Wahrheit" im späteren Leben hervor. — Ringseis traf außer den Erwähnten in Savigny's Hause noch mit den trefflichen Brüdern Dipauli, die später in Oesterreich zu hohen Aemtern gelangten, zusammen; ferner mit Graf Sarntheim und Graf Au-

als Grundlagen zu schönen Charakteren in Deiner Welt dienen können." — Bettina selbst vertrat gewissermaßen allein das heidnische Element in diesem Kreise; sie war bereits in ihrer „Genieperiode" und hatte alles positive Christenthum über Bord geworfen.

Es waren schöne Abende, wenn sich alle diese Männer um den gefeierten Juristen versammelten. Religiöse Fragen kamen nur gelegentlich auf's Tapet, gaben aber freilich, wenn es geschah, sehr reichlichen Anlaß, die vorliegenden Gegensätze zu entfalten. Bettina und Clemens machten dann meistens den Widerpart, und Savigny selbst, der zwar mit Gemüthswärme und Innigkeit am Christenthume festhielt, aber von der dogmatischen Unbestimmtheit der Zeit beeinflußt wurde, stand schwankend in der Mitte. Auch die Philosophie trat in diesem Kreise in den Hintergrund; um so eifriger beschäftigte man sich, wie es der geselligen Heiterkeit jener Zusammenkünfte entsprach, mit schöner Literatur. Die neuesten Erscheinungen wurden besprochen, manches sogar öffentlich vorgelesen, wobei Clemens sein gewohntes Talent entfaltete [1]. Auch die bildende Kunst war Gegenstand reger Theilnahme, so daß sich Ringseis dadurch veranlaßt fühlte, sich mehr mit der Kunstgeschichte zu beschäftigen.

Mit einem Wort: es war ein gedeihlicher Aufenthalt und

---

gust Seinsheim und mit den beiden Fürsten Wallerstein, dem nachmaligen Minister und dessen Bruder.

[1] Ringseis erzählt, daß damals in dem Kränzchen vielfach über Göthe's gerade erschienene „Wahlverwandtschaften" verhandelt worden sei, und daß dabei Clemens und Bettina mit Feuer den Altmeister vertheidigt hätten, mit dem Bemerken: „er habe ja nur objectiv geschildert, nicht gebilligt". Was Clemens anlangt, beruht diese Angabe wohl auf einem Irrthum, da am 3. October 1809 der Druck der Wahlverwandtschaften beendet und dieselben erst im Laufe dieses Monates dem Buchhandel übergeben wurden. Clemens befand sich aber im October 1809 bereits wieder in Berlin.

ein geistig frisches Zusammenleben in dem freundlichen Landshut, dessen Alle sich gerne erinnerten. Nur Clemens dachte im späteren Leben nicht mit gleicher Vorliebe an jene Zeit zurück. Man sollte vermuthen, daß der Verkehr mit so treuen katholischen Freunden vortheilhaft auf seine religiöse Entwickelung eingewirkt habe. Es scheint aber gerade das Gegentheil der Fall gewesen zu sein. „Clemens war damals ganz ungläubig, höchstens gläubig an Göthe," sagt Ringseis. Und als der Dichter im Jahre 1835 in München den Universitäts-Bibliothekar Harter traf und von diesem an die frohen Stunden in Landshut erinnert wurde, polterte er rasch entgegen: „Gehen Sie mir mit Ihrem Landshut; da bin ich zum Ungläubigen geworden! Jetzt kann ich mich eher freuen, da ich wieder glaube. Die Kleinen haben mich's gelehrt und nicht die Hochgelehrten!"[1]

Wir fragen: woher diese seltsame Erscheinung? Ob er sich vielfach auch in den heterogenen Elementen bewegte und so von dem tödtlichen Hauche der Aufklärung getroffen wurde? Wir glauben in seinem Charakter die Lösung des Räthsels zu finden. Clemens liebte den Widerspruch und dann erst recht, wenn es den Anschein hatte, als wolle man ihn beeinflussen. Wenn auch in den Cirkeln bei Savigny seltener über religiöse Fragen gesprochen wurde, so war dieß doch in den Studentengesellschaften häufiger der Fall. Clemens disputirte dann heftig und spielte den katholischen Freunden gegenüber stets den Widersacher. Er bedurfte einer anderen Einwirkung, um sein Herz der Wahrheit zu öffnen. Unter den damaligen Verhältnissen arbeitete er sich nur immer tiefer in unklares Schwanken hinein und wurde mehr und mehr, zwar nicht dem Christenthum, aber der katholischen Kirche entfrembet. Sailer, der ausgezeichnete Seelenkenner, durchschaute bald, daß durch Disputiren bei Clemens nichts zu erreichen sei. Franz Brentano hatte sich an den Haus-

[1] Ges. W. VIII. Einleitung S. 45.

freund der Familie gewendet, mit der Bitte, jetzt, da in Landshut die Gelegenheit günstig sei, auf Clemens einzuwirken und ihn zum Glauben zurückzuführen. Aber Sailer erwiederte: „Laßt ihn und drängt ihn nicht; der kommt doch noch zurück.“ Der fromme Priester erkannte, daß unter der buntschillernden, rauhen Schale dieses Charakters immer noch eine ächte Perle wahren Glaubens verborgen lag, die nur der Enthüllung harrte, um desto schöner zu leuchten.

Er hatte Recht. In Landshut war auch nicht der geeignete Augenblick zur Geltendmachung eines religiösen Einflusses. Clemens hatte Anderes zu sorgen. Seine Gattin trieb es toll. Oft sprengte sie im wunderlichsten Aufputz, mit wallenden Schwungfedern auf dem Hute, das Pferd mit rother, weithinfliegender und glänzender Schabracke bedeckt, durch die Straßen, um die Aufmerksamkeit der Stadt auf sich zu ziehen. Clemens konnte es nicht mehr ertragen; Sailers und Savigny's Freundschaft und gütige Theilnahme reichten nicht hin, das schwere, häusliche Leiden zu lindern. So ging er denn ernstlich mit dem Gedanken um, sich scheiden zu lassen, und begab sich in dieser Angelegenheit öfters nach München. Es konnte nicht fehlen, daß Auguste von diesen Plänen Kunde erhielt. Sie war nichts weniger als einverstanden und suchte durch Komödienspiel die Sache zu hintertreiben. Nachdem sie von einer Tollheit in die andere gefallen war, machte sie einen abermaligen Vergiftungsversuch und „brachte“, wie Clemens sich ausdrückt, „Aerzte und (protestantische) Pfaffen in Bewegung“.

„Nach dieser Komödie,“ erzählt Brentano weiter, „ging ich den folgenden Morgen auf ein paar Tage nach München zu Bettinen, aber meine Furia kam plötzlich dort an, um die Komödie zu erneuern; sie schrieb vorher ein lächerliches Testament; eine Stunde vor ihr kam Dr. Löw[1] als reitender Bote von

[1] Ein Freund von Ringseis.

Savigny an mich, um mich von ihrer Ankunft zu präveniren; ich ging nun schnell nach Landshut zurück, und von da denselben Tag auf ein einsames Walddorf zu einem alten Exbenediktiner, der vom Insektensammeln lebt; bei dem war ich vier Wochen und diente ihm die Messe. Als die Furia ihren Zweck, mich in München mit ihrer zweiten Auflage der erlogenen Vergiftungsscene zu ängstigen, verfehlt hatte, trank sie den Giftbecher im Wirthshaus vor Bettinen und den Marqueurs aus; das ganze Haus, und bald die Polizei, umgab sie, den Aerzten las sie meine ersten Briefe und Gedichte vor; sie raste à la Ophelia; sie beichtete dem lutherischen Beichtvater der Königin und ließ das letzte Zügen-Glöcklein für sich läuten und bei zwei Münchener Mirakelbildern für sich beten — das von 9 Uhr Morgens bis halb 4 Uhr Nachmittags. Um 6 Uhr gab sie Theegesellschaft im Bett, und sprach zur allgemeinen Bewunderung mit dem modernen Beichtvater und verschiedenen Aerzten entzückend von der Phädra und Braut von Messina, und von ihrem Clemens, und die Herren beneideten mich um mein Weib. Uebrigens wurde der Skandal so groß, daß man ihr von Oben herab insinuirte, sich wegzubegeben oder mit dem Tollhaus vorlieb zu nehmen. Sie ging nach drei Tagen nach Landshut zurück, packte ein, wurde gegen Jedermann, und besonders Savigny, sehr grob und wollte durchaus auf dem Postwagen allein nach Allendorf in Hessen zu dem Pfarrer, wo ich sie schon einmal hatte, reisen; die Polizei aber versagte ihr den Paß und zwang sie, auf eine schicklichere Art, mit einem pedantischen Orgelmacher begleitet, Extrapost zu reisen. Kaum war sie fort, so verließ ich meinen Insektensammler und begab mich an meinen verlassenen Herd, wo ich Alles verwüstet fand. Die erste Entdeckung, die man in München zum allgemeinen Gelächter und Spott der Aerzte machte, war, daß sie keineswegs Gift genommen, sondern eine Flasche Malaga mit Zahnpulver ausgetrunken, und daß sie eine halbe Stunde vor ihrem Unternehmen

nicht in der Apotheke Gift geholt, sondern in einer Lesebibliothek ihr wöchentlich 20 Bände Romane nach Landshut zu schicken contrahirt hatte. Als sie dieß gethan, wußte sie nicht, daß ich München schon verlassen. Testament, Priester, Arzt, ja der Tod selbst wurde hier bloß zum Narren gehabt, um den armen Clemente zu schinden, welcher unterdessen unter dem Namen Bennone Schmalböcke, Käfer und Fliegen mit Gummi in Reih und Glied auf Goldpapier klebte." [1]

Diese Sprache Brentano's in einer so ernsten Angelegenheit dürfte wohl Manchem etwas gar zu scherzhaft vorkommen, aber wer möchte einen solchen Ausbruch bitteren Hohnes — denn ein solcher schlummert doch zwischen diesen leichten Zeilen — dem armen Dichter verargen, der nun endlich aufseufzte von dem langen häuslichen Elend und den täglichen Scenen, die ihm eine halb geisteskranke, emancipirte Dame zum allgemeinen Gelächter aufführte? Alle, die den unglücklichen Ehemann in seiner damaligen Lage gesehen und sein ehrenhaftes Verhalten gegenüber den Ausschreitungen der „Furia" beobachtet haben, geben ihm das einstimmige Zeugniß, daß ihm keinerlei Schuld an dem Unglück beizulegen sei. Auffallend ist es gewiß, daß eine so allbekannte Geschichte, wie es die Auftritte Augusta's in Landshut und München doch waren, in den gleichzeitigen Correspondenzen so wenig Spuren hinterlassen hat. Erst später wurden diese Ereignisse gegen den Dichter ausgebeutet, und vor Allem waren es der „sittenstrenge" Varnhagen von Ense und seine bekannte Freundin Ludmilla Assing, welche vor lauter sittlicher Entrüstung kein Ende der Skandalgeschichte finden konnten. Wer aber, wie Varnhagen, die niedrigsten und unwürdigsten Verhältnisse mit „Billigung", „ja sogar mit ehrender Anerkennung" angesehen wissen will, sobald „nur die Weihe treuer Beständigkeit hinzukommt", dem muß jeg-

[1] Görres, Ges. Briefe II. S. 72 ff.

liches Urtheil in moralischen Fragen einfachhin abgesprochen werden.

Indeß Auguste bei ihren Verwandten in Frankfurt weilte, zog Clemens wieder nach Landshut. Es geschah dieß im Monat März 1809.

„Die wunderbaren Kriegsmonate verlebte ich noch in Landshut, sah die bis zur Anbetungswürdigkeit wohlmeinenden, ungeschickten Oesterreicher still und hoffnungsvoll kommen; sah die Illuminaten und andere unsinnigen baierischen Crakeler[1] hohnlächeln; sah die Baiern sich schlagen wie die Helden; sah die Oesterreicher zurückkommen, und dann die siegreichen, längstbekannten Franzosen vorwärts bringen und nun im Lande die darin wohnende, tausendfach für den Nichtkenner unbegreiflich verschlungene Intrigue, Aufklärerei, Teufelei, Lügenhaftigkeit, Illuminatismus, Astisches (?) Asthma, Prahlerei, Armuth, Frömmelei, Modereligion, Vaterlandsliebe, Bauerneinfalt, Kindlichkeit und Satanismus hinter dem Zug wie das Gewürme eines abgelassenen Sees sich erheben und unsinnig durch einander in sich, durch sich und gegen sich wirken, bis zur Verzweiflung des Zuschauers — danket Gott, Görres, daß Ihr nie jenen Boden betreten! Wenn Ihr gleich neben Savigny, dem herrlichen Sailer, dem unendlich biederen Röschlaub[2], in der schönsten Gegend, die ich kenne, hättet fröhliche Stunden haben können, so muß es Euch tief bekümmert haben, andere obscure Professoren öffentlich auf der Bierbank verkünden und die Studenten sich ein-

[1] Die Herrschgewaltigen und Illuminaten Baierns waren bekanntlich französisch gesinnt.

[2] Andreas Röschlaub, der berühmte Pathologe, war seinem persönlichen Charakter nach ein Mann der größten Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit; sein Verstand von durchdringender Schärfe; in religiöser Beziehung hatte er früher der aufklärenden Zeitrichtung gehuldigt, wendete sich aber durch den Verkehr mit den gläubigen Professoren, zumal mit Sailer, dem kirchlichen Glauben wieder zu.

ander wieder erzählen zu hören, dieser und jener würde nun bald, als von der Partei des Feindes, gehängt werden, was Alles läppische Lüge war ....; kurz Alles, was wir von Vossischer Tollheit, Hypochondrie und Niedertracht wissen, ist Gold gegen die dortige Teufelssippe." [1]

Wie in Heidelberg, so verleugnete Clemens auch in Landshut seine ächtdeutsche patriotische Gesinnung nicht; überhaupt war der ganze Freundeskreis, in welchem er sich bewegte, gegen den napoleonischen Druck. Mit großem Schmerze sah der Dichter, wie am 21. April 1809 bei Landshut die Oesterreicher von den Franzosen geschlagen wurden und Napoleon sich dadurch den Weg nach Wien bahnte. Er wohnte der Schlacht bei; leider sind die zwei historischen Briefe, die er damals über die Ereignisse an Görres schrieb, auf der Post verloren gegangen. Nachher besuchte er mit den Freunden das Schlachtfeld und nahm regen Antheil an den Liebeswerken für die Gefallenen und Verwundeten. Es war eine traurige Zeit in Landshut, die Truppen hatten den Typhus mitgebracht, der auf dem Lande verheerend wirkte. Mehrere aus dem Kreise starben als Opfer ihres Berufes, wie Ringseis' Bruder, Sebastian, und der junge Dr. Löw.

Da man nirgends etwas Anderes mehr hörte, als von den verirrten Tirolern und ihren Leiden, floh Brentano, um eine Abwechselung zu haben, nach München. So sah er die eingebrachten Tiroler auf den Straßen von dem fanatischen Pöbel blutig hauen und stechen; sie aber wankten wie Riesen zwischendurch, still und stumm, und groß mit langen Bärten, wie ein ander Geschlecht.

Das Jahr, welches Clemens an der Isar zubrachte, war ein in jeder Hinsicht vielbewegtes. „Zu literarischen Arbeiten

[1] Vgl. den erwähnten autobiographischen Brief Brentano's an Görres a. a. O.

bot es weder Muße noch Begeisterung. Dennoch arbeitete er an seinen „Romanzen vom Rosenkranz", mit deren Plan er sich bereits in Heidelberg beschäftigt hatte. Außerdem gab er sich viel mit mittelalterlichen Kunststudien ab, kaufte alte Gemälde, vermehrte seine Bücher- und Chronikensammlung und studirte vielfach auf der Universitäts-Bibliothek. Bibliothekar Harter erzählt, daß der Dichter oft Stunden lang, von alten Chroniken umlagert, dort verweilte. „Während der Ausleihestunden machte er sich dann den Spaß, einen oder den anderen Kopf der Studenten, der gerade etwas Pikantes für ihn hatte, mit wenigen Linien so treffend zu zeichnen, daß ich fast immer seinen Scharfblick bewundern mußte. Nie konnte ich aber eines dieser Bilder von ihm erhalten. Mir gezeigt und wieder zerrissen, war eins." [1]

In der angeführten Stelle aus Brentano's Brief an Görres ist bereits angedeutet, daß nach der Landshuter Schlacht das Parteiwesen unter den Professoren schärfer hervortrat und sich in allerlei Verdächtigungen äußerte. Dieses war auch ein Grund, weßhalb Savigny im folgenden Jahre einem Rufe nach Berlin Folge leistete. Brentano, der nicht wie sein Schwager gebunden war, ward des Treibens schon eher müde; im Juni 1809 sagte er den Freunden Lebewohl und reiste nach Berlin, wo er Arnims Einsamkeit theilen wollte. Und so lag es denn bald ferne hinter ihm, „das liebe Landshut mit den geweißten Giebeldächern und dem geplackten Kirchthurm, mit dem Springbrunnen, aus dessen verrosteten Röhren nur sparsam das Wasser lief, und um den die Studenten bei nächtlicher Weile Sprünge machten, und sanft mit Flöte und Guitarre accompagnirten und dann aus fernen Straßen ihr ‚Gute Nacht!' ertönen ließen".

[1] Ges. W. VIII. Einleitung S. 45.

2. Reise nach Berlin.

1809—1810.

Es war eine recht lustige und anregende Fahrt, die Brentano unternahm, und manche lieben Orte und alten Freunde wurden bei der Gelegenheit wieder besucht.

Die Reise ging über Nürnberg. „Dort fand ich den hölzernen Hegel als Rector des Gymnasiums; er las Heldenbuch und Nibelungen und übersetzte sie sich unter dem Lesen, um sie genießen zu können, in's Griechische. Weiter fand ich, und lernte von ihm geliebt zu werden, den jungfräulichsten, mildesten, rührend kindlichen Philosophen Schubert, der mit stiller Geduld die Vorschriften seiner Knaben in der polytechnischen Schule corrigirt, die er, ohne selbst zu wissen warum, dirigirt. Er hat ein eben so freundliches Weib und Kind, eine wahre Santa Familia; Ihr" — der Brief ist an Görres gerichtet — „würdet Euch sehr lieben, er gleicht Euch etwas an Gestalt und Gesicht; nur seht Ihr mehr aus wie ein Vogel Guckengreutdich, der das Ei mitsammt dem Hühnchen und der Schale gefressen hat, er aber wie das Hühnchen selbst, das das Ei aufgepickt und zur höchsten Verwunderung nichts als Tageslicht vor sich sieht. Er hat ein kleines, seidenweiches Pudelhündchen, welches mit der unendlichsten Freundlichkeit mir immer spielend in die Beine biß, und das er wenigstens 20mal mit der höchsten Geduld zur Thüre hinaustrug und ebenso oft wieder kommen sah, um mich von Neuem zu beknaupeln. Außerdem lernte ich als zweiten Professor dieser Schule den berühmten Kanne kennen,

von dessen Zug nach Indien Jean Paul in der Vorrede zu Kanne's Mythologie spricht. Er hat eines der schärfsten, geistreichsten, durchgelebtesten Gesichter, Kälte und mitten in der Unterhaltung einen plötzlichen, scharfen, kalten, hoffärtigen Witz. Seine junge Frau, von der er am Hochzeitsabend plötzlich weggelaufen und nach Würzburg abgereist war, kriegte ihn nur durch das Nachreisen Hegels wieder; aber ich war kaum eine Stunde bei ihm, so sagte er mir: ‚Man kann heutzutage nichts sein als Soldat, oder ein richtiges Buch schreiben; ich war einmal unter den Preußen und zweimal unter den Oesterreichern (die Frau war zugegen und las unterm Stricken Shakespeare), ich habe den unglücklichen Streich gemacht, zu heirathen, aber das wird sich bald ändern, ich gedenke nicht mehr lange in dieser lächerlichen Schule zu sein; sobald ich mein großes mythologisches Werk fertig habe, gehe ich nach Indien oder werde Soldat.' Mir graute vor dem Teufelskerl, und die Frau ging ab; von Creuzers mythologischen Arbeiten sprach er mit geringer Hochachtung, der Würzburger Wagner, der ihm sehr götzendienern soll, war ihm lieber. — Uebrigens glaube ich, Euch könnte es glücklich machen, hier in dem wunderlichen Nürnberg zu leben; obschon ein Ideal von Köln mir lieber wäre, so fühle ich doch, daß die Geschichte Einen hier fröhlicher und deutlicher begleitet, welche Köln in den letzten Jahrhunderten ganz verläßt." [1]

Ueber Bamberg, „eine der schönsten, kräftigsten, alten Bischofsstädte", ging es weiter in den Norden.

„In Jena fand ich Göthe beim Mittagessen, ich trank ein Glas Wein mit ihm und er gab mir ein Stück Käse dazu. Er war sehr freundlich und sprach mit ungemeiner Hochachtung von der Einsiedlerzeitung und dem Wintergarten [2]. Die Er-

---

[1] Görres, Ges. Briefe II. S. 75 f.

[2] Unter diesem Titel gab Arnim eine Sammlung seiner Novellen heraus. Berlin 1809.

zählung von der Engländerin nannte er ganz vortrefflich, aber die Nelsons-Romanzen schienen ihm, wie die meisten Arnim'schen Verse, unklar, ungesellig und zum Traum geneigt; er bediente sich dabei des Ausdrucks: ‚Wenn wir, die wir ihn kennen, lieben und hochschätzen, von dieser unangenehmen Empfindung gepeinigt werden, wie darf er sich betrüben, daß Andere ihn aus solchem nicht kennen, lieben und hochschätzen lernen werden!' — Bei allem dem hat er nichts gegen die schlechte Recension in der Jenaer L.-Z. gethan." [1]

Um jene Zeit war Jena nicht mehr das, was es vor wenigen Jahren gewesen, als die frische Jugend der Romantik dort ihren Sitz aufgeschlagen hatte, und selbst Göthe sich unter den lustigen Jüngern der neuen Richtung wohl fühlte, weil sie ihm allein von allen alten Meistern ihre Huldigung darbrachten. Als Brentano ihn besuchte, war der Altmeister in schlechter Laune. „Es war gar freundlich von Ihnen," äußert er sich wenige Tage vorher in einem Briefe an Charlotte von Stein, „daß Sie uns neulich besuchten und unsere Einsamkeit aufheiterten. Ich kann nicht sagen, daß sie mir dießmal erfreulich ist; denn ungeachtet des schönen Wetters und der grünenden Flächen und Hügeln, der blühenden Gärten und mancher andern guten Ingredienzen des Lebens ist doch Alles, was mich in Jena umgibt, so trümmerhaft gegen vorige Zeiten, und ehe man sich's versieht, stolpert man einmal wieder über einen Erdhöcker, wo, wie man zu sagen pflegt, der Spielmann oder der Hund begraben liegt." [2] Göthe beschäftigte sich gerade mit der Ausarbeitung und der Drucklegung seiner „Wahlverwandtschaften" und so erübrigte ihm nicht viel Zeit, für die Romantiker eine Lanze einzulegen, um sie gegen die Angriffe des alten

[1] Görres, Ges. Briefe II. S. 77 f.

[2] Düntzer: Charlotte von Stein, Göthe's Freundin. 1874. II. S. 313.

Voß zu vertheidigen. Ueberhaupt ist es ja bekannt, wie die Freundschaft des classischen Meisters mit der etwas polterhaft auftretenden Jugend nie so ganz rückhaltlos gewesen ist. Hätte Göthe sich unbedingt zum Schutzherrn des romantischen „Mickmack“ aufgeworfen, so hätte das ihm selber nur geschadet, ohne der neuen Richtung zu nutzen. Der schwellende, sprudelnde, schäumende Gießbach führte in seinem jugendlich entfesselten Wogentanze so viel Schlamm und Sand, daß es für des Altmeisters maßvoll ruhigen Geschmack ein höchst bedenkliches Zeugniß gewesen wäre, sich blindlings in diese unklaren, wilden Fluthen zu stürzen. Abwarten, meinte er darum, sei das Beste:

„Sag' mir, wie trägst Du so behäglich
Der tollen Jugend anmaßliches Wesen?
— Fürwahr! sie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich gewesen.“ —

Daß diese Parole des Wartens den jungen Dichtern, besonders jenen, die mitten in der Hitze des Wortgefechtes mit dem pedantischen Voß standen, keineswegs gefiel, läßt sich leicht begreifen, ist aber eben darum auch nicht von so außerordentlicher Tragweite.

Außer Göthe besuchte Brentano in Jena noch den „kleinen, fleißigen, klaren Oken“, von dem er folgende Charakteristik entwirft: „Ich habe nicht leicht einen Menschen gesehen, der so kurios mit der Poesie steht; er war den Tag vorher in Weimar im ‚Götz von Berlichingen‘ gewesen, sagte mir aber, er wisse nicht, was er bedeuten solle; die philosophische Begründung der Personen werde ihm nicht klar, es habe ihm keine Freude gemacht.“ Oken arbeitete damals gerade seine Zoologie aus und litt nebenbei gleichfalls an der allgemeinen Jenaer Langweile.

Clemens wandte sich von Jena nach Halle. Er traf dort mit seinem Freunde Wilhelm Grimm zusammen, der die Sool-

bäder gebrauchte. Von ihm ließ Brentano sich überreden, einige Zeit zu verweilen: und so zog er denn zu Grimm, der bei Steffens seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Clemens trat hier zum ersten Male in vertrautere Beziehung zu dem Naturphilosophen, mit dem er denn auch „herzliche Freundschaft" schloß. Steffens' Frau war eine Tochter des Componisten Reichardt, dessen Musik Brentano immer geliebt hatte. Das nahe Giebichenstein gab reichliche Gelegenheit, alte Erinnerungen und Bekanntschaften zu erneuern. Reichardt stand zwar damals nicht mehr auf der Höhe seines Ruhmes, denn Göthe hatte seinem früheren treuen Componisten den weit unbedeutenderen Zelter bereits vorgezogen, aber nichtsdestoweniger blieb auch jetzt das gastfreie Haus des Musikers noch immer ein Mittelpunkt künstlerischen Lebens.

In diesem anregenden Kreise verlebte Brentano fünf glückliche Wochen in heiterer Geselligkeit. Steffens hat in seinen Memoiren dieses Aufenthaltes Erwähnung gethan. Leider schrieb er dieselben zu einer Zeit, als Brentano mit seinem früheren Leben gewissermaßen gebrochen hatte und wieder ganz seiner Kirche angehörte. Da galt es aber für guten Ton, von dem Dichter verächtlich zu reden, und auch Steffens glaubte seinem Berichte die Färbung der allgemeinen Meinung geben zu müssen. Um so erfreulicher berührt es, einige Zeilen zu lesen, welche bekunden, wie aufrichtig und innig es Brentano seinerseits mit der Freundschaft zu der Steffens'schen Familie meinte. Als er gerade ein Jahr nach dem Besuche den Tod von Steffens' Töchterchen erfuhr, war er tief betrübt. Er schreibt bei dieser Gelegenheit an Runge: „Hier unterbrach mich die Nachricht von dem Tode der kleinen Anna Steffens. Ich weiß nicht, ob Sie dieses himmlische Kind gekannt; in seiner letzten Zeit haben Sie es wenigstens nicht gesehen. Sein Verlust thut mir ungemein weh. Es war das ruhigste, kindlichste, zierlichste, freundlichste Kind, das ich in meinem Leben gesehen, und ich weiß

nicht, wie schwer ich diese Lücke empfinden werde, wenn ich wieder zu diesen guten Menschen trete. Es war ein so liebes Kind, daß Sie kein reizenderes zeichnen können, und dem Schmerz über seine Sterblichkeit konnte nur der Gedanke die Wage halten, daß es einst aufhören müsse, ein Kind zu sein." [1]

Wir haben hier Runge's Namen genannt; gerade in Halle war Clemens mit den Werken des Hamburger Malers genauer bekannt geworden. Hier hatte er einzelne von dessen sinnvollen Zeichnungen gesehen und las dessen Abhandlung „über die Farbenkugel" [2] im Manuscript. Tiefsinnigen und ernsten Charakters neigte Runge in seiner Kunstthätigkeit vorzüglich zur symbolischen Randzeichnung und zur Arabeske hin und übertrug gewissermaßen die Romantik in seine Bildersprache. Aber es waren keine willkürlich zusammengefädelten Sinnbildlichkeiten, die er mit kunstsinniger Hand entwarf, sondern gedankenreiche Phantasieen — eine stumme malende Poesie [3]. Brentano fühlte in Runge's Arbeiten bald das Walten eines dem seinigen verwandten Gemüthes, und dieß veranlaßte ihn, wenige Monate später mit dem Maler in einen Briefwechsel zu treten, der uns einen tiefen Einblick in seine eigenen Kunstanschauungen gewährt.

Zu Anfang August nahm Brentano Abschied von Halle,

---

[1] Ges. W. VIII. S. 159.

[2] Farbenkugel oder Construction des Verhältnisses aller Mischungen der Farben zu einander und ihrer vollständigen Affinität. Mit angehängtem Versuch einer Ableitung der Harmonie in den Zusammenstellungen der Farben. Von Philipp Otto Runge. Hamburg, Perthes. 1810.

[3] Am bekanntesten sind seine „Tagzeiten", vier symbolische Radirungen; seine Umschläge zu dem Hamburger Theater-Almanach 1810, dem Becker'schen Almanach 1811, und dem „vaterländischen Museum", und seine Vignetten zu Tieck's Minneliedern.

und reiste mit Grimm nach Berlin zum „Herrn Bruder Grafen Arnim".

Arnim wohnte in der Mauerstraße bei Geheimrath Pistor, der aus Liebhaberei an der Physik sich mit dem Mechaniker Mendelssohn associirt und eine Werkstätte zur Anfertigung meteorologischer und optischer Instrumente eingerichtet hatte. Brentano miethete sich gleichfalls hier ein, und so oft er später wieder nach Berlin zurückkehrte, nahm er bei dem „schmiedenden, rußigen, treuen, klugen Pistor und dessen freundlicher, festgegürteten, wirthschaftenden Hausfrau" sein Absteigequartier. Arnim war froh, als er den Freund wiedersah, und auch Clemens fühlte sich zufrieden. „Hier lebe ich," schreibt er, „mit meinem Herrn Bruder Grafen recht angenehm, wer Geld hat, borgt es dem Anderen, aber wir haben meistens beide keins." [1]

So ganz ernsthaft ist es mit dem letzten Punkte nun gerade nicht zu nehmen, denn Brentano lebte in Berlin sehr bescheiden und „ruhig und verzehrte täglich 30 Kreuzer, besser wäre Ueberfluß" [2]. Sein Bruder Franz sorgte übrigens recht gut für den jeder ökonomischen Anlage baren Dichter und sandte ihm regelmäßig die nicht unbedeutenden Zinsen des väterlichen Erbes ein. So konnte denn auch Clemens in aller Ruhe dem Maler Runge das ganze etwaige Honorar für die Romanzen überlassen, „denn," sagt er, „ich selbst kann, wenn ich eingezogen lebe, von eigenen Mitteln leben." [3] Was in Berlin wie anderswo viel Geld verschlang, war die Leidenschaft des Dichters für Sammlung von Alterthümern, Gemälden und Schriften. Schon gleich am Tage nach seiner Ankunft kaufte Clemens „einen ganzen alten Altar mit vielen, sehr schönen Bildern um zwei Gulden, den die Bürger hinauswerfen ließen, um sich einen elenden

[1] Görres, Ges. Briefe II. S. 78.
[2] Ges. W. VIII. S. 163.
[3] Ebendas. S. 151.

architektonischen Altar, den sie aus einer zerstörten Abtei gekauft, hinsetzen zu lassen, und der Küster, der ihn mir verkaufte, der seit fünfzig Jahren die Lichter vor diesen Bildern angesteckt, lieferte mir die eine Hälfte der Gemälde, woraus er sich einen Abtritt gebaut hatte, aus seinem Hause."[1] Es ist bekannt, wie für Brentano alle Freundschaft aufhörte, wenn es sich um den Erwerb irgend eines Alterthums handelte. So mahnt selbst Görres seine Freunde bei einer ähnlichen Gelegenheit: „Wenn Brentano zurückkommt, dann empfehle ich euch eine Sache, daß ihr nämlich auf keine Weise ihm sagt, wo die Madonna ist, die ich kaufen will. Den Namen des Ortes hat er mir abgefragt, die Person weiß er aber nicht. Er hat mir zwar versprochen, das Bild nicht zu kaufen, indessen ist er schrecklich auf den Bilderhandel versessen und in dergleichen Fällen weiß er ganz gemach die Leute auf die Seite zu schieben, daß sie das leere Nachsehen haben."[2] Uebrigens hatte Brentano auch eine wirkliche Anlage für das Sammeln solcher Alterthümer.

Kaum war er, wenn auch nur vorübergehend, in einer Stadt angekommen, so eilte er auf den Tröbelmarkt, in die alten Buchläden, in die Kirchen und sogar in Privathäuser, und selten kehrte er ohne einen mehr oder weniger werthvollen Fund nach Haus. So besaß er, den heutige gelehrte Literaten etwas spöttisch über die Achsel anschauen, einen für die damalige Zeit staunenswerthen wissenschaftlichen Apparat für Literatur- und Kunsthistorie. Man lese z. B. seine Briefe an den Maler Runge oder an andere Künstler und Gelehrte, und man wird staunen über die Detailkenntniß der älteren Kunstliteratur sowohl als auch des Verbleibs einzelner Kunstgegenstände. Was in unseren Tagen thatkräftig ausgeführt wird, brachte Brentano bereits im Jahre 1810 in Anregung. Er wollte durch

---

[1] Ges. W. VIII. S. 148.

[2] Görres, Ges. Briefe I. S. 495.

„den Theil unseres Vaterlandes ziehen, der eine ordentliche Geschichte gehabt hat, um die unzähligen untergehenden Gebilde der herrlichsten Kunst mit Linien zu befestigen. In Regensburg an einem zugemauerten Thor der alten Jakobskirche sind so wunderbare hieroglyphische Arabesken, daß, so ihre Abbildung einer Akademie vorgelegt würde, die in der Stadt selbst säße, sie Erklärungen aus Aegypten dazu holen würde. Kein Mensch sieht sie an und der Krieg zerstört sie vielleicht, während viele Generationen an ihnen vorübergegangen, und höchstens die auf dem Kirchhof spielenden Kinder mit ihnen geschwätzt haben. Unzähliges dergleichen habe ich gesehen. Ich weiß alte, feuchte Kirchengewölbe voll der herrlichsten, zertrümmerten, alten Holzgemälde; sie verfaulen, und die Anerbietung, sie auf meine Kosten herstellen und in die Kirche hängen zu lassen, ward mir, wie der Ankauf, von unwissenden Vorstehern, als einem Thoren von schlechtem Geschmacke, verneinend beantwortet.“ [1]

Tief schmerzte es den Dichter, der im tiefsten Grunde seines Wesens jene ausgeprägte Vorliebe zum Ueberlieferten, zum verachteten Alten, zum Kleinen und Unscheinbaren besaß, wenn er die leere Aufgeblasenheit der neueren Kunstphilosophen ansah, die, unbekümmert um die vaterländische Kunst, die herrlichen Gebilde des Mittelalters als altfränkischen Rumpel verkommen ließ oder gar zerstörte, um sich an Gypsabgüssen und Stuck zu bilden und zu ergötzen. „In einer modernen Stadt der sieben freien Künste hat man den Studienanstalten ein ausgezeichnetes Cabinet von Kupferstichen gegeben und eine Halle voll schöner Abgüsse der Antiken, und diesen einen philosophirenden Professor der Malerei beigesellt, dessen Philosophie, das Unendliche suchend, Alles von leiblicher Form und Farbe entkleidend, ihm die Malerei unmöglich macht; dessen unmögliche Malerei vor der nackten

[1] Ges. W. VIII. S. 147.

Wahrheit erbleicht und, von einer Gänsehaut des Schreckens überfröstelt, weder vor der Blöße dieser Wahrheit zu erröthen, noch sie, die sich nicht nach der Decke strecken will, zu bedecken vermag: so daß der Künstler im Schweiße seines Angesichts mit der Rechten immer bekleidet und mit der Linken immer entkleidet, sich selbst, ein Ding, das vor dem Spiegel sich Gott ähnlich dünket, stammelt: ich bin, der ich bin. . . . . .

„Diese Herren ließen die Welt untergehen, denn sie können sie nach verschiedenen Naturphilosophien wieder construiren: sie haben das Recept, wo aber die Apotheke ist, weiß Gott! Wie werden sie sich helfen, wenn der böse Volant den Krautgarten verwüstet und ihnen Mäusekoth für Coriander reicht? Auf diese Art werden in hundert Jahren die Fußstapfen alter Bildnerei bald ausgetreten sein, und wird sehr bequem die Philosophie dann sagen können, wie sie gewesen sein müsse.“ [1]

Das beständige Umgehen mit den Werken der Ahnen und das liebende Eingehen in ihre Absichten konnte nicht verfehlen, bei Brentano langsam den Geschmack zu läutern oder ihn wenigstens auf die Lücken in seiner kritischen Kenntniß aufmerksam zu machen. So gesteht er denn auch dem Maler Runge gegenüber:

„Früher hinreichend vernachlässigt, später im Kaufmannsstande nicht allzu weise angewendet, dann auf Irrfahrten nach dem goldenen Vließe seekrank, schiffbrüchig und in Sklaverei gerathen: sind mir alle Thore philosophirender Abstraction gänzlich verschlossen geblieben, und wenn gleich mein ganzes Leben aus einer beständigen Reflexion und Beschauung bestanden, so war leider ihr Gegenstand kein besseres Kunstwerk, als meine eigene arme Person, welche mir endlich, beschämt und geärgert, daß ich ihr immer in die Augen sah, selbst den Rücken drehte. Die Kunstwerke, die ich gesehen, haben mir immer gefallen oder

[1] Ges. W. VIII. S. 148.

nicht gefallen, ohne daß ich nachdachte, warum? Ja, ich habe die meisten mich umgebenden Mitbeschauer, welche ihres Urtheils recht versichert waren, häufigst sehr lächerlich reden hören; selbst den braven Tieck nicht ausgenommen, der in seiner Kritik mir eben so allumfassend als bis zur Verzweiflung bornirt vorgekommen ist, so daß mir oft, während er von Urtheil und Aburtheil in den frömmsten Worten überfloß, neben ihm so angst und bange geworden, als habe der Kukuk eben im Sinne, ihn zu holen. Um ein tüchtiges Urtheil über ein einzelnes Werk zu fällen, welches mehr als ein Selbstbekenntniß sein, welches Urtheil ein aus dem Ursprung hervorgehendes Grundgesetz aussprechen soll, müßte man mit der umfassendsten Seele den unermeßlichen Kreis der Anschauungen durchlaufen und aufgefaßt haben; aber leider nimmt der Dämon der Kritik meistens die Menschen in Besitz, welchen das Wenige, das sie gesehen, schon viel zu viel, aber nie genug gewesen ist. Und dann habe ich das Unglück, wenn Jemand über ein Gemälde, das ich nicht kenne, sehr gut, und über ein Gedicht, das ich kenne, sehr verkehrt spricht, daß mein Glauben an sein Urtheil ein Ende hat. Denn wie kann Einer das Eine verstehen und für das Andere ganz blind sein? Z. B. hat mich eine Mode gewordene, verächtliche Behandlung der niederländischen Maler immer sehr betrübt. Ich glaube, wären alle anderen Künstler, als die höhere Kunstrichtung vor äußerlichen Revolutionen zurückgetreten oder aufgeflogen oder hinabgezogen war, so treu wie die Niederländer an der sie umgebenden Natur geblieben, wir würden die unzähligen affectirten Fratzen nicht um uns haben, die aus einer idealisirenden Empirie aftergeboren sind, welche die meisten Künstler zur höchsten Unempfänglichkeit aufgeblasen hat. Sobald die Nationen wieder ein Firmament des Glaubens und Wissens, rund wie eine Halbkugel, über sich stehen haben, werden ihnen die Gestirne der Kunst heranziehen, ohne daß sie fragen warum? und wissen wie? Einzelne tief-

sinnige Naturen mögen wie versiegelte Brunnen in jeder Zeit stehen, aber sie handeln mit Arcanis, und der Zirkelabschnitt, den sie über ihrer Mitwelt aufspringen lassen, ist nur den Sehern und unschuldigen Kindern erquicklich. Die Welt kann nie ohne Menschen sein, die Gottes Ebenbild verkünden; aber ein Volk solcher Menschen ist die Stadt Gottes selber, die hienieden gleichzeitig nirgend ausgebaut wird. Ich glaube nicht, daß je ein einzelner Künstler in spröder Zeit durch tiefsinnige Werke die Kunst befördern wird. Die Kunst ist durch sich selbst da, und der speculirende Künstler mag wohl ein eben so trauriger Komet der verlorenen Kunst sein, als alle Philosophie überhaupt da anfangen dürfte, wo das Leben Abschied genommen und der Trieb nackt und bloß mit sich selbst ringt. Wie aber der speculirende Künstler arbeitet, und wie sein Buchstabe ist, so wird sein Wort sein, und so wird es Fleisch werden können. Ich habe manchmal darüber nachgedacht und auch geistreiche Freunde darüber gefragt, wenn man z. B. den Afrikanern die Malerei rein und ursprünglich lehren könnte, wie sie wohl malen würden, und wie ihre Bilder sich zu unseren und zu unserer Kritik und Theorie verhalten würden, wenn sie z. B. ihren Raphael hätten? Wir haben uns nie darüber befriedigen können." [1]

Nicht minder treffend sind die folgenden Zeilen aus dem Böhmer'schen Nachlaß, die Brentano während jenes Berliner Aufenthaltes in das Album eines Künstlers eintrug:

„Ernst, der in Huld, die Strenge, die in Milde,
Und Ewiges, das in der Liebe glühet,
Den Blick des Herrn, der in dem Staube sprühet,
— Der Sonne Widerstrahl im Erdenschilde,
Des Meisters Spiegel in dem Ebenbilde —
Das Maß, wie schön wir vor dem Fall geblühet,
Zu fesseln: sei die tiefe Kunst bemühet. —
Dieß thu' als Priester, And'res laß der Gilde!"

[1] Ges. W. VIII. S. 143 ff.

So suchte Clemens, der anscheinend ausschließliche Phantasiedichter, seinen Kunstgebilden einen wirklich tiefen historischen Hintergrund zu geben. Wenn er mit diesem Studium und diesem wissenschaftlichen Apparate in seinen Werken nicht prahlte, wie es heutzutage zum Staunen der Unkundigen in vielen sogenannten geschichtlichen Romanen geschieht, so findet das einfach in dem künstlerischen Takt und der ungewöhnlichen Assimilationsgabe Brentano's seine Erklärung.

Das Studium der Kunstgeschichte weckte im Dichter aber auch wieder die Schaffenslust. Verschiedene Pläne im Geiste des Wunderhorns und der romantischen Tendenz tauchten in seiner Seele auf.

„Wenn ich ein Buchhändler wäre," schrieb er an Maler Runge, „würde ich etwas ganz Altfränkisches mit Ihnen unternehmen. Von 1550 bis 1600 erschienen bei Feyerabend in Frankfurt a. M., was wir jetzt Stammbuch nennen, Büchlein unter dem Namen: Guter Gesellen Gedenkbüchlein; eine Reihe der mannigfaltigsten Zeit- und Sitten- und symbolischen und witzigen Holzschnitte, von erklärenden Sprüchen begleitet, wozu man das Seinige und seinen Namen schrieb. Allerlei kleine Bilder für unsere Zeit, von Ihnen erfunden, würden ein ungemein interessantes, nie dagewesenes und gewiß viel Gutes verbreitendes Erinnerungsbuch werden, und Ihnen selbst während der Erfindung Freude machen, da es sich über alles Menschliche verbreiten kann und vom Komischen bis in's Uebersinnliche reicht, und in aller Jugend Hände kommen könnte. Ich wollte, Herr Perthes bäte Sie darum, oder Sie unternähmen es für sich selbst als erheiternde Nebenarbeit.

„Ich gehe jetzt damit um, Kindermärchen zu sammeln. Zimmer wird sie, wenn ich fertig bin, drucken. Ihr trefflich erzählter Machandelboom und Buttje werden auch dabei sein, wenn Sie es erlauben, und Sie theilen mir wohl noch mit, was Sie sonst haben, in gesunder Zeit. Wenn ich

fertig bin, sende ich Ihnen das Manuscript. Ich denke es in klein Folio oder groß Quart drucken zu lassen mit deutlichen, großen, bunten Bildern in Holzschnitten. Vielleicht macht Ihnen einmal die Sache Freude und Sie zeichnen einige Bilder dazu." [1]

Scherzend schrieb der Dichter fast um dieselbe Zeit an Görres: „Arnim und ich sammeln jetzt Selbstbiographien aller Art, und schreiben unsere eigene auf, Ihr sollt das auch; man kann der Welt nichts Interessanteres hinterlassen. Schreibt sie, lieber Görres, und seht Euch in dortigen Bibliotheken auch nach interessanten Biographien und Selbstschilderungen der Asceten und frommen Leute um; wir gedenken einst Leben frommer Menschen herauszugeben." [2]

Aus allen Briefen und Aeußerungen des Dichters um jene Zeit geht hervor, daß sein Geist sich einer lebhaften Thätigkeit hingegeben hatte und er in der Arbeit ein Heilmittel gegen den Schmerz der verflossenen Monate suchte. Da tauchte plötzlich zwischen den alten Gemälden, staubigen Büchern und abgegriffenen Flugblättern der alte Quäldämon in Gestalt der halbvergessenen Auguste wieder auf. Eben war Brentano mit einem Lustspiel beschäftigt, das uns jedoch nicht aufbewahrt wurde, als er die schlimme Nachricht erfuhr.

Im November 1809 erschien Moritz Bethmann mit seiner Base in Berlin. Beiden war es unbekannt, daß der Dichter in der Residenz verweilte, indessen erfuhren sie es bald, und Auguste suchte darum ihre Ankunft geheim zu halten, um Brentano zu überraschen, denn sie hoffte noch immer durch eine neue

[1] Ges. W. VIII. S. 160.

[2] Görres, Ges. Briefe II. S. 85. — Der Plan einer Sammlung erbaulicher Selbstbiographien beschäftigte Brentano allen Ernstes noch in seinen späteren Jahren, und er versprach sich davon nicht geringen Nutzen für das christliche Leben.

Scene ihn zur Rückkehr zu bestimmen. Mit ihrem Vetter ritt sie in Mannskleidern als Ulane in der Stadt herum. In diesem Aufzuge wurde sie von Clemens bemerkt und trotz der Verkleidung sofort wieder erkannt. Brentano war überrascht, er fürchtete Scandal und hielt sich darum verborgen; doch Auguste stöberte seine Wohnung auf, und ohne die Geistesgegenwart von Frau Pistor, welche den Dichter verläugnete, wäre es zu einem Zusammentreffen gekommen. Schließlich entdeckte Auguste ihren Gatten wieder im Theater, und „eben als sie anhob, sich leidenschaftlich zu bewegen, und ihr Schnupftuch nach mir werfen wollte," erzählt Clemens, „entfloh ich zur rechten Zeit aus dem Haus". Brentano hatte unterdessen Bethmann schriftlich davon unterrichtet, daß er auf seinem Entschlusse beharre und nicht mehr zurückkehren werde, daß er sich aber für immer gebunden erachten wolle, möge auch seine Frau thun, was ihr gefiele. Auf dieses hin reiste Bethmann mit seiner Base ab; die Scheidung ward eingeleitet und nach wenigen Monaten zum Abschlusse gebracht.

Brentano durfte als Katholik an keine neue Verbindung denken, und doppelt einsam, weil nicht einmal ganz sich selbst gehörend, ging er fortan durch das Leben.

Die ferneren Schicksale der unseligen Frau, welche so unverantwortlich eigensinnig das Lebensglück eines Mannes zerstörte, lassen sich in wenigen Worten erzählen. Sie entsprechen vollständig dem, was bereits über die Braut und Gattin gesagt wurde.

Im Jahre 1816 heirathete sie zum zweiten Male. Sie wurde Mutter von vier Kindern, die sie nach ihrer extravaganten Weise vollkommen verhätschelte. Auch diese zweite Ehe war unglücklich; sie endigte mit dem Selbstmord der armen Frau. Wir besitzen einen ungedruckten Brief Brentano's an seinen Bruder Christian, drei Tage nach dem Tode Augustens geschrieben. Es liegt ein eigenthümlicher Ton in den kurzen Zeilen.

„Charsamstag 1832. Lieber Christian! Eine Braut in der Familie und ein Wittwer! .... Der Wittwer bin ich. Die unglückliche Auguste hat sich am Dienstag ihrem Haus gegenüber an der Kleeblatt'schen Schwimmanstalt ertränkt. Man hat sie am Mittwoch Morgen am sogenannten Knöpfchen, der Spitze des Wehres, zwei Gewichtsteine am Hals, gefunden." — Dann gibt Brentano ihre Beisetzung in der Bethmann'schen Familiengruft an, und fährt darauf fort: „Auguste hinterläßt vier Kinder, die sie mit Affenliebe liebte. Die Geschichte ist ganz in ihrer alten Art. Ihr Mann hatte ihr gesagt, wenn sie ihre Kinder nicht vernünftiger behandle, so müsse er sie in Pension thun. Da wurde sie still. Dienstag Mittag quälte sie ihn, wie gewöhnlich, mit übertriebener Sorge beim Essen. Er solle seine Gesundheit schonen, dieß und jenes liegen lassen, diese und jene Arznei nehmen. Er sagte ihr: ‚Wenn Du mich nicht ruhig essen lässest, so gehe ich in den Englischen Hof essen.' Da sie nicht aufhörte, ging er aus. Nun setzte sie sich in ihren Einspänner und fuhr bis in die Dämmerung in der Gegend umher, kam nach Haus, lief durch alle Stuben, riß und schlug die Thüren, begehrte zwei Gewichtsteine, einen Shawl zu beschweren, ging dann und lief in der Dämmerung am Quai herum. Sie kam nicht mehr nach Haus."

3. Musen in der Mark.

1810.

Es gibt eigenthümliche Widersprüche in dem Leben der Völker und dem Gange der Geschichte. Berlin, ein Bollwerk der Romantik, und dieses Bollwerk in den Händen der Juden, wer möchte darin nicht einen jener Widersprüche finden? Und doch erklärt diese Thatsache sich leicht, ja es konnte kaum anders sein.

Jena hatte bereits seit zehn Jahren aufgehört, der örtliche Mittelpunkt der neuen Bewegung zu sein. Schon im Sommer 1800 war Tieck über Hamburg nach Berlin gereist, Novalis war Anfang 1801 in der Jugendblüthe gestorben und zu Ende desselben Jahres hatten auch die Brüder Schlegel Jena verlassen. Einen anderen allgemeinen Sammelpunkt hatten die ersten Begründer der Romantik nicht mehr gefunden. Heidelberg, das wohl selbst eine blühende Romantik war, seufzte doch immer noch so sehr über den Voß'schen Hochdruck, daß die Herausgeber der Heidelberger Jahrbücher es nicht einmal gewagt hatten, frischweg die Veröffentlichung der Recension des Wunderhorns, welche Görres geschrieben hatte, zu gestatten. So sah sich denn die Romantik gemach wieder dorthin gewiesen, wo sie entstanden, wohin sich die meisten ihrer Jünger, durch die verschiedensten Schicksale geführt, endlich wieder zusammengefunden hatten, nach Berlin.

In Berlin war Tieck geboren, in Berlin hatte er Schlegel gefunden, in Berlin hatte gerade dieser Letztere seine entschiedene Richtung zur neuen Kunst genommen. Dazu kam noch, daß die preußische Hauptstadt keine volksthümliche Kunsttradition besaß und sich gleichsam wie ein Emporkömmling gerne der eben modegewordenen Richtung anschloß. Die meisten angesehenen Männer, welche bis zur Wende des Jahrhunderts die öffentliche Meinung geleitet hatten, waren unter Friedrich II. gebildet worden und hingen ausschließlich der aufgeklärten Nützlichkeitslehre an. Teller, Zöllner, Irwing in der Theologie, Gedike in der Schule, Biester in der Wissenschaft, in der Poesie und Kritik Nicolai, Engel, Ramler, genossen das höchste, unantastbarste Ansehen, welches ihnen großentheils die vormalige Freundschaft mit Lessing verschafft hatte. Es ging Alles gut, bis allmählich die Poesie Göthe's in ihre feingehäkelten Philisternetze gerieth und Masche um Masche durch ihr jugendlich keckes und doch so gewaltiges Gebahren zerriß. Nun standen die weisen Herren verwirrt und sinnend vor einer höchst schwierigen Lebensfrage. Langsam aber unaufhaltsam hatte auch in Berlin die ächte Kunst des Meisters sich den Weg in das Herz des Volkes gebahnt; es mußte also doch etwas Außergewöhnliches in dem „wilden Waldgenie" sein, und Kunst konnte es hinwiederum auch nicht wohl sein, denn diese feurige Auffassung, diese Größe und Kühnheit des Ausdrucks, diese Gefühlsgluth und Dichtertrunkenheit wollten ja so gar nicht passen in die poetischen Gußformen des unsterblichen Lessing, wie sie von seinen Schülern waren modellirt worden. So kam man zu dem Schluß, Göthe's Größe bestehe nur darin, daß er sage, was ihm gerade in den Mund komme, daß er rücksichtslos jeder Laune folge und die kritische Feile hochmüthig verschmähe. Einen „Egmont" zu schreiben, meinte Nicolai, sei eben keine sonderliche Kunst, dergleichen könne auch er, wenn er nur hinschreiben wolle, was ihm eben in den Kopf komme.

Mit solchen Urtheilen aber verloren zuerst die Kritiker selbst ihren Credit. Das Volk ließ sie reden und dachte: die Herren mögen die Kunstfrage unter sich abmachen, uns gefällt das Waldgenie, das so schöne Sachen schreibt und schließlich „tout genre est bon, excepté l'ennuyeux". So entstand denn die literarische Revolution in Berlin vor lauter verknöchertem Schematismus der alten Kunstrichter. Göthe wurde zuerst in ganz engen Kreisen für den Begründer einer neuen Poesie gehalten, dann aber brach sich diese Ansicht aus den Räumen der Salons heraus weitere Bahnen und ward auch in Berlin wie anderswo herrschend. Nach dem Sturz der alten „Classiker" kam dann die zwar an Göthe sich anlehnende, aber weitergehende Kunstbewegung der Romantik. Und da man einmal begonnen hatte, den Geschmack zu ändern, so konnte man ja auch noch den Schritt von Göthe zu Tieck-Schlegel machen, besonders, da Letztere in Berlin ihre Kunstschule begründet hatten. Und so ward Berlin romantisch, aber es ward es durch die Juden.

In Böttigers „Tagebuch einer Reise nach Berlin, 1797" lesen wir die folgende Notiz. „Die Berliner Judenschaft stellt in den genannten Familien (Herz, Itzig, Wolf, Levi) die unzweideutigsten Beweise ihrer hohen Ausbildung auf, die durch allerlei Antriebe in den letzten 20 Jahren so viele Fortschritte gemacht hat, daß fast keine Gesellschaft, wo außer der Spiellust und Eßlust noch ein höheres Bedürfniß befriedigt werden soll, in Berlin gefunden wird, wobei nicht Juden eine beträchtliche Rolle spielen. Ja es ist soweit gekommen, daß die Christen sehr oft, besonders in Sachen des Geschmacks und der herrschenden Philosophie, ihr dunkles Lämpchen mit dem Oele der jüdischen Lichtmäkler beträufeln. Vorher waren die schönen Jüdinnen nur im Besitze, die Tagesordnung des Putzes und der Moden in Berlin zu bestimmen. Seit einiger Zeit haben sie aber auch die Initiative in den Urtheilen über den scharfsinnigsten Syllogismus, die witzigste Komödie,

den kunstreichsten Schauspieler und das beste Gedicht. Iffland, der der abgesagteste Feind dieser jüdischen und judaisirenden Geschmacksmäkelei ist, versicherte mich, daß Jüdinnen und Judengenossen eigentlich die Theatermeinung im Schauspiele regierten, und nach dem Wiederhalle zu urtheilen, den ich oft in einem ganz anderen Zirkel von einem Urtheile hörte, das früher eine Jüdin in meiner Gegenwart gesprochen hatte, hat Iffland vollkommen Recht. Wären nun diese Tonangeber lauter solche Personen, wie die zwei trefflichen Töchter des alten Banquier Itzig, wie der wackere Euchel .... wie Mariane Meyer .... wie Marcus Herz und seine Frau, so wäre dagegen nicht das Geringste einzuwenden. Allein bei den meisten ist die Cultur nur ein leichter Gypsanwurf, hinter welchem eine häßliche, alte, berußte Küchenmauer steckt; ihre schönen Sentenzen sind erlerntes Wortgeklimper ohne inneren Fond und Gehalt, vergoldete Rechenpfennige, womit sie gern auf gut jüdisch Goldstücke eintauschen möchten. Merkwürdig ist besonders die Liebhaberei dieser Nation zur Kant'schen Philosophie .... Die Verbindung der Königsberger und Berliner Judenschaft ist eine wichtige geographische Ursache dieser Erscheinung." [1]

Diese von Böttiger angeführte geographische Ursache war keineswegs die einzige, welche eine so räthselhafte Erscheinung hervorrief, als es die jüdische Intelligenzdiktatur in Berlin war. Jene Herrschaft hatte sich von lange her vorbereitet. Unter der Regierung Friedrichs II. gelang es den Juden, in Folge der überall durchbrechenden Toleranzideen aus ihrem bisherigen dunkeln Ghetto auf den offenen Markt hervorzutreten, Haus zu halten und Stellungen einzunehmen, wie jeder andere Bürger. Nun aber konnte man wohl durch ein Gesetz die staatliche Gleichberechtigung der Juden dekretiren, sie aber gleich lebendig

[1] Literarische Zustände und Zeitgenossen, in Schilderungen von K. A. Böttiger II. S. 102 f.

einzukitten in die Masse des bürgerlichen Verkehrs, sie einzuzwängen in die Achtung und Liebe des Volkes, das ging nicht. Die Antipathie des mittleren Bürgerstandes für die Mäkeljuden dauerte fort, und so sahen diese sich genöthigt, ihre Blicke höher zu erheben, wenn sie Gesellschaft, Umgang und Einfluß haben wollten. Von den Thüren der Bürger abgewiesen, wandten sie sich an die Thore der Aristokratie, und fanden dort wirklich ein ungeahntes Entgegenkommen. Was bisher Scheidewand gewesen, die confessionelle Abneigung und Gegnerschaft, das war Dank den Aufklärungsarbeiten französischer und deutscher Encyklopädisten bei beiden Confessionen gefallen; in Lessing und Mendelssohn hatte das rationalistische Christenthum und Judenthum sich nicht nur versöhnt, sondern verbündet. Glatt also, wie es nur irgend ein Salonboden sein kann, ebnete sich vor den Berliner Juden und Aristokraten das Feld der Ideen, auf dem sie sich beide ohne Anstoß entgegenkommen konnten. Nun aber vermochten einige Judenfamilien noch andere Mittel aufzuwenden, dieses Entgegenkommen zu bewerkstelligen. Während der Kriege hatten sie Geld, viel Geld erworben und gespart, während Andere, und gerade von den besten aristokratischen Familien, in den Wogen der Kriegsstürme stark Schiffbruch an ihren Finanzen gelitten hatten. So konnten die Juden vermöge ihrer Reichthümer das prächtigste Haus halten, und die Berliner Junker waren recht froh, in die neuen, feinlebigen und bewegten Kreise einzutreten. Der Hof war unter Friedrich Wilhelm II., der fast immer in Potsdam lebte, beinahe ebenso verödet als unter dem Onkel Friedrich, der in der Einsamkeit von Sans-Souci philosophirte. Die jüdischen Salons füllten somit eine wirkliche Lücke in dem Berliner high-life aus, und es dauerte nicht lange, so bildeten sie das ausschließliche Bureau des Berliner Geistes. Was vermochten gegen die Abendgesellschaften eines Meyer oder Herz die pedantischen Lesezirkel des buchhändlerischen Nicolai? Da aber das

ganze schöngeistige Salonwesen aus Frankreich herübergekommen war, und drüben die Literatur und Philosophie den Hauptgegenstand der Gespräche bildete, so konnten die Berliner Récamier, Scuderi u. s. w. nun auch nichts anderes, als sich zu Orakeln der Schöngeisterei, Kunst und Philosophie aufzuwerfen. Um dieß mit einigem Anschein von Wahrscheinlichkeit zu thun, verwandten sie auf die künstlerische Ausstattung ihrer Häuser bedeutende Summen, und wurden so wieder die solidesten, weil bezahlenden Mäcenate der Künstler, die sie an sich zogen und triumphirend in ihre Gesellschaft einführten. Den Künstlern schlossen sich die Gelehrten an, so daß mit der Zeit Alles, was in Berlin auf Bildung, Geist und Geschmack Anspruch machte, in einem der zahlreichen jüdischen Salons zu finden war. Dort mußte man den Prinzen Louis Ferdinand, den Fürsten Reuß, den Grafen Christian von Bernstorff, den Grafen Geßler, den Fürsten Pückler-Muskau, Friedrich von Gentz, die beiden Humboldt, Gustav von Brinkmann, Schadow, die beiden Schlegel, Tieck, Schleiermacher, kurz Alles suchen, „was," wie Henriette Herz, la belle Circassienne, selbstgefällig bemerkte, „irgend Bedeutendes an geistigen Kräften Berlin bewohnte oder auch nur besuchte".

So stand es mit den Musen in der Mark. Im Jahre 1810 waren die Verhältnisse noch nicht bedeutend anders geworden, als sie zu Zeiten Böttigers gewesen waren. Aber nichtsdestoweniger hatte eine Wendung zum Besseren begonnen, sozusagen eine Gegenrevolution gegen die jüdische Obmacht. Freilich bot Letztere in der Person der berühmten Rahel das Unmögliche auf, um ihr verjährtes Recht zu schützen, und wirklich gelang ihr dieß während einiger Jahre noch in einem staunenswerthen Maße. Wir Deutschen lächeln bisweilen, wenn wir in französischen Memoiren oder Monographien den Ernst und die Begeisterung sehen, mit denen über die schöngeistigen Kränzchen einiger Pariser Damen gar nicht anders gesprochen wird, als handle es

sich um ein geheimes Kriegskabinet Ludwigs XIV. oder einen Schlachtplan Napoleons I. Aber man sucht doch in jenen Schriften lange vergebens nach Ausdrücken gleich denen, in welchen die Berliner Jüdin, Rahel Levin, gefeiert oder besser vergöttert wird.

Gustav von Brinkmann meinte, Rahel sei wahrscheinlich die außerordentlichste Frau ihrer Zeit gewesen. Einer ihrer neueren Lobredner, K. Hillebrand, hebt nach Varnhagens Vorgang und fast mit dessen eigenen Worten also an: „Man hat oft und gut von Rahel gesprochen. Schriftsteller vom größten Geschick und der scharfsichtigsten Seelenkenntniß haben versucht, das Bild dieser einzigen Frau zu entwerfen, keinem ist es geglückt, dieses Porträt zu vollenden .... Jene Natur, so verwickelt in ihrer Einheit, so universell und so original im besten Sinne des Wortes, bietet so viel verschiedene Seiten, so viel anscheinende Widersprüche, daß jeder Versuch, sie in ihrer Gesammtheit zu schildern, nothwendig und immer unvollendet bleibt. Durchsichtig und offen für jeden Blick gleich der Natur, die den Cultus ihres Lebens ausmachte, war Rahel gleich der Natur ein unlösbares Räthsel. Man mag ihre unergründlichen Tiefen ahnen, das letzte Wort darüber auszusprechen vermag Niemand!" u. s. w.

Diese Nachklänge genügen wenigstens, um die Begeisterung der damaligen Berliner Kreise für die emancipirte Jüdin zu zeichnen und den Zauber zu erklären, in dem durch sie das Judenthum die Hauptstadt an der Spree trotz der langsam anschwellenden, germanisch-christlichen Strömung gefangen hielt. Diese letztere hatte unter Friedrich Wilhelm III. begonnen und nahm sowohl durch das Auflodern des deutschen Volksgefühles nach den napoleonischen Schreckenstagen, als auch besonders durch das allmähliche Zustandekommen der Berliner Universität einen immer stärkeren Aufschwung, bis sie schließlich obsiegte. Dann trat freilich das Gegentheil ein, die norddeutschen protestantischen Frauen, welche Rahel noch als „stolze, steife, brum=

mige, leere, untaugliche Gänse" gescholten hatte, wurden nun die Beschützerinnen der jungdeutschen Juden-Literatur, wie ehemals die Töchter Juda's die Verfechterinnen der romantischen Dichtung gewesen waren [1].

Wie bemerkt, waren um die Zeit der Ankunft Brentano's in Berlin die dortigen gesellschaftlichen Verhältnisse noch nicht zu einer Klärung gediehen. Juden und Nichtjuden lebten nebeneinander, meistens auch durcheinander, und nicht selten gehörte dieselbe Persönlichkeit zu den beiden Fraktionen. So auch Clemens Brentano.

Es bildete sich bereits ein Kreis edelgesinnter Männer in der preußischen Hauptstadt, die, der romantischen Richtung angehörig, ihren Reinigungs- und Läuterungsprozeß schon durchgemacht hatten und nun mit eifrigem Streben auf den verschiedensten Gebieten der Kunst und Wissenschaft einem vaterländischen Ideal zusteuerten. Mit den hervorragendsten dieser Männer zögerte Clemens nicht, entweder durch Arnims Vermittlung oder auf Grund älterer Bekanntschaft, in Verbindung zu treten.

Da war es vor Allem der Architekt Schinkel, der „kunstreiche Mensch", dessen Wesen ein wundersam mildes Feuer durchloderte. Baumeister und Dichter schlossen bald einen innigen Freundschaftsbund. Clemens war so begeistert für den neuen Freund, daß er ein langes Gedicht zur Verherrlichung Schinkels verfaßte, und in demselben eine ganze Reihe von Kunstanschauungen niederlegte. Das Gedicht blieb leider Frag-

---

[1] Ein ähnliches Spiel der Geschichte wiederholte sich, nebenbei gesagt, in den Tendenzen der Dichter jener beiden Perioden. Während unter andern Fouqué, Theremin, Chamisso, also drei Franzosen, besonders laut ihre Stimme für Deutschland erhoben, waren es später die deutschen Juden Börne und Heine, die wieder französischen Geist in die deutsche Literatur brachten.

ment[1], nur einzelne Strophen daraus hat Brentano in der Widmung der „Viktoria" verwerthet:

. . . . „Gehst Du jetzt wohl an meines Görres Hand,
Dem Liebe hier in Liebe Dich gefügt,
Wo ernst der Rhein berauschte Ufer pflügt,
Längs alter Tempel schicksalsvollem Rand,
Und malst ihm meisterlich in feuchten Sand
Mit leichtem Stabe, dessen Zug nicht trügt,
Ein Dombild hin, dem nicht die Zeit genügt[2],
Noch Dir, der es erfand, ihm, der's verstand!

Dann denke, daß zuerst er einst gedacht,
Zuerst gesagt: Architektura ist
Erstarrte Musika, die Maß ermißt;
Worüber die Philister dumm gelacht,
Und lieb' ihn d'rum, sahst Du in stummer Nacht
Die Kunst doch auch verbaut durch Formgenist,
Bis Saitenklang Dir brach das Schulgerüst,
Ausstrahlend vom Gesetz zu Zier und Pracht!

Ich weiß, Grundtöne führen Dir den Plan,
Und Harmonien wiegen Dir ihn aus,
Melodien treiben bis zum Strauß
Des Gipfels Dir die Linien hinan,
Kein Zug läuft eigenwillig seine Bahn,
Und macht auf eigene Hand sich Blumen kraus,
Du pflanzest nicht auf tolles Formgebraus,
Nein, auf organ'sche Gipfel nur den Hahn" 2c.[3]

Wie der Charakter des großen Görres, welcher in der Künstlerfreundschaft Schinkels und Brentano's ein Hauptbindeglied

[1] Im Böhmer'schen Nachlaß finden sich wohl über hundert Strophen auf lange Papierbahnen geschrieben, vielfach durchgestrichen und überarbeitet.

[2] Anspielung auf die bisweilen etwas gar zu großartigen Pläne des Meisters.

[3] Ges. W. VII. S. 286.

machte, so war auch diese Freundschaft selbst ernst und tief, gleichsam nur in den höheren Regionen des Gedankens wohnend und schaffend. Eine schöne Bemerkung über Schinkels Wesen findet sich in den Werken des Dichters und ist wahrscheinlich Bruchstück eines Briefes: „Als er (Schinkel) vom Rheine zurückkam, empfand ich eine eigene Freude und Angst über das wunderbare, milde Feuer, welches das ganze Wesen dieses kunstreichen Menschen durchlodert, und ohne daß er sich dessen innigst bewußt wäre, eine Beziehung auf ein höheres, untergegangenes Dasein, wie die Sehnsucht nach einem verlorenen Vaterland und Bürgerrecht ausspricht, zu dessen voller Erkenntniß er vor der Freude und Reproduktionslust der Spiegelfragmente dieser verlorenen Herrlichkeit in der Kunst nicht gelangen kann. Und das ist das Rührende in allen ausgezeichneten, geistreichen und genialen Menschen, welche sich nicht Christo von ganzer Seele unterworfen haben. Kein Christ, der wiedergeboren ist, kann diesen rührenden Eindruck machen; die Wahrheit ist schön und groß und die Schönheit in ihrer Vollendung ist ohne Wehmuth, außer in der Verbindung mit der Endlichkeit. Die Menschen nur erregen Wehmuth, welche unter dem Spruche begriffen sind: ‚Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!‘ Der Christ aber weiß allein, was er thut.“ [1]

Außer Schinkel lernte Brentano in Berlin den Convertiten Adam Heinrich Müller kennen, der sich gerade um jene Zeit in seiner Heimath aufhielt und vergebens auf eine Anstellung im preußischen Staatsdienst wartete. Müller war ein Schüler und Freund des berühmten Publizisten Gentz, und hatte sich schon im Jahre 1800 einen Namen erworben durch seine Vorlesungen gegen die französische Revolution, die er als 21jähriger Jüngling in Göttingen gehalten; sein dauerndster

[1] Ges. W. IV. S. 434.

Ruf stammt jedoch aus der Zeit seines Aufenthaltes in Oesterreich, wohin er sich im Jahre 1811 gewandt hatte. Brentano und Müller konnten sich trotz ihres entgegengesetzten Charakters doch recht gut vertragen. „Adam Müller, der jetzt hier lebt," schrieb der Dichter an Görres, „ist ein gescheidter, zur Vornehmigkeit und Noblesse geneigter, etwas eindärmigter Mann, der mir recht gut ist und mit dem ich mich oft amüsire, denn er hat keine meiner Eigenschaften, ist statt dessen ruhig und hinlänglich und länglich, zu Zeiten sogar langwierig und weilig."[1] Das Letztere mochte wohl daher kommen, weil der ruhige Staatsmann den tollen Einfällen und lustigen Sprüngen des Phantasus nicht immer den nöthigen Antheil zollte, denn gerade von Müller rühmt der keineswegs zu übertriebenem Lobe eines Convertiten geneigte Gentz, daß er „einer der größten Menschen dieser und aller Zeiten gewesen, im Gespräche mit keinem zu vergleichen". Müller war ein ernster, katholisch denkender und handelnder Mann, erfüllt „von dem treuen Bestreben, in der Wissenschaft wie in der Kunst und im Leben Einem Herrn zu dienen, in der Sprachverwirrung dieser Zeit Eine und dieselbe Sprache des Herzens zu reden", aber vielleicht war es dieses katholische Streben und Reden des Freundes, was dem Dichter seinen Umgang so vornehm und langwierig erscheinen ließ. Das war bei anderen Bekannten nicht zu fürchten, sie waren entweder lustige Gesinnungs- oder Kunstgenossen. „Der Phöbus Kleist,"[2] heißt es in dem angeführten Briefe, „der von Müller für todt gehalten wurde, ist von Prag wieder hier angekommen, und nachdem ich

---

[1] Görres, Ges. Briefe II. S. 79.

[2] Der bekannte ebenso geniale als unglückliche Dichter Heinrich von Kleist, der in Vereinigung mit Ad. Müller in Dresden eine Zeitschrift „Phöbus" herausgegeben (1808), die aber nach einem Jahre wieder einging.

nun seine übrigen, im Phöbus zerstreuten Arbeiten, besonders den Anfang seines Käthchens von Heilbronn und der schönen Erzählung Kohlhaas gelesen, war ich recht erfreut, ihn lebendig zu wissen und zu sehen. Er ist ein sanfter, ernster Mann von 32 Jahren, ohngefähr von meiner Statur; sein letztes Trauerspiel, Arminius, darf nicht gedruckt werden, weil es zu sehr unsere Zeit betrifft; er war Offizier und Kammerassessor, kann aber das Dichten nicht lassen und ist dabei arm." [1]

Graf Löben, bekannt unter dem Namen Isidorus Orientalis, war ebenfalls in Berlin, und ließ gerade einen ungeheuren Band Lyrika drucken, hatte aber aller Schwindelmystik entsagt, schimpfte über seine früheren Arbeiten, erklärte sie für Nachahmerei und machte selbst Spottgedichte darüber. Mit diesem „sehr guten, weichen, garstigen Grafen" wohnten die „beiden guten Eichendorffs", der bekannte Dichter und sein Bruder. Brentano verkehrte viel mit diesen jungen Freunden, die er bereits aus Heidelberg kannte, und besuchte sie oft in ihrer Wohnung. Er fand, daß „die Drei in der Reihe herum das Wechselfieber und dabei leider Gottes keine andere Lektüre auf ihrer Stube hatten, als Rostorfs Dichtergarten und die Schriftproben von Görres, zwischen denen immer Rauchkerzchen brannten, weil es gottlos stank" [2]. Besonders hatte sich Clemens an den edlen begabten Joseph Eichendorff angeschlossen, und wenn dieser in der Folge eine so begeisterte Studie über Brentano geschrieben hat, so geschah es aus dem guten Grunde, weil er Zeit und Gelegenheit hatte, die tiefste Seite des oft mißkannten und geschmähten Mannes zu kennen.

Mit Fouqué wurde die Bekanntschaft in ächt Brentano'schem Stile eröffnet. „Diesen Fouqué habe ich neulich kennen gelernt ... Er fragte mich, wie mir sein Sigurd gefalle, und ich sagte

---

[1] Görres, Ges. Briefe II. S. 79.

[2] Görres, Ges. Briefe a. a. O.

ihm sehr artig: nicht nur gar nicht, sondern weniger als seine anderen Sachen, die mir auch nicht gefielen; ich stellte ihm dieses Urtheil bloß als eine spezifische Merkwürdigkeit an mir vor, und er gewann mich sogar lieb drum — ist das nicht ein guter Kerl; denn er schwor mir, es sei ihm sehr ernst bei dem Buche, und habe er über der Arbeit mit Gott gerungen."[1] Fouqué war ein sehr liebenswürdiger, gütiger Mann, trotz seiner im Krieg bewiesenen Bravour, er war außerdem viel zu vernünftig, als daß er unter der rauhen Schale, die Brentano's so wenig höfliche Ausdrücke und Urtheile umgab, nicht den wahren Kern ächter Treue und Aufrichtigkeit herausgefunden hätte. Er ließ sich also durch dessen Kritik nicht abstoßen, sondern näherte sich eben wegen derselben dem merkwürdigen Sonderling und ward sein Freund. Dadurch aber hatte er in Brentano's Augen die Feuerprobe bestanden, und fing dieser nun seinerseits an, den Dichter des Schlangentödters zu achten und zu lieben. Auch beeilte er sich, den Freund wo nicht wegen des harten Urtheils um Verzeihung zu bitten, so doch über den tieferen Sinn desselben aufzuklären:

„Ich bin Ihnen wenigemal in Berlin begegnet, aber nur immer so kurz, oder in solcher Umgebung, daß wir uns keine Idee von einander geben konnten. Dennoch habe ich mich nicht in Ihnen geirrt, wenn ich Ihnen gleich mein Vertrauen zu sehr in verkürzter Zeichnung mag erwiesen haben, als daß Sie nicht daraus selbst, unterstützt durch das Vorurtheil Anderer, eine Meinung von mir sollten vorgefaßt haben, die Sie mir zwar mit der Ihnen eigenthümlichen Güte geäußert, die ich aber dennoch zu unrichtig fühle, als daß ich sie Ihnen lassen dürfte, ohne Sie selbst zu der Täuschung in Hinsicht meiner zu verführen, die ich in Ihnen beklage. Sie glauben nicht, lieber Fouqué, wie ungemein wohl Sie mir den letzten Abend bei der

[1] Görres, Ges. Briefe II. S. 82.

Liedertafel durch das Geständniß gethan, daß meine Nähe Sie in einige Verlegenheit brächte, und daß Sie nicht wüßten, woran Sie mit mir seien. Das war recht brav von Ihnen; Andere machen es sich's bequemer. Andere Leute, die überhaupt zu hoffärtig sind, als daß sie nicht glauben sollten, ein Strohwisch könne leben, weil sie sich nur einen Strohwisch denken können, würden lieber mich kurz und gut als einen witzigen Schäker, als einen vagirenden Teufels-Komödianten, einen Rattenfänger von Hameln, ohne Pfeife und ohne Kinder (als die jüngsten seiner Laune) decretirt haben. Und wahrlich, welch' größeres Almosen kann man solchen Freigebigkeitsbettlern geben, als daß man die treffliche Ausführung ihres bescheidenen Titels wird? Es wäre der Mühe werth, solche Reisende hinter die Façaden von Dessau zu führen, wo manche arme Hütte ein reiches Herz wohl vor dem Wetter, aber nicht vor dem Hunger schützt. Vor solchen selbstseligen Musterreitern mache ich lieber alle Fenster der Façade auf, als daß ich ihnen die zerschlagenen, papiergeflickten Spiegelscheiben, welche zu trüb sind, den Triumphzug dieser selbständigen Edeln zu spiegeln, anvertraute. Mein lieber Fouqué, ich will Ihnen sagen, was ich vergaß, da ich Ihnen sagte, Ihr Sigurd sei mir Nichts. Ich vergaß zu sagen: ich freue mich von ganzer Seele, daß das Genie seine Grenzen hat, die Tugend aber nicht, und daß Sie mir wie ein Tugendhafter erscheinen und eine Bahn Ihnen offen, die unendlich. Ich habe noch Keinen geliebt wegen seiner Dichtungen; die besten Dichter haben keinen Theil an ihnen, und können sie gerade nichts Schlechteres treiben, als ihre besten Werke. Wenn ich aber ein Herz finde, das ich lieben kann und das mich begeistert, so habe ich Respekt vor ihm und seinem Meister, dem lieben Gott, der uns am Ende doch den Lorbeerkranz abläuft, wenn er Lust hat; aber er hat des Zeugs genug, und läßt es wachsen. Kurios, sagte ein Philister, er hat die Welt voll der schönsten Botanika und nimmt sich gerade die Dornen. Eheu! Surge Christophore,

jamjam tempus est ad scholam eundi! Das wollte ich Ihnen schreiben, und meinen Wunsch, daß Sie sich keinen schlechteren Gedanken von mir machen, als nöthig. Sollten Sie je zu gut von mir denken, so lassen Sie mich sorgen, denn ich habe Sie von Herzen lieb, und wen ich lieb habe, dem kann ich es nicht verschweigen. Ich habe überhaupt kein Geheimniß auf Erden, denn was geheim ist außer der Dreieinigkeit, das halte ich des Teufels. O wie schön mannigfaltig hat Gott die Geschaffenen in bunte Reihe gesetzt, daß sie sich nicht langweilen sollen, und doch thun sie — —."[1]

In demselben Briefe versuchte Brentano auch dem Freunde eine Idee seines eigenen Lebens in den buntesten und traurigsten Bildern zu geben. Er vergleicht sich mit einer Alles spiegelnden zerplatzenden Seifenblase, die als bitterer Tropfen auf den Grund der Seele fällt; mit jener Feldblume (Kettenblume), „die das Volk Gespenster nennt, deren Blüthe eine Kugel von luftigen Haaren und melancholischer Hirten Orakel ist" u. s. w. Aber diese Bilder vermochten nach des Dichters spätern Worten sein eigenstes Wesen nicht zu schildern. „So viel fühle ich, daß ich mich nach Ihrem (Fouqué's) Wohlwollen im Allgemeinen sehnte und Ihnen eine Idee von meinem Verhältniß zum Leben zu geben wünschte, wie ich es damals fühlte. Aber ich irrte mich, so war es nie, es ließ sich aber nur im Beichtstuhl anders aussprechen."[2]

Dieses Geständniß des Dichters darf uns nicht wundern. Wenn auch seine äußeren Lebensverhältnisse in Berlin so ruhig und geregelt schienen, als sie es wohl jemals zuvor gewesen,

---

[1] Ges. W. VIII. S. 165 ff. — Dieser Brief wird in der Gesammtausgabe fälschlich in das Jahr 1812 verlegt, da er nach seinem ganzen Inhalt kurze Zeit nach dem ersten Zusammentreffen der Dichter geschrieben wurde.

[2] Ges. W. VIII. S. 170.

so war es doch im Innern des Herzens traurig um ihn bestellt. Die Berliner Luft taugte für Brentano am allerwenigsten, denn selbst im Umgange mit den meisten Freunden athmete er den Berliner Geist ein, der sein bereits schlummerndes religiöses Bewußtsein allmählich in eine wahre Lethargie bringen mußte. Dieser Berliner Geist war ein eigenthümliches Wesen, nicht einfach natürlich wie der Duft einer Pflanze, sondern zusammengesetzt und destillirt wie ein kosmetischer Parfüm auf einem Toilettetischchen. Ein Mann, der sich vorzüglich auf derlei Analysen verstand, Varnhagen von Ense, bietet uns irgendwo das Recept zu dem Berliner Geist, wenn er sagt, daß der Geist des 18. Jahrhunderts, die Regierung Friedrichs II., der Berliner Boden und die Thätigkeit Mendelssohns und Lessings nothwendig gewesen seien, um den specifisch Berliner Geist zu zeitigen. Nach dieser Beschreibung der Ingredienzien ist es unnütz, auf die Eigenschaften des ganzen Präparates aufmerksam zu machen, und jedenfalls hätte es bei Brentano eines viel kräftigeren religiösen Lebenstriebes bedurft, um in solcher Atmosphäre gedeihen und aufblühen zu können; wenn er auch nicht abstarb, so verkümmerte er doch auf die traurigste Weise.

In vollen Zügen trank er den Berliner Geist nicht so sehr in der „Liedertafel", dem Wochenkränzchen der geistreichen Männer und Schriftsteller, als in dem jüdischen Salon Rahels, der, wie früher bemerkt wurde, um jene Zeit das letzte und kräftigste Bollwerk des Judenthums in Berlin war. Rahel hatte den Dichter bemerkt und suchte ihn durch Auszeichnungen aller Art für ihren Kreis zu gewinnen. Clemens ließ sich, Dank den Bemühungen Arnims, nicht gänzlich von dem Zauber umstricken, wagte ihn jedoch, wegen der vielen Annehmlichkeiten, nicht männlich zu zerreißen, er schwankte unschlüssig hin und her, oder flog wie die Motte spielend um die glänzende, gleißende Flamme. Da er in Rahels Salon mit der

vornehmen und feinen Klasse der Berliner Gesellschaft wie in der „Liedertafel“ mit den Künstlern und Gelehrten bekannt geworden und sie Alle durch das Feuer seines Witzes, durch die ganze unbestreitbare Originalität seines Wesens gewonnen hatte, so ward der Frankfurter Gast bald eine der beliebtesten und bekanntesten Persönlichkeiten in der preußischen Hauptstadt. Mittheilungen über den Dichter sagen, daß man ihn in Berlin auf den Händen getragen habe; sicher ist, daß ihm von verschiedenen Seiten die Beweise einer wirklichen Achtung und Liebe zu Theil wurden.

So war gerade er es vor allen einheimischen Dichtern, den man mit der Abfassung einer Cantate zur Feier der Einweihung der neuen Universität (15. October 1810) betraute.

Die Aufgabe war keine leichte, aber der Dichter wußte sie zur allgemeinsten Befriedigung zu lösen und bewies nach dem Worte Schlegels, daß gerade im Gelegenheitsgedichte sich des Liedes Meister zeige. Schon der großartig einfache Anfang des Werkes erhebt den Zuhörer in die reinere Sphäre der Religion, die, wenn auch ungesehen, der Feier anwohnt und ihr die rechte Weihe gibt.

„Es ist ein göttlich Werk zu lehren;
Er selbst, er hat gelehret
Die hohen Priester in dem Tempel,
Da er, ein Kind noch, wandelte
Auf seiner Erde.“

Dem Urquell aller wahren Lehre schwören denn auch die Lehrer den heiligen Eid,

„Zu Seinem Lob und Ehren
Die Wahrheit treu zu lehren.“

Friedrich Wilhelm III. hatte nach Gott das meiste Anrecht auf den Dank der Stadt; ihm wendet sich darum auch der Dichter zuerst in einem begeisterten Doppelchore zu, aber beim Gedanken an die Schwierigkeiten, unter denen das Werk zu

Stande gekommen, schweift er hinaus über das liebe deutsche Vaterland. Nach einem Wechselgesange der Musen und der Stadt nahen die Studenten mit ihrem frischen, jugendkräftigen Liede:

„Glück auf, Glück auf, Viktoria!
Es ist im Vaterlande
Ein Musenberg voll Gloria
Mit Gottes Gunst entstanden!“ u. s. w.

Aber schon treten ernst und majestätisch die vier Fakultäten vor, beschrieben in einem sprachlich meisterhaften Recitativ. Die verschiedenen Schulen und besonders die Akademie der Wissenschaften begrüßen freudig die neue Schwester, und reichen ihr zum Willkomm

„Den Apfel der Granate ....
Der Vielheit Einheit in der Schale Gold.“

Trefflich in poetischer Kürze ist ferner in diesem Gruße der Unterschied der verschiedenen Unterrichtsanstalten ausgedrückt, wenn es heißt:

„Daß so die Lehre ihren Kreis vollende,
Und bilde eine Welt,
Seid in die Mitte ihr gestellt.
Zur Schule geht der Lehrling bei dem Meister,
Dort wird gelernt;
Der hohen Schule Schwellen
Betreten Meister und Gesellen,
Hier wird gelehrt.
Und unser (der Akademie) ist der ernste Kreis,
Wo Meister sich zum Meister nur gesellt,
Und jeder seiner eig'nen Werke Fleiß
Erfindend, schaffend, treu zu Tage stellt.“

Das Gedicht schließt mit der feierlichen Einführung der neuen Professoren in das Universitätsgebäude und einer Erklärung der goldenen Aufschrift „**Universitati literariae**“.

Die Cantate wurde von Reichardt componirt und erzielte bei ihrer Aufführung den tiefsten Eindruck. Den Beifall, den das Gedicht in den literarischen Kreisen fand, können wir in den Correspondenzen der Zeit verfolgen, besonders Rahel mit ihren Salonshabitus's war davon begeistert. „Brentano hat ein wunderschönes Gedicht auf die Einweihung der Universität gemacht," schrieb sie kurze Zeit nachher an Varnhagen[1]. Besser als Worte bewies übrigens ein neuer ehrender Auftrag das allgemeine Vertrauen auf die Muse des Dichters. Kaum waren die Feiertöne in der Universitätsaula verklungen, als Brentano mit der Abfassung eines neuen Liedes betraut wurde, nur war es dießmal — ein Trauergesang.

Die edle Königin Louise von Preußen war am 19. Juli 1810 unerwartet gestorben. Der Schmerz um diese Fürstin war ein allgemeiner und aufrichtiger, wie die Liebe, welche sie den Herzen ihres Volkes abgewonnen hatte. Ihr dankte Deutschland die Energie, mit der Preußen sich gegen den Eroberer gewaffnet; in schwerer Zeit, als Allen der Muth darniederlag, hatte diese Frau die Hoffnung aufrecht gehalten und mahnte gegenüber einer kleinlichen Politik und einer tödtlichen Unthätigkeit zur gemeinsamen That und Ausdauer. „Das ist der härteste Schlag, der uns getroffen," hatte ihr königlicher Gemahl bei ihrem Tode schluchzend ausgerufen, und dieses Wort fand ein banges dumpfes Echo des Schmerzes und der Furcht in dem Herzen der Nation.

Brentano hatte Gelegenheit gehabt, die königliche Todte achten und lieben zu lernen, darum schrieb er ihr Grablied auch

[1] Die Cantate wurde nur einmal als Festgabe bei Julius Hitzig gedruckt und aus Versehen in die Gesammelten Werke nicht aufgenommen. In der Einleitung zu den Briefen Brentano's sind nur zwei Bruchstücke abgedruckt. Da sie es aber jedenfalls mehr als Anderes verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden, lassen wir sie im Anhange unverkürzt nachfolgen.

mit dem Herzen eines wahren, tiefergriffenen Dichters. Sein Werk, eine der vollendetsten Leistungen seines Genius, duldet ebensowenig eine Analyse, als die Trauer, die es eingab.

„Wehe! wie gehet ein Ruf
Durch die Gefilde des Landes!
Wie schallet schreckend einer Posaune Schall
An die Thore der Stadt!
Ach! des Leides Maß — voll war es nicht!
In eiserner Zeit
Sind die Schwerter unzählig,
Und überschwenglich
Ist der Becher der Noth!“ [1]

Was in diesem Gedicht wie in dem der Gründungsfeier am wohlthuendsten berührt, ist der religiöse Ton, der sich besonders im Trauerlied oft zur großartigsten Hymne emporschwingt und in einem eigenen Widerspruch mit des Dichters damaliger Gesinnung zu stehen scheint.

Die Cantate als deutsche Dichtungsform ist längst verschollen, hauptsächlich wohl deßhalb, weil meistens nur weniger begabte Schriftsteller sich den tausend Einfällen eines capriziösen Komponisten fügen wollten. Wie aber der ächte Dichter sich gerade in der Beschränkung groß und in der Fessel frei zeigt und jeder Form das Siegel der Meisterschaft aufzudrücken versteht, das beweisen deutlich die zwei melodienreichen und gedankentiefen Lieder Brentano's. Clemens wußte es übrigens, „daß sein Lied gerade nicht schlecht sei“ und hegte daher den Wunsch, es möge von Beethoven componirt werden. Er

[1] Auch dieses Gedicht wurde von Reichardt componirt, erschien aber nicht in gesondertem Drucke. Ob es sich unter den gedruckten Compositionen des Meisters befindet, konnten wir nicht ermitteln; so viel uns bekannt, existirt es überhaupt nur in einer einzigen Originalschrift, dem zweiten Brouillon von der Hand des Dichters. Aus diesem wurde es sorgfältig ausgezogen und folgt wie die obige Cantate im Anhange dieses Bandes.

sandte es auch dem Meister durch Vermittlung seiner Schwägerin Tony, die damals zum Besuche in Wien war. Beethovens Antwort ist uns unbekannt; jedenfalls übernahm er die Composition nicht und diese fiel darum wieder dem Freunde Reichardt zu.

Durch dieselbe Schwägerin ließ Clemens eine schöne Abschrift seiner Arbeit der Kaiserin Louise von Oesterreich überreichen, weil er wußte, wie sehr diese die verstorbene Königin geliebt hatte und „weil Nichts den Dichter mehr erfreuen kann, als der Gedanke, Herzen, die die Welt meistens dem Menschlichen entfernt, in den Minuten zu rühren, wo die Trauer oder die Freude die kalten Mauern ersteigt, in denen sie lebendig begraben sind“ [1].

Außer den beiden Cantaten verfaßte Brentano um jene Zeit noch eine andere größere, aber prosaische Schrift. Bereits während seines Aufenthaltes in Jena wurde einer Satire gegen die Philister gedacht, die jedoch damals nur schwachen Beifall gefunden hatte. Clemens arbeitete sie deßhalb in Berlin wieder um, und las sie dann eines Abends den Freunden in der Liedertafel zur allgemeinsten Heiterkeit vor. Jeder der Anwesenden wollte eine Abschrift der humoristischen Abhandlung besitzen, und da ihnen gerade ein armer Mann bekannt war, der sich vom Copiren ernährte, so wurde beschlossen, diesem einiges Verdienst durch Anfertigung der nöthigen Exemplare zu verschaffen. Als aber der Ruf von Brentano's Arbeit in weitere Kreise gedrungen war, so meldeten sich die Liebhaber für die Schrift in solcher Anzahl, daß man fürchtete, der Schreiber, welcher an den Augen litt, dürfte bei aller Anstrengung erst spät alle seine Wohlthäter befriedigen können und dabei noch das Augenlicht selbst einbüßen. Es wurde also eine Subscription veranstaltet und beschlossen, „den philistrischen Druck als vortheil-

[1] Ges. W. VIII. S. 163.

hafter vorzuziehen" und den Reingewinn jenem Armen zuzuwenden. Somit erschien „dieses gedruckte Manuscript, oder lederne Hufeisen", und jeder Besitzer wurde eingeladen, „sein Exemplar nicht zu verleihen, sondern Jeden, der sich über die Philister oder sich selber Raths erholen wollte, gefälligst an die Wittich'sche Kunsthandlung zu weisen".

„Ein Thaler Courant!
Kauf, milde Hand,
Philister Hohn
Und Gotteslohn."

„Die Philister vor, in und nach der Geschichte"[1] bildet eine witzsprühende Abhandlung, in der alles Niedere in Kunst und Poesie, im öffentlichen wie im häuslichen Leben mit scharfem, oft allzu derbem Spotte gegeißelt wird. Das Ganze ist im blühendsten Stile der ersten romantischen Manier gehalten. Aber der damals so hochgerühmte, fast ausschließlich gesuchte und gepriesene Humor war doch weiter nichts, als was die Alten schon unter dem Namen der scherzhaften Satire kannten und übten. Nur waren die Alten viel zu feinfühlend, als daß sie diese poetische Seite zu oft und zu lange vorkehrten, sie brauchten dieselbe mit Geschick zur Abwechslung oder zur Vervollständigung der Farbenskala, aber bedienten sich ihrer in einem größeren Werke selten ausschließlich. Wie denn nun wirklich die Romantik kein einziges Kunstwerk in dieser Art hervorgebracht, so bleibt auch Brentano's Arbeit weit hinter dem Ideale zurück. Anhaltend vermag Keiner lange zu lachen, und selbst der immer heitere Momus geräth vor lauter Lachen bisweilen in's Grinsen. Es gilt viel mehr vom Scherz, was der Dichter vom Glück sagt:

„Nichts ist so schwer zu tragen,
Als eine Reihe von schönen Tagen."

[1] Berlin 1811. Wittich'sche Kunsthandlung.

Wenn nun vollends, wie bei Brentano, der Scherz nicht immer auf der Oberfläche liegt, und Geistreichigkeit, gesuchte Pointen, grobkörniger Volkswitz sich förmlich aus einem Satze in den anderen hinübertummeln, so ist es klar, daß von einem ruhigen Genusse keine Rede sein kann. Die Lesung ermüdet. Stückweise genossen, im rechten Augenblicke durchflogen, kann sie wohl manchen ernsteren und tiefer blickenden Leser anregen und theilweise angenehm befriedigen, Allen ohne Unterschied mag sie schon wegen ihres bisweilen allzu derben Tones nicht angerathen werden. Von dauerndem Werthe und wirklich trefflich sind jedoch einige Aphorismen über Kunst, Philosophie, Literatur und besonders die Stelle über das Theater [1]. Manche derselben sind bereits zu geistreichen Schlagwörtern geworden. Um aber nicht in den Ruf eines Philisters zu kommen, wird es besser sein, keinerlei Beispiele der Art anzuführen, denn darum lieben ja die Philister „den herrlichen Schiller vorzüglich, weil sie seine sentenziöse, reflektirende Dichtung in lauter Stammbuchstückchen zerknicken und verschlingen können“.

---

[1] Vgl. Auswahl II. S. 541.

4. Die Romanzen vom Rosenkranz.

1810.

Weder der gesellige Umgang in der geistreichen Residenz, noch die kleineren dichterischen Arbeiten wären im Stande gewesen, Zeit und Herz Brentano's auszufüllen oder auch nur ihn dauernd zu fesseln. Das Alles, was er öffentlich sang und dichtete, war nicht *sein* Lied, es klang nur in aufgelösten spielenden Akkorden an die Grundmelodie seines innersten Seelenlebens an, und eben weil es zu öffentlich war, konnte es nicht das Geheimniß des Herzens bergen. Die Perle der eigensten Poesie seiner Trauer, seiner Sehnsucht, Reue und Liebe, schlummerte in der Tiefe eines bitteren, wenn auch äußerlich glitzernden, leichtwallenden Meeres. Aber in diese Tiefe stieg der Dichter mit Vorliebe in einsamen Stunden, und eingeschlossen zwischen den phantastisch drohenden, zauberhaft lockenden Riffen und Grotten mit ihrer üppigen unterseeischen Pflanzen- und Thierwelt saß der kühne Taucher träumend und lauschte dem sanften, wilden, immer zaubervollen Liede der Wasserfrauen. So schrieb er Tag um Tag an dem Liede seines Lebens und nannte es *die Romanzen vom Rosenkranz*.

Bereits in Heidelberg hatte er sich lange Zeit mit dem Plane einer größeren romantischen Schöpfung getragen, die alle Hauptmotive der neuen poetischen Schule umfassen sollte. Während des Aufenthaltes in Landshut reifte der liebgewordene Gedanke immer mehr, und die ersten Versuche einer Aus-

führung desselben entstanden mitten unter den seltsamen Leiden der zweiten Ehe. Die häuslichen Verhältnisse gestatteten jedoch keine ruhige, anhaltende Arbeit, und so war es bis zum Jahre 1809 bei einigen unbedeutenden Bruchstücken geblieben. Als aber in Berlin zugleich mit der äußeren Ruhe das innere Leiden wuchs, da ward es für Brentano ein unabweisliches Bedürfniß, sich in sich selbst zu sammeln, durch künstlerische Behandlung eines seiner inneren Stimmung entsprechenden Stoffes sein Gemüth zu erleichtern und mittels der reinigenden, friedlichen Durchführung der gährenden, kämpfenden Motive seines Gedichtes auch mit der Unruhe und dem Widerstreit des eigenen Herzens zu einem Abschluß zu kommen. Klar spricht dieser psychologische, subjektive Ursprung des ganz objektiv historisch gefaßten Gedichtes aus den verschiedensten Stellen der Briefe Brentano's.

„Ich habe sowohl innerlich als äußerlich ein an bitteren, schmerzlichen und wohlthätigen, süßen Erfahrungen reiches Leben gelebt. Große Freuden und Leiden sind, mit einer dunkeln, grausamen Phantasie sich in mir wiederspiegelnd, über mich ergangen. Es ist vorüber ... Während ich solches erlebte, entstand in mir unbewußt die Begierde, ein Gedicht zu erfinden, wie ich gern eines lesen möchte, und, was mir nicht begegnet war, gewisse Bilder und Zusammenstellungen begegneten mir immer wieder. Ich schaute sie mit gleichem Genuß an, ihre Farbe wurde mir bestimmt, und ich entschloß mich, sie in einem historischen Verhältniß zu einer ganzen Begebenheit auszubilden, die bald auch ein Schicksal, eine Nothwendigkeit, ihren Himmel, ihre Erde, Leben und Tod empfing. Ich bildete sie in einzelnen Romanzen aus, die alle klar und bestimmt, ohne vielen lyrischen Erguß, meist handelnd sind, und empfand bald, daß sie mein gehörten, daß sie von mir waren und mich erfreuten ... Es ist nicht dieses Lied selbst, das ich liebe, es ist die Fata Morgana über meinem versunkenen Paradiese, das Nest eines ver-

brannten, aber nicht wieder erstandenen Phönixes, in dessen Asche blasend ich diese Gestalten gesehen habe, aber ich konnte sie nicht zeichnen, ich mußte sie singen mit gebrochener Stimme." [1]

Noch deutlicher schreibt Brentano über denselben Gegenstand an Fouqué. „Vivat! ich kann so lustig sein und so traurig, als ich mag, und das zu aller Stunde. Sieh da, das ist all' meine Kunst, und ich nehme fürlieb. Und wer es mit mir theilen will und kann, der kriegt noch Körbe voll Brosamen ... Ich war eine Goldharfe, mit animalischen Saiten bezogen, alles Wetter verstimmte mich, und der Wind spielte mich, und die Sonne spannte mich. Und die Liebe spielte so leidenschaftlich Forte, daß die Saiten zerrissen ... Nun habe ich die Harfe im Feuer ausgeglüht und sie mit Metall besaitet und spiele sie selbst ... Nun aber habe ich mir Alles ausgedacht, was ich noch nirgends gelesen und gesehen, und wonach ich dürste: Farben, die mir vorschweben, und zu denen ich die Bilder in allen Gallerien umsonst gesucht; einen Hintergrund, unergründlich und doch nah und wehend, wie der Himmel und die Hölle, und einen Vordergrund wie Wiesengrün, Lämmer und Rosen und eine Linde, ein Altar und ein stiller Brunnen, dabei schlummert ein Kind im heißen Mittag, und einen Mittelgrund wie wandelnde Jungfrauen und Jünglinge liebend und betend; links Bürgerkampf auf offenem Markte, rechts Tempelbau, über das Ganze ragend ein Thurm von falscher Philosophie und dem Teufel als Wetterableiter; am Himmel aber niedersinkend ein Gewitter und drüber ein Regenbogen, durch den Aurora tritt u. s. w." [2]

In diesen Worten drückt Brentano ziemlich getreu die Stimmung und die Contouren seines Werkes aus. Es ist seine

[1] Ges. W. VIII. S. 135, 139, 141. Brief an den Maler Runge.
[2] Ebendas. S. 167 f.

epische Welt. Aber wo sollte er nun die Fabel finden, diese Linien auszufüllen und die Trägerin seiner Gefühle und umfassenden Gedanken zu werden?

Ghirardacci in seiner Istoria di Bologna erzählt die sagenreiche, schicksalsschwere, schauervolle Geschichte eines fluchbeladenen Geschlechtes. In ihren ächtromantischen Motiven und zahlreichen Anklängen an Brentano's eigene Schicksale hatte die Erzählung des italienischen Chronisten immer einen tiefen Eindruck auf des Dichters Seele gemacht. Sie nahm er daher zur Grundlage seiner Fabel und spann sie, durch Benützung anderweitiger Quellen und eigener Lebenserfahrungen vermehrt, zu der schließlichen Fassung der Romanzen aus.

„Das Ganze ist ein apokryphisch religiöses Gedicht, in welchem sich eine unendliche Erbschuld, die durch mehrere Geschlechter geht, und noch bei Jesus Leben entspringt, durch die Erfindung des katholischen Rosenkranzes löst. Die alte Fabel des Tannhäusers ist ... darin gelöst und eingeflochten, so wie die Erscheinung der Zigeuner in Europa, und der Ursprung der Rosenkreuzerei (als eines Gegensatzes des Rosenkranzes), der Pilgerfahrten und der Kreuzzüge, als Episoden, doch durchaus aus der Quelle des Ganzen entspringend, poetisch begründet werden. Die Einleitung des Gedichtes wird in einem Anderen bestehen, welches alle Punkte meines eigenen Lebens enthält, die in jenen Zirkel fallen; gewissermaßen die Reisegeschichte, die mich zu diesen Gestalten geführt, mich endlich an sie geschlossen und mich gezwungen hat, es zu schreiben. Sie müssen nicht glauben, daß dieses störend ausfallen wird ..., es soll nicht weniger, als daß Dante selbst in seiner Hölle herumgeht.“[1]

In Böhmers Nachlaß findet sich ein Entwurf der Romanzen von Brentano's Hand, in welchem er mit den einzelnen Fiktionen stets Züge aus seinem Leben in Verbindung bringt, z. B. „Zug

[1] Ges. W. VIII. S. 157.

in den Venusberg — Eckarbt-Savigny warnt mich. — Ich sitze vor dem Venusberg und sehe die Bruderliebende (Bettina) und die Günderode eingehen. — Eckardt-Arnim ruft. — Zu der Geliebten. — Leiden, Freuden. — Todtenkränze 1, 2, 3, 4 (Sophie und die Kinder)" u. s. f. — Die Persönlichkeit Savigny's hat im Jacopone ihren trefflichsten Ausdruck gefunden, während Marianna Jung zur Biondette ward u. s. w. An andere Anklänge des Dichterlebens in den Romanzen wurde ebenfalls erinnert. Nur Rosablanka war kein Porträt, sie war vielmehr das Sehnen des Herzens nach Kinderunschuld und klarem Seelenfrieden. Dieß geht aus einem späteren Briefe des Dichters hervor. „Bewahre den Brief dieses Kindes, er ist der wunderbar gelungene Abdruck eines durch sehr ernste Dinge sehr schön, sehr tief bewegten, weil reinen, einfältigen, demüthigen, treuen, christlichen Herzens. Was rührt mich so in diesem Briefe, was macht ihn mir so weit und reich über seinen armen Umfang? Er klingt an ein Dasein, das ich mein Leben lang gesucht, das ich in Momenten, Situationen charakterisirt gefunden zu haben glaubte. Auch fühle ich im Eindruck dieses goldenen Blattes aus dem Herzen eines Kindes — das immer nur zwei Blätter in seinem Herzbuch hat: eines voll Jesu-, eines voll Menschenliebe, die dicht aneinander liegen — in diesem Augenblick eine Erinnerung an das Menschenbild, das mir vorschwebte, da ich, nicht ohne einige gute Bewegung, die Lieder von Rosablanka, der Tochter des alten Büßers, schrieb. Wie steht sie ganz so neben der Schwermuth ihres Vaters!" [1]

Nachdem Brentano in kurzen Zügen den Verlauf der Ereignisse entworfen hatte, ging er mit einem wahren inneren Drang an die Arbeit, und gegen Ende 1809 lagen die Romanzen in derselben Form fertig vor, in welcher wir sie heute noch besitzen. Dann wurde der Dichter für einige Zeit wieder unter-

[1] Ges. W. VIII. S. 441. Brief, dat. Ostern 1822.

brochen und schrieb nicht mehr weiter. Mit dem Gedanken, sie unvollendet liegen zu lassen, konnte er sich jedoch keineswegs befreunden, und so suchte er außer sich einen Mahner, der ihn im Nothfalle gezwungen hätte, das Werk zu einem klaren Abschluß zu bringen. Er schickte zu diesem Zwecke die bereits ausgeführten Romanzen im Januar 1810 an den Maler Runge, mit der Bitte, der Künstler möge jene Lieder mit Randzeichnungen im Geiste des von Dürer stammenden Münchener Gebetbuches verzieren. Es sollten „die malerischen Randglossen als die Hauptsache und der dichterische Text nur als ein armer Commentar erscheinen, in dem herzlichen Verlangen, daß Einzelnes in jenen Liedern, etwa in jedem die Bedeutung oder der höchste Moment der Erscheinung, durch einen geistreichen Meister mit wenigen Linien dem Leser näher gerückt sei, und aus den einzelnen festen Gestalten dieser Lieder die Beziehung zu Heiligerem symbolisirend herausgebildet und hindeutend begleitet werde."

Der Liedersendung war ein langer Brief des Dichters beigelegt, in welchem er eine vollständige Skizze seines inneren und äußeren Lebens entwirft, die den Maler in ein tieferes Verständniß und den vollen Sinn der Romanzen einführen sollte. Von der Zustimmung Runge's machte Brentano das weitere Schicksal seines Werkes abhängig; gehe der Maler auf den Vorschlag ein, so wolle der Dichter mit verdoppeltem Eifer die noch fehlenden Romanzen vollenden, sonst aber werde ihm trotz der Zustimmung so vieler anderen Freunde der Muth sinken, an dem Gedichte fortzuarbeiten.

Runge war nicht wenig über den autobiographischen Brief Brentano's erstaunt und wurde von den Romanzen so entzückt, daß er mit Freuden auf den gemachten Vorschlag einging. Aber es sollte doch anders kommen. Clemens, der sich von Jugend an gewöhnt hatte, „das, was wir im Leben das Schlimmste nennen, stets zu erwarten, und später mit Schmerz auch das Schlimmste für das Gute zu halten," erfuhr bereits

im Juni (1810) die Krankheit seines Freundes, die so bedenklich war, daß man für dessen Leben fürchtete. Wohl machte Brentano sich noch einige Hoffnung, aber schon im November beschloß Runge seine vielversprechende Künstlerlaufbahn nach einer, mit christlicher Ergebung ertragenen, langwierigen Brustkrankheit, und mit ihm wurde auch der Plan einer Vollendung der Romanzen zu Grabe getragen[1]. Der Dichter kehrte nie mehr zu ihnen zurück, und wenn ihm die Dichtung auch noch so sehr am Herzen lag und einzelne Charaktere und Bilder aus denselben ihn durch das Leben begleiteten, so konnte er sich doch nie entschließen, den unterbrochenen Faden wieder aufzunehmen.

Als er viele Jahre später (1825) in Koblenz bei Stadtrath Dietz verweilte und dort seine verschiedenen Schriften ordnete und sichtete, ging er mit dem Gedanken um, das Manuscript der Romanzen zu verbrennen, weil gar Manches darin nicht mehr mit seinen geläuterten Anschauungen übereinstimmte. Er gab daher die Blätter dem Freunde mit dem Bemerken, wenn er in zweimal vierundzwanzig Stunden von dem Augenblick der Uebergabe die Dichtung nicht zurückfordere, möge Dietz sie vernichten. Zwei Tage und eine Nacht vergingen, am Morgen des folgenden Tages war die Frist verstrichen, der Dichter hatte sein Werk noch nicht zurückverlangt. Noch am Abend des zweiten Tages war er für die Verbrennung desselben

---

[1] Brentano widmete dem Andenken des verstorbenen Freundes einen anerkennenden dankbaren Nachruf, der in den „Berliner Abendblättern“ (19. Dec. 1810) erschien. (Vgl. Ges. W. IV. S. 430.) Auch Göthe zollte dem Kunstsinne Runge's ein aufrichtiges Zeugniß, indem er in seiner „Farbenlehre“ ein Schreiben des Malers über die Farben zum Abdruck brachte. Außer den vier symbolischen Blättern von den Tageszeiten sind uns nur wenige Arbeiten Runge's erhalten. Brentano rühmt noch besonders die Zeichnungen zu den von Gubitz geschnittenen Stempeln eines Kartenspiels.

gewesen, und hatte in dieser Gesinnung bereits Abschied vom Freunde genommen. Da aber kam er plötzlich in der Nacht wieder zurück, ängstlich und hastig: „Gib es zurück, ich kann's nicht thun! böser Mann, gib es zurück!" rief er dem erstaunten Dietz entgegen, und entriß ihm das Manuscript mehr, als er es empfing. Der Freund erzählte später, er habe Brentano nie in einer solchen Aufregung gesehen, wie an jenem Abend.

Der Dichter sandte hierauf die Romanzen an F. Böhmer, seinen treuen „Urkundius Regestus", der fast die meisten Brentano'schen Schriften in treuem Verwahrsam hatte. Böhmer gab sich die unsägliche Mühe, die Dichtung eigenhändig abzuschreiben, und schickte diese Copie in rothem Einbande mit Goldschnitt dem überraschten Clemens zurück. Dieser war über das seltsame Geschenk nicht besonders entzückt. Er betrachtete es als „ein mühseliges Potpourri aller seiner Zustände, das der gute Mann schön zusammenkurirt in einem Cardinalsrock ihm wieder in's Haus schickte." „Was soll ich um's Himmelswillen mit diesen geschminkten, duftenden Toilettensünden unchristlicher Jugend unter der Auktorität der Dankbarkeit anfangen? Das ist eine wahrhaft liebliche und darum um so ängstlichere Todtenerscheinung! Ich habe keinen Zusammenhang mehr mit diesen Dingen, als das tragische Gefühl aller Vergeblichkeit und eine leise Beschämung, daß ich hineinblickend so vieles Seichte und Ungründliche darin finde, welches das Colorit, die interessante Stimme und überhaupt der ganze Syrenosyropismus des Dichters nicht für ihn selbst verbergen kann." [1]

Brentano konnte sich nicht einmal mehr dazu verstehen, die „unglücklichen Romanzen" [2] durchzulesen, um die Fehler der Abschrift zu corrigiren, an eine Veröffentlichung dachte er ja nicht, und er hatte sie bloß an Böhmer geschickt, damit „dieser gute

[1] Ges. W. IX. S. 141.
[2] Ebendas. S. 142.

Mann den halb zwischen Pomeranzen und Apfelsinen und dergleichen in Thränen gepökelten, verschimmelten Wechselbalg der melancholisch funkelnden Phantasie und des zerrissenen Herzens als Präparat in Spiritus gesetzt in sein Museum stelle". Einige Zeit darauf bat Frau Willemer den Dichter um die Erlaubniß, die Romanzen lesen zu dürfen. Brentano schickte ihr dieselben zwar, schrieb ihr jedoch ganz ernst: „Ich habe sie seit 15 Jahren nie gelesen und mir blieb nur eine allgemeine Empfindung davon, daß ich etwas Unaussprechliches, was mich quälte, gern darin ausgesprochen hätte; aber es ist unmöglich geblieben, und ich ließ die Arbeit fallen. Das Wesentliche ist in Gott, in Jesu, in seiner Kirche, heilig, würdig und zu ergreifen erlaubt, im gefallenen Menschen sind nur die Nebendinge noch so so, die Hauptsache aber ist abscheulich." [1]

Mit diesen Urtheilen über die Romanzen war es dem Dichter Ernst. Trotz des vielfachen Drängens seiner Freunde, trotz des einstimmigen Beifalls der verschiedensten Personen, welchen er sie in früheren Jahren mitgetheilt hatte, konnte er sich doch nie entschließen, sie dem Drucke zu übergeben. Eher noch gestattete er, daß Böhmer die verschiedenen Gedichte aus dem Godwi sammelte und sie nebst Auszügen aus dem „Ponce" und der „Gründung Prags" veröffentlichte. Dem Wunsche Brentano's glaubten die Herausgeber seiner Werke nicht entsprechen zu müssen, und so gingen denn die Romanzen vom Rosenkranz in ihrer ersten fragmentarischen Form in den literarischen Besitz des Volkes über. Einer Beurtheilung derselben kann daher nicht ausgewichen werden, trotzdem sich die Kritik in Gegenwart eines ähnlichen Werkes in nicht geringer Verlegenheit befindet.

Der Dichter schrieb seinerzeit an Runge: „Wenn ich auch nichts von meiner geliebten Arbeit sagen darf, so darf ich doch sagen, daß sie gewiß kein Schwanken des Geschmacks erlaubt,

[1] Janssen, Böhmers Leben I. S. 144.

und daß sie Ihnen entweder zuwider oder sehr lieb und keineswegs indifferent sein kann.“ [1]

In der That, die Romanzen sind ein zu gewaltiges Bruchstück, als daß irgend Jemand an ihnen „indifferent“ vorübergehe, aber sie bieten doch auch wieder des Widerstrebendsten so viel, daß mit einem unbedingten Lob oder Tadel die Sache nicht abgethan ist. Wohl in keinem anderen Werke hat Brentano das Geheimniß seiner Natur, die Launen seines Charakters, das Ringen seines Herzens zwischen Geist und Leib so bezaubernd wahr und vielgestaltig verschlungen niedergelegt, wie hier.

Die Romanzen sind das eigenste Gedicht Brentano's. Leider schrieb der Dichter dieses Lied seines Lebens in einer Epoche, in welcher das niedere Element die Oberhand gewonnen und das Höhere, Geistige nur prophetisch durch den Rosengarten der Weltlust zog. Damals stand noch (um in der Sprache der Romanzen zu reden) das Schauspielhaus mit seinem bunten Lügentand auf dem heiligen Grunde seiner Seele, der Tempel, von dem die Weissagung ging, sollte erst später dort aufgeführt werden, wenn erst die Flammen alles irdisch Blendende verzehrt hätten. Aber bis zum Bau des Klosters führt uns die Dichtung nicht, weil im Herzen des Dichters selbst das weltliche Theater noch glänzend dastand. Darum seufzen auch alle die ahnungsreichen Personen des Liedes, wie die Fähigkeiten des Dichters immer noch unter dem Fluche der Schuld, und wenn auch Träume und Prophezeiungen auf ihre baldige Erlösung und ihre verklärte Reinheit hinweisen, so irren sie doch jetzt noch in irdischen Zauberkreisen. Brentano hatte ja selbst den Bann nicht zu brechen gewußt, der ihn in denselben Kreisen gefangen hielt. So ist denn auch alles Schöne, Hohe und Reine in dem Bruchstücke der Romanzen mehr ahnend als wirklich, Himmelsklarheit, zuweilen durchblitzend in unglaublicher

---

[1] Ges. W. VIII. S. 155.

Lichtfülle, häufiger aber verführerisch umdunkelt von den Reizen der Sünde. Brentano mußte, um die Romanzen zu vollenden, noch zwanzig Jahre streben, leiden und sich verklären, doch als er dieß gethan, da hätte er wohl ein neues Lied über den Rosenkranz beginnen wollen, aber mit dem alten Anfange hatte er keine Gemeinschaft mehr, und so mußte nothwendig das Lebenslied des Dichters ein Fragment bleiben.

In dem Gesagten liegt die Hauptanklage oder besser die einzige Schwierigkeit, welche jede gesunde Kritik gegen die Romanzen vorbringen kann. Der Vorwurf ist viel mehr moralischer als ästhetischer Natur. Keine Vollendung der Technik vermag den Fehler einer jedes erlaubte Maß überschreitenden Freiheit in Stoff und Behandlungsweise aufzuwiegen, und der ruhige Genuß des Kunstwerkes hört mit der Kunst selbst ebendort auf, wo die christliche Scham besorgt einen Schleier vorziehen muß. Ueber jene Grenze hinaus mag es noch eine schöne Form geben, aber es ist nur Biondettens Leichnam, beseelt vom Geiste des teuflischen Moles — es ist, wie Brentano so treffend sagt, „eine wahrhaft liebliche und darum nur um so ängstlichere Todtenerscheinung, eine geschminkte, duftende Toilettensünde".

Abgelöst von diesem allerdings entscheidenden, aber keineswegs vollständig unverbesserlichen Fehler[1] sind und bleiben die Romanzen eine der herrlichsten Schöpfungen unserer neudeutschen Poesie.

---

[1] Wir sagen mit Absicht „nicht ganz unverbesserlichen Fehler", denn ohne irgendwelche Schädigung des poetischen Werthes hätte eine geschickt auswählende Veröffentlichung der Romanzenfragmente das Gefährliche derselben leicht beseitigen können. Eine solche Auswahl des Urmanuscriptes war auch aus anderen Gründen geboten. Der aufmerksame Leser der Romanzen, wie sie in den Ges. Werken abgedruckt sind, bemerkt gar bald, daß sie keine endgiltige Fassung des Stoffes abgeben, sondern weiter nichts als geniale, aber versuchsweise Entwürfe sind. Um nur auf ein augenscheinliches Beispiel hin-

Vergebens wird bei den größten Meistern eine Sprache so reich, so klangvoll, so klar und tief, so gänzlich spielend mit den kühnsten Wagnissen gesucht, wie sie Brentano durch die anscheinend eintönigen, knappen Vierzeilen der Romanzen blühen und singen, beten und fluchen, lachen und weinen, träumen und stürmen läßt in ungeahnter Fülle und buntester Mannichfaltigkeit. Bisweilen scheint es, als sei dem Dichter dieselbe Doppelassonanz durch drei- bis vierhundert Strophen durchzuführen ein zu leichtes Werk geworden, und es fließen in überraschender Leichtigkeit die Reimpaare dahin und tragen mit spielender Keckheit das Echo der ersten Stanze zehn, zwölf Seiten hindurch zum Schlusse der Romanze, um nicht selten als tonangebende Assonanz in die folgende hinüberzuklingen. Die überwundenen Schwierigkeiten dieser melodienreichen, farbenprächtigen Sprache sind jedoch kaum bemerklich und der vom Dichter gewählte Ausdruck erscheint überall als derjenige, der ungesucht, fast noth-

---

zuweisen, vergleiche man z. B., wie verschiedenartig der Brand des Theaters in mehreren Romanzen erzählt ist. Offenbar würde der Dichter in einer endgiltigen Fassung die Sachen so geordnet haben, daß die Beschreibung in einem Ganzen und mit vollständiger Entwicklung an ihrer natürlichen Stelle eingeflochten worden wäre. Aehnliches ließe sich von anderen Wiederholungen und Zerstückelungen sagen, die in ihrer jetzigen Form den ruhigen Verlauf und die klare Uebersichtlichkeit der Erzählung nicht wenig behindern. Wir können diese Fehler dem Dichter nicht ganz zur Last geben, da er seine letzte Hand nicht an das Werk legen wollte; den späteren Herausgebern aber war es, unserer Meinung nach mit Unrecht, mehr um eine kritische Vollständigkeit des Textes als um den wahren und dauernden Ruhm des Dichters und die größtmögliche Verbreitung des Werkes zu thun. Eine nach den oben angedeuteten Gesichtspunkten bearbeitete Ausgabe und nach dem von P. Diel in seiner Auswahl skizzirten Plane gefertigte Fortsetzung der Romanzen würde eines berufenen katholischen Dichters würdige Aufgabe und eine herrliche Zierde unserer Literatur werden.

wendig dem Gedanken sich darbot. Platens und Rückerts Sprachgewandtheit erscheint mit der Fertigkeit und dem poetischen Fluß Brentano's als das, was sie sehr häufig ist — spielende Künstelei, bewußtes, sich selbst bezweckendes Seiltanzen. In sprachlicher Beziehung stimmen wir daher vollständig dem Urtheile Böhmers bei, wenn dieser in einem Briefe an Prof. Hüffer in Bonn schreibt: „Es ist ein eigenes Geschick, daß Brentano's beste Sachen halbwegs unbekannt bleiben. Selbst das Formale, was er in der Metrik und zwar insbesondere in der Assonanz geleistet, hat man nicht bemerkt, während man doch Platen wegen Sachen bewundert, die nicht besser sind." [1]

Dieser Ansicht war freilich Rückert nicht, er konnte sich trotz der Empfehlungen Böhmers nicht mit den Romanzen befreunden. In demselben Brief, in welchem er sich lobend über die Märchen ausspricht, sagt er, daß ihm der „Teufelsspuk" der Romanzen um so weniger gefallen könne, als auch die harte, eintönige Form ihn abstoße. „Doch will ich noch einmal zusehen," fügt er bei. „Ich glaube, daß Tieck diesen Stoff viel angemessener und ansprechender behandelt hat. Ich mag nichts von Geistern wissen, die sich mir als real aufdringen wollen; die Phantasie muß sie mir als ihre Geschöpfe zeigen, um mich ihrer erfreuen zu können. Dieser unheimlichen Art von Poesie aber wachsen ihre Geister über den Kopf, wie dem Zauberlehrling, der das Wort vergessen, wodurch die gewesenen Besen wieder werden, was sie gewesen. Haltet mir, wenn es möglich ist, den alten Hexenmeister von Frankfurt in Ehren." [2]

In diesen letzten Worten macht Rückert eine unverkennbare Anspielung auf Göthe und will damit eine Vergleichung der Geisterbehandlung in den Stücken des Altmeisters und jener der Romanzen anregen. Brentano hat diesen Vergleich nicht

---

[1] Janssen, Böhmers Leben III. S. 374.

[2] Ebendas. I. S. 146 f.

zu fürchten, er hat ihn sogar selbst nahe gelegt. Der Apone in den Romanzen ist der Faust in Göthe's Tragödie, Moles und Mephistopheles sind Geisterbrüder, aber die beiderseitigen Charaktere sind bedingt durch die Verschiedenheit der Zeiten und der Nationalität. Apone ist durchaus Italiener des 13. Jahrhunderts, herrschsüchtig und stolz in seiner Art. Er will nicht wie der philosophische Träumer des Nordens eine Befriedigung unaussprechlicher Wünsche, sondern weiß, was er will, und will rein Menschliches. Daher mag sein Haß und seine Liebe weniger vergeistigt und gedämpft erscheinen, sie ist dafür auch um so reeller und menschlicher. Apone ist nicht so sehr Typus als Individualität. Der dienstbare Geist Moles muß natürlich in der Gesellschaft des Doktors von Bologna auch eine andere Livree tragen, Teufel aber bleibt er ebenso gut als Mephistopheles.

„Ohne Freude muß ich teufeln,
Und mein Werk wird all' zu Koth,
An dem ew'gen Leben zweifeln,
Und erzweifle nie den Tod.

Nichts kann ich zu Ende treiben,
Ach! ein Ende wär' ein Lohn!
Das Unendliche vertreiben
Kann nicht all mein Spott und Hohn" ꝛc.[1]

Freilich sind die tausend Bübereien, welche Moles stiftet, viel derberer Natur, als jene des Mephistopheles, und mehr im Geschmacke des Auerbach-Kellers als der Domscene, allein dieß darf dem Dichter nicht zum Tadel gemacht werden, da in jenem Jahrhundert und im italienischen Volksglauben der Teufel ganz anders aufgefaßt wurde, als dieß heute von der philosophisch gebildeten Welt geschieht. Am sichersten kann jedoch Brentano jeden Vergleich mit Göthe aushalten, wenn es sich um eigentlich poetischen Zauberapparat handelt, wie er in verschiedenen

---

[1] Auswahl I. S. 373 f.

Romanzen zur Anwendung kommt. Hier bietet er uns in der That eine Auslese dessen, was je ein abergläubisches Menschenhirn unter den tollsten Teufelsspiegelungen nur geträumt hat. So könnte man vielleicht mit Recht behaupten, daß wenn Mephistopheles mehr die Moral des Teufels zur Anschauung bringt, Moles vorzüglich die Dogmatik der Lüge und Dummheit hervorkehrt und so die Repräsentanten der Hölle in den beiden Dichterwerken, Faust und Romanzen, sich gegenseitig ergänzen.

Die Gestalten des Apone und Moles sind übrigens keineswegs die Hauptträger der Erzählung, sie sind nur ihr böses Princip, ihr hemmend eingreifendes Geschick, die Schlagschatten, auf deren Hintergrund die drei Schwestern, Rosarosa, Rosadora (Biondette) und Rosablanka um so lichtvoller hervortreten. Es ist eigenthümlich, wie in allen größeren Dichtungen Brentano's diese drei Schwestergestalten erscheinen, und es verlohnte sich der Mühe, eine Paralelle zwischen Gundelindis, Ottilia, Pelagia in der Chronika des fahrenden Schülers, den drei Schwestern der Romanzen und den drei Töchtern des Crocus in der Gründung Prags zu ziehen. Ueberall begegnet uns neben den scharf ausgeprägten Richtungen zum Irdischen und zum Himmlischen die Vertreterin der schwankenden Kunst, die zwischen Zeit und Ewigkeit wählend zu schweben scheint.

Rosarosa in ihrer ernsten, weil durch Versuchung zum Sieg gelangten Unschuld schwebt schon zum Himmel empor; Rosadora — die Welt fliehend, um ihre Kunst dem Heiligen und ihr Leben dem Unvergänglichen zuzuwenden, muß nach ihrem freierwählten Tode noch der Weltlust dienen; Rosablanka aber neigt sich spielend in unbefangener Reinheit zur Erde; bei ihr muß sich erst zeigen, ob sie der Versuchung widerstehen wird, wenn einmal die sündige Zeit sich ihrem ahnungslosen Herzen offenbaren wird. Diese drei Personen, um welche sich in zweiter Linie der Büßer Cosme, der stille Pietro und der feurige Meliore, vor Allem aber der herrliche Jacopone reihen,

führen eigentlich die Haupthandlung oder besser den Hauptkampf, in den sie durch einen schrecklichen Familienfluch verstrickt sind. Der wirkliche Knoten der sehr dunklen, weil unvollständig gelösten Erzählung findet sich in der Prophezeiung des Moles:

„Wenn Biondetten Du errungen,
Wenn getödtet Du Meliore,
Wenn ohn' Abendmahls Genusse
Starb das Weib des Jacopone:

Wenn verzweifelt, ohne Buße
Starb der Fackelgießer Cosme,
Und wenn stürzt in schwere Schulden
Seine jungfräuliche Tochter,

Und in Raserei zu Grunde
Geht der Bruder Jacopone's,
Pietro, der die schönen Blumen
Ziehet vor dem röm'schen Thore:

Dann magst Du und ich in Ruhe
Ewig hausen vor den Rosen,
Und dem Kinde jenes Brunnens
Und vor jenem neuen Kloster."

So stellt der dienstbare Höllengeist seinem Meister Apone die Aufgabe. Von der anderen Seite sehen Rosarosa auf ihrem Todesbette und Biondetta in himmlischer Entzückung die lichte Kehrseite ihres Geschickes: „Wo das Theater gestanden, in dem das jetzige Weh der Familie begonnen hat, soll auf Kosten Jacopone's eine Kirche gebaut werden, Jacopone selbst wird die Gelübde machen und Rosablanka, die einzige noch übrige Jungfrau aus dem Geschlechte Cosme's, in dem neuen Kloster den Schleier nehmen. Dann wird Apone sich genöthigt sehen, die scheinbar lebende Leiche Biondettens zum Lobe der Gottesmutter singen zu lassen, womit der letzte Zauber weichen, alle Schuld verschwinden und die drei Rosen in reiner Schönheit vor dem Herrn blühen werden."

So liegt in seiner ganzen Klarheit der Widerstreit der handelnden Personen. Freiheit des menschlichen Willens, gestärkt durch Gebet, Reinheit und Buße, bricht allen Zauber des Feindes, und die Anschläge, Ränke und Betrügereien des Bösen müssen nur zur Beschleunigung der göttlichen Erbarmungen über eine sündige Familie dienen. Das ist in kurzen Worten der Grundgedanke und die Tendenz der Romanzen. Wer sie nur oberflächlich liest, möchte vielleicht, durch die scheinbare Idee eines Fatums, einer unchristlichen Erbschuld getäuscht, an ein Schicksalsepos in Grillparzers oder Werners Stil denken. Und doch, nirgends ist so deutlich wie in den Romanzen die Wahrheit ausgesprochen, daß nur freie Wahl und sündige Begierde der Schuld Eingang in unser Herzensheiligthum verschafft; ohne das kann der Feind trotz aller Macht und Zauberkraft nur eine Scheinschuld, wie bei Biondetten, hervorbringen.

Somit lag in den Romanzen der Stoff eines echt christlichen, wunderbar reichen und lebendigen Gedichtes, das mit seiner großartigen Thaten-, Gedanken-, Legenden- und Sagenwelt des Kreuzzugs-Zeitalters ein wirklich allgemeines und dauerndes Interesse gefunden hätte. Leider hat der Dichter sein Werk nicht vollendet, und sind in dem vorhandenen Bruchstücke die Farben der Versuchung zu grell aufgetragen, als daß ein ungestörter, künstlerischer Genuß ermöglicht wäre.

Und so müssen wir mit doppeltem Bedauern von der eigentlichsten Dichtung Brentano's Abschied nehmen, trauernd theils um die Flecken des Vorhandenen, trauernd zumal über das Fehlende an dem so herrlich angelegten und meisterhaft begonnenen Denkmal christlicher, romantischer und Brentano'scher Poesie.

Die zwei Jahre des Berliner Aufenthaltes waren für Clemens ohne Zweifel die Blütheperiode seines literarischen Schaffens. Außer den bereits erwähnten Dichtungen begann er hier die Märchen, welche einen der unbestrittensten Titel seines Dichter-

ruhmes bilden [1]. Da jedoch die Sammlung dieser wundervollen Erzählungen erst in spätere Jahre fällt, sei auch die Besprechung derselben einer geeigneteren Stelle vorbehalten.

Um dieselbe Zeit wollte Arnim eine gemeinsame Arbeit mit Clemens unternehmen, die in Form einer satirischen Novelle den damaligen Theaterunfug an den Pranger stellen sollte. Das Thema gefiel Brentano sehr gut, in mehreren seiner bisherigen Schriften hatte er darüber gesprochen und besonders den Hauptstachel der Philister gegen die Uebel der Bühne gekehrt. Nichtsdestoweniger trug er Bedenken, den Vorschlag des Freundes unbedingt anzunehmen, und schrieb deßhalb den folgenden Brief, der zu schön die richtigen Principien derartiger Werke auseinandersetzt, als daß er sowohl wegen der Charakterisirung des Dichters als auch um der Sache selbst willen hier nicht mitgetheilt werden sollte:

„Du bist zu beneiden um den guten Muth und das gesunde Gebiß und den Appetit, mit welchem Du Deinen poetischen Schinkenknochen festhältst. Ich habe gedacht, Dir doch wenigstens etwas durch mein Schreiben abzugewinnen; aber Du läßt kein Jota nach, ja Du hast Dich bereits so verbissen, daß Du die Aufkündigung gleich beilegst, wenn ich nicht ganz in Deinen Plan eingehe. Alles das treibst Du mit so munterem, frischem Ungestüm, daß Du das, was Du begehrst, selbst unmöglich machst, indem Du zum Kuckuck mit Deinem Beine fortrennst, ohne zu sagen wohin, woher, wozu, womit, was. Ich armer Teufel aber diene von Herzen gern, nur möchte ich wissen, wer der Herr ist. Also vor Allem sage deutlich: was soll eigentlich das Buch für ein Licht aufstecken, das Du über's Theater vorhast? Soll es bloß ein Bild der jetzigen Schw .... sein?

---

[1] Auf dem Brouillon der Cantate über den Tod der Königin Louise findet sich auch die erste Lesart des bekannten Liedes aus dem Rheinmärchen: „Wie oft ich Dir gesungen“.

Die ist in allen Komödianten-Romanen, vom Scarron an, erschöpft, und selbst was der Wilhelm Meister geleistet, ist höchstens ein paar Ideen über Hamlet, welche Hamlets Worte über die Schauspieler nicht werth sind. Wo soll am Ende die Nothwendigkeit eines besseren Strebens sich aussprechen, da Du selbst die guten Worte einem Narren, Düsterkopf in den Mund legen willst, wie er nie existirt hat, einer um so gefährlicheren Figur, als er durchaus eine Hirngeburt der Directoren ist, welche sie ausstecken, um ihren gänzlichen Unverstand und verkehrten Willen vor der Welt zu beschönigen; eine Gestalt, die, wenn Du sie in's Leben rufst, dem Bösen ein Verfechter wird; eine Gestalt, die, wenn wir ihr einige Lebendigkeit geben, manchem trefflichen Dichter einen Spottnamen geben kann, der ihn erdrückt. Ich kann mir nicht denken, daß es Dich erfreuen könnte, eine so tief versunkene Kunst auf eine Art zum Inhalt eines Gedichtes zu machen, welche ihr den reinen Himmel nicht eröffnen sollte.

„Alles will ich Dir gern überlassen, ich will Dir gern den ganzen Gang der Fabel und die Leitung und Biegung wie Du willst überlassen, und mich mit aller eigenen Laune in die Umstände, die Du heranführst, hineinfügen, ja es soll mir eine Lust sein: nur muß mir ein Charakter erlaubt sein, wie ich ihn mir denken und wie ich ihn lieben kann.

„Der Düsterkopf wäre mir ganz recht; aber als ein Charakter wie ich selbst. Er dürfte vielleicht noch interessanter werden im Conflicte mit Deinen Umständen, als Deine Karrikatur. Vor Allem muß ich wissen, ob denn bei der ganzen Sippschaft kein einziger edler Charakter sein kann. Was soll der Jude? Und hauptsächlich müßte ich eine Bedingung machen, welche dem Buche allein helfen kann, die Zucht. Ohne diese kann es nie wirklich in's Leben eingehen. Die geistreichsten Arbeiten scheitern und werden bloß ein leckeres Gericht für den Frevel, durch die Unzucht.

„Der Ardinghello, Hildegard von Hohenthal, die Dolores selbst, dieß herrliche Buch, haben gelitten in den Augen der Welt, durch, zwar sehr verschiedene, Freiheit. Thorheit möge darin walten; aber um Gotteswillen kein niederes Verhältniß mit Lust darin behandelt werden. Mache aus dem Juden lieber einen keuschen Bartholdy, einen Kunstanbeter, doch das steht bei Dir; ich wünsche nur, daß wir etwas bilden, was Nutzen bringe und in allen Händen unverdächtig wirken könnte, sonst ist keine Freude dabei.“ [1]

[1] Ges. W. VIII. S. 173 f.

5. Bukowan; — der Geheimporträtist.

1811—1812.

Brentano hatte sich recht wohl und heimisch gefühlt in der Berliner Gesellschaft, und seine alte Wanderlust fast ganz vergessen. Nur eine Reise nach Böhmen, wo die Geschwister Brentano seit dem Jahre 1808 in dem Prachiner Kreise die bedeutende Herrschaft Bukowan besaßen, hatte der Dichter in Gesellschaft mit Arnim gemacht und den Sommer 1810 dort zugebracht. Savigny, an den im Frühling desselben Jahres der ehrende Ruf ergangen, an die neubegründete Universität von Berlin überzusiedeln, hatte im Mai Landshut verlassen und war von mehreren Studenten bis Salzburg begleitet worden. Ueber Wien und Prag bog er dann nach Bukowan ab, um dort mit der Familie einige ruhige, freundliche Tage zu verleben. Clemens war überglücklich über diese Zusammenkunft: „So habe ich nun endlich bald Alle, die ich liebe, auf einem Fleck — denn meine Schwester Bettina kommt mit hieher — diese recht vortrefflichen Menschen, hinter denen ich oft etwas schamröthlich hergehe.“ [1] Die Verwandten waren nicht minder froh darüber, daß sie den Bruder so ruhig und zufrieden sahen, wie er sonst noch selten gewesen.

Gegen Ende des Sommers kehrte Clemens mit einem Theile der Familie nach Berlin zurück; es dauerte jedoch nicht lange,

[1] Ges. W. VIII. S. 159.

so erhielt er wieder einen Brief von dem Bruder Franz, der ihn einlud, nach Bukowan zu reisen, um Christian in der Bewirthschaftung des Gutes so viel als möglich zu unterstützen. Der Antrag mochte dem Dichter wohl etwas sonderbar vorkommen, da er für die Landwirthschaft wenig Anlage und noch weniger Lust verspürte. „Wie könnt Ihr denken," schreibt er einem Freunde, „daß ich mich ernstlich mit der Oekonomie abgebe? Die Erde möchte ich wohl sein, wie sie im Paradiese einst war vor dem Sündenfall; aber seit sie Adam mit seinem Grabscheit berührte, mag ich's nicht mehr. Aber gar nicht mag ich eine Pflugschar selbst sein, am wenigsten eine Hacke. Nichts ist der Poesie tödtlicher als ökonomisches Geschwätz, und ich kenne mir keine angenehme Oekonomie als die einfältigste des Bauern, oder eine so entsetzlich raffinirte, wie sie noch nicht da ist. An beiden Enden nur brennt das Licht, in der Mitte aber ist es ekelhaft und schmierig."[1] Trotzdem ging er auf den Wunsch des Bruders ein, da ihm das böhmische Land im Grunde nicht übel gefallen hatte. Im Juli 1811 reiste er von Berlin ab und traf zu Anfang August in Bukowan ein.

Der Aufenthalt auf dem einsamen Gute war nicht sehr angenehm. Possirliche Dinge werden uns über die dortigen Verhältnisse erzählt[2]. Die angeborene Abneigung des Czechen gegen die deutsche Herrschaft gab fast täglich Grund zur Klage. Gegen die Fremden hielt der Böhme Alles für erlaubt und die Treue schien oft eine unbekannte Tugend. Auch fanden die Geschwister bei den Gerichten nicht immer ein geneigtes Ohr, sobald die Klage gegen einen Einheimischen vorgebracht war.

---

[1] Aus einem Brief an Pfarrer Bang, mitgetheilt im Weimar'schen Jahrbuch für deutsche Sprache. Hannover 1856. IV. 1. Heft. S. 177.

[2] Wir enthalten uns in der Schilderung des czechischen Volkscharakters jeden persönlichen Urtheils und folgen einfach den Angaben, welche uns in den Ges. W. VIII. S. 55 f. als verbürgt mitgetheilt werden.

Als Brentano später seine Gründung Prags dichtete, erinnerte er sich wohl dieser böhmischen Gerechtigkeitswächter, und flocht, wenn auch mit einiger Uebertreibung, die Schilderung derselben in die Rede Primislaus' ein:

„Und wer mit List der Einfalt Gut erzielt,
Durch Rechtsumgehung und durch Rechtsverdrehung,
Durch Rechtszertretung und durch Rechtszerknetung,
Durch Rechtsverrenkung, Kränkung, Lenkung, Schenkung,
Durch Wucher, Lüge und Fürsprecherei,
Durch welche nied're Schuftenkunst es sei,
Den will ich drehen, treten, kneten, kränken
Und den geschmeid'gen Rücken ihm verrenken,
Er soll die Schriften all' hinunterfressen,
Mit denen er sich Fremdes zugemessen.
Ich rathe euch, ihr Richter, werdet blind,
Verlieret eurer Hände bös' Gefühl,
Geruch, Geschmack euch auch verboten sind .....
Sprecht Recht ohn' Kunst, braucht nie das Wort mit Gunst,
Vor euch sei Jeder namenlos, geschlechtlos,
Und gabenlos — sonst werdet ihr mir rechtlos" ꝛc.[1]

Im Hause waren Veruntreuungen an der Tagesordnung. Auf den Rechnungen, welche die Gutsbeamten der Herrschaft einreichten, paradirten die verschiedensten Posten für Fleisch, Getränke und ähnliche Dinge. Auf den Herrentisch jedoch gelangten jene Gegenstände nur höchst selten, sie wanderten am Speisezimmer vorüber in die Stuben der Wirthschafter.

Für all' diese Unannehmlichkeiten suchten die Geschwister ihren Trost im Wohlthun. Sie hofften durch Güte und Liebe die Leute der Besitzung doch schließlich für sich zu gewinnen. Es wurde ein förmlicher Plan zur moralischen und intellectuellen Hebung des Volkes entworfen. Durch Prämienverleihung und sonstige Aufmunterung an die Schuljugend suchten sie den Unterricht zu fördern, nahmen eifrigen Antheil an der Methode

[1] Ges. W. VI. S. 462.

der Schullehrer, begünstigten öffentliche Festlichkeiten, Rosenspiele, Tanz unter der Linde u. dgl., um so ein gemüthliches Zusammenleben anzubahnen. Aber Alles war vergebens verschwendete Mühe. Die Böhmen blieben ihrem Charakter treu und lächelten noch obendrein über die Gutmüthigkeit der Herrschaft. „Fest hält der Böhme an alter Sitte, an der einen vorzüglich, daß er nie ein Verbrechen zu begehen glaubt, wenn er von seines Bruders Ueberfluß sich den Bedarf des Augenblicks aneignet, während er sich beinahe Himmelslohn dafür verspricht, wenn er einen Unterdrücker, einen Niemiec beraubt.“ [1]

Clemens lachte seinerseits auch über die listigen Böhmen; er fand trotz allen eigenen Schadens, den er mit den Geschwistern theilte, all' die kleinen Zwischenfälle recht komisch und freute sich, wenn er bei den veranstalteten Festen das Volk seine ganze Lust und seinen schlauen Witz entfalten sah. Da die Oekonomie anfing, ihn auf die Dauer zu langweilen, fand er in dem böhmischen Charakter einen recht willkommenen Vorwurf für seine poetischen Studien. Die Schilderungen aus den „mehreren Wehmüllern“ sind, obgleich der Dichter sie nach Croatien verlegt hat, dennoch dem Bukowaner Volksleben abgelauscht. Besonders hat das Bild der Kammerjungfer Nanny in einer Standesgenossin auf Bukowan sein Original. Dieß böhmische Urbild — sie heißt in einem Berichte Ankha, und war die Tochter eines der Beamten — war der Liebling der Damen geblieben, als man bereits alle Hoffnung auf eine allgemeine Besserung des Volkes aufgegeben hatte. Ankha schien eine Ausnahme unter den böhmischen Mägdlein und einer höheren Bildung fähig zu sein, sie war einzig folgsam und wenngleich mancher Verdacht um sie spielte, glaubten die Schwestern Brentano's doch, ihre unbescholtene Treue in Schutz nehmen zu müssen.

---

[1] Ges. W. VIII. S. 56.

Clemens war anderer Ansicht, und so wurde denn beschlossen, um das verhärtete Vorurtheil des Dichters zu beseitigen, Ankha's Treue auf die Probe zu stellen. „Sie wurde Sonntags zum Kaffee gebeten, und wetteifernd bemühte man sich, sie zu erfreuen und zu beglücken mit Geschenken an Bändern, Schnürriemen, Tüchern und Corallen und zuletzt begleiteten ihre Gönnerinnen sie noch bis zur Thüre des Vorgemachs. Doch kaum war diese geschlossen und Ankha glaubte, daß sie allein und unbewacht sei, so hatte sie auch schon einen absichtlich am Fuß eines Spiegels niedergelegten, beinahe verschlissenen Kamm entdeckt, aufgegriffen und im Mieder verborgen und entschlüpfte, glücklicher in dem Besitze des gestohlenen Kamms, als in dem der von der Güte der Herrschaft empfangenen Gaben, welche das Mädchen bewacht und durch diese Handlung alle Hoffnung, zur Besserung dieses Volkes wirken zu können, verloren hatte." [1]

Trotz der kleinen lustigen Zwischenfälle und der Volksstudien wurde dem Dichter das einsame Leben auf Bukowan doch lästig. Von Berlin her an einen geistreichen, vielbewegten Umgang und zahlreiche Gesellschaft gewöhnt, sah er sich jetzt eingeschlossen in der großen Freiheit der Natur und beengt durch den täglichen Verkehr mit den gleichen, wenn auch geliebten Geschwistern. Bald bemächtigte sich seiner der unruhige Drang, wieder hinauszuziehen in das stürmende Leben. „Seit fünf Monaten sitze ich schon in Böhmen, mit vielem Vergnügen gewiß nicht. Dieß Land und der Charakter seiner Bewohner sind mir in der Seele zuwider, und doch muß ich immer da hocken und an Christian zerren, um ihn zur Abreise zu Savigny zu bewegen; er hält mich von Termin zu Termin hin und ich verzweifle fast." [2] Aber Christian, der weder das Gut verlassen, noch auch allein mit den Leuten fertig werden konnte, ließ den

[1] Ges. W. VIII. S. 56.
[2] Ebendas. S. 163.

Dichter noch für lange Zeit nicht ziehen. „Als ich hier wegen Pässen auf der Polizei war," schreibt Clemens seiner Schwägerin Toni, „sah ich, daß Du in Karlsbad warst. Wie gerne wäre ich hingekommen, um einmal wieder Jemand aus unserer Familie zu sehen, aber da wollte Christian alle Tage abreisen, und ich mußte ihn warm halten. So ward wieder Nichts daraus. Wie schön hätte ich ein paar Wochen bei Dir sein können, und hätte dann allerlei treffliche Leute kennen gelernt. Noch jetzt wäre es mir vielleicht vergönnt, denn Christian ist auch gar nicht von der Stelle zu bringen; doch möchte er plötzlich weggehen, und es ist mir wichtig, diesen Moment nicht zu versäumen." [1] In demselben Briefe sehnt sich der Dichter auch nach Frankfurt zurück, wohin er jedoch nicht gehen konnte, so lange seine geschiedene Gattin dort lebte; aus Furcht mit ihr zusammenzutreffen, sah er volle fünfzehn Jahre lang die Vaterstadt nicht wieder. Fast wie ein Verbannter denkt er der fernen Seinen. „Wie schön müssen jetzt, liebe Toni, Deine Kinder sein, die ich so lange nicht mehr gesehen habe. Stelle Dir vor, ich weiß nicht einmal mehr, wie viele es jetzt sind ... Manchmal ist es mir unendlich traurig, und kann mich zu Thränen rühren, wie Alles auseinander geht, und wie ich so ganz aus dem Familienstamm hinausgescheitert bin; aber es war nicht mein, es war Gottes Wille (?). Grüße mir den lieben Franz und die Kinder, mit denen ich gern spielen möchte." [2]

Als es dem Dichter schließlich auf dem böhmischen Gute doch zu lang wurde und er nach vergeblichem Hoffen einsah, daß die Aeußerungen Christians einzig den Zweck hatten, seine Ungeduld in etwa zu mäßigen, an eine endgültige Abreise von der Herrschaft aber nicht zu denken sei, suchte er sich durch zeitweilige

---

[1] Ges. W. VIII. S. 164.
[2] Ebendas.

Ausflüge in das nahegelegene Prag einigermaßen zu entschädigen.

In literarischer Hinsicht waren diese Ausflüge reich an Gewinn. Neue Stoffe belebten des Dichters schaffende Phantasie, neue Anregungen verliehen ihnen Gestalt und Farbe. Aber für seinen persönlichen Ruf hat wohl keine Periode seines Lebens zerstörender gewirkt, als diese. Nicht als wenn er, durch schweres Leiden vereinsamt und von seinem unruhigen Herzen unstet umhergetrieben, sich in eine jener schweren Verirrungen gestürzt hätte, welche an manchen Helden der modernen Literatur von aufgeklärten Bewunderern nicht nur geduldet und entschuldigt, sondern sogar gefeiert und gepriesen werden. Brentano glich den Kampf in seinem Innern nicht dadurch aus, daß er sich der Leidenschaft ergab, um diese dann durch Poesie zu verklären. Er rang und kämpfte gegen die trüben Wogen an und ließ das Banner edler Ueberzeugung und Gesinnung nicht sinken. Aber die Unvorsichtigkeit beging er, daß er dem Umgang frivoler Literaten und geistreicher Culturdamen nicht entschieden den Abschied gab, sondern, angezogen von der lockenden Sirene und wie festgebannt in bösem Zauberkreise den Strudel zu vergessen schien. So gerieth er in die Fangnetze eines Mannes, dem jener innere Kampf bereits unverständlich geworden war, der in dessen Aeußerungen nur psychologische Kurzweil, literarischen Plauderstoff und pikanten Zeitvertreib erblickte, der mit ächt moderner Blasirtheit nur einen „interessanten Menschen" studiren wollte, sich salonmäßig mit ihm liirte und brouillirte, amüsirte und zankte, und zum Dank für rückhaltslose Offenheit und Freundschaft ein stückweises, verstümmeltes, halbverwischtes und verzerrtes Porträt des „Interessanten" in seine Skizzen-Mappe nahm. Dieser herzlose Geheimporträtist ist Varnhagen von Ense.

Das Bild Brentano's, das Varnhagen seinen Biographischen Porträts eingereiht, bekundet sich auf den ersten Blick als das Werk eines Mannes, der von dem Gesammtleben und Wirken

des Dichters fast keine Notiz nimmt, ihn nach den Eindrücken einer kurz vorübergehenden Bekanntschaft und im trüben Lichte persönlichen Aergers grau, braun und schwarz hinpinselt, mit einigen Witzen als Vignette umzieht und dem geistig Bankerott-erklärten höchstens noch einige Anerkennung seines Talentes zu Theil werden läßt. Von einem solchen Porträt kann ein gewissenhafter Beurtheiler natürlich nur insofern Gebrauch machen, als dasselbe immerhin noch einige Züge des Porträtirten spiegelt und vor Allem die Thatsache an's Licht stellt, daß Brentano trotz der unangenehmsten Erfahrungen nicht kräftig genug war, um sich den Anziehungen frivoler Schöngeisterei ein- für allemal zu entreißen, daß er aber die übertünchte Modeheiligkeit moderner Cultur nicht in so hohem Grade besaß, um Varnhagens dauernde Freundschaft erwerben zu können. Schon aus diesem Grunde liegt es außerhalb des Rahmens dieser Biographie, die bunten Fäden von Wahrheit und Klatscherei, die Varnhagen gesponnen, ausführlich zu entwirren. Wir wollen indeß dem Leser die wichtigsten Momente dieses Porträts nicht vorenthalten. Sie dienen immerhin, das wahre Bild, wenn auch nur als Schatten, zu vervollständigen.

Auf der Reise von Berlin nach Bukowan (1811) war Brentano auch durch Töplitz gekommen, wohin Varnhagen von Ense sich nach dem Kriege zurückgezogen hatte. Schon längst waren beide Männer begierig gewesen, sich gegenseitig kennen zu lernen, da sie durch den Ruf so viel Seltsames einer über den anderen gehört hatten, daß sie sich beiderseits als wahre psychologische Räthsel vorkamen.

Clemens hatte in Berlin sowohl im Salon Rahels als in der Liedertafel Varnhagen oft mit Lob und Auszeichnung nennen und als einen glänzenden Schöngeist rühmen hören, den jungen Mann selbst aber hatte er nie persönlich gesehen. Welches Bild sich Brentano nach den verschiedenen Schilderungen über Varnhagen gemacht hatte, sagt er in seiner gewohnten

Manier in einem Briefe an Görres: „Er ist zugleich ein Mensch, der mit der Scheere kleine Landschaften aus Papier schneidet, und eine bis zum Unsichtbaren feine, zierliche Handschrift schreibt; er schreibt Sonette in den Raum eines Groschens, die nicht sechs Pfennige werth sind. Er ist jetzt mit dem Commandeur seines Regimentes nach Italien gereist. Unbegreiflich scheint in ihm folgende Combination: dieser nonnenhafte Ausschneider, der hier den Damen Unterricht im Theemachen gibt, rennt zu Fuß nach Wagram, wird blessirt von einer Kanonenkugel und schickt wöchentlich seinen hiesigen Bekannten sechs bis sieben ganz leere moderne Sonettchen, in den Raum einer Spielkarte geschrieben." [1]

Varnhagen hatte seinerseits schon früh und von verschiedenen Seiten so mancherlei Lustiges und Sonderbares über Clemens Brentano gehört, daß er auf seine Bekanntschaft sehr begierig war. Reichardt, Steffens, Schleiermacher, Neumann, Chamisso, zuletzt auch Rahel, Alle wußten von ihm Wunderliches und Anziehendes zu erzählen, zum Theil auch so Widersprechendes, daß Alles in Eine Vorstellung zu bringen oft unmöglich schien [2]. Man hatte dem Berliner Volontär ebenfalls gesagt, wie schwierig es sei, mit dem Dichter auszukommen, und wie dieser „immer lauernd bereit sei, das Erhabene und Rührende, beim ersten Schimmer der Gefahrlosigkeit, durch Schalkheit und Tücke zu unterbrechen" [3].

[1] Görres, Ges. Briefe II. S. 83.

[2] Varnhagen erzählt auch allerlei Anekdoten, die er durch ein unbestimmtes Hörensagen über den Dichter erfahren, aber er trägt Sorge, nur verstorbene Zeugen dafür anzurufen, und hätte Görres jene Zeile gelesen, in der auch sein Name genannt wird, so würde er Varnhagen das Buch ebenfalls zurückgeschickt haben mit dem Bemerken, „der Autor verdiene hundert Stockprügel und den Verlust eines ehrlichen Namens".

[3] Biographische Portraits von Varnhagen von Ense. Leipzig, Brockhaus 1871. Herausgegeben von Ludmilla Assing. S. 62.

Aber Varnhagen war darauf vorbereitet, eine solche Natur, wie jene Brentano's, wenn sie ihm einmal begegnen würde, mit großer Nachsicht und ohne sonderliche Besorgniß aufzunehmen. Die Gelegenheit sollte bald den Vorsatz erproben.

„Im Sommer 1811 zu Töplitz trat unerwartet Clemens zu mir in's Zimmer, nannte seinen Namen und sagte, er wolle mich kennen lernen, da er die nächste Zeit in Böhmen und vorzüglich in Prag zu leben denke. Ich empfing ihn auf's Beste, er benahm sich äußerst liebenswürdig, seine gute Laune, der Witz und die Schärfe seiner Bemerkungen erhöhten jeden Augenblick mein Wohlgefallen. Als er dessen nun völlig sicher war, regte sich sogleich der Schalk, er wurde spöttisch, bemühte sich, empfindliche Stellen zu berühren, drückte diese dann geflissentlich, und da er immer dreister wurde, und endlich von einem meiner Freunde Unwürdiges vorbringen wollte — daß er Prügel bekommen zum Beispiel — mußte ich unwillig gegen ihn auffahren, und wiewohl er gleich wieder einlenkte und das Gesagte zurücknahm, so blieb doch das gute Vernehmen zwischen uns aufgehoben und ich entließ ihn mit Worten, nach denen ich glauben mußte, ihn nicht wiederzusehen. Er reiste auch noch desselbigen Tages ab"[1], — aber nicht aus Furcht vor Varnhagens Worten, sondern weil er bloß auf der Durchreise dem Volontär einen Besuch hatte machen wollen, und dann seine Reise nach Bukowan wieder fortsetzte.

Als Brentano nach einiger Zeit noch einmal nach Prag kam und dort von der Anwesenheit Varnhagens hörte, trug er nicht das mindeste Bedenken, die Töplitzer Bekanntschaft wieder anzuknüpfen. Der Volontär war anfänglich zwar erstaunt über dieses Wesen, aber bald sah er dessen vortheilhafte Seite freudig ein.

„Nicht lange war ich in Prag zurück," fährt er daher in

[1] Biographische Portraits ꝛc. S. 62.

seinem Porträt weiter, „als auch Brentano sich wieder einfand und auf's Neue seine Liebenswürdigkeit entfaltete. Sein munterer Geist, sein eindringender Sinn und seine großartige Einbildungskraft wurden mir in meiner Stimmung und Lage unendlich werth, ich konnte wieder Gespräche führen, wie ich sie in Berlin gewohnt gewesen, in Prag aber stets entbehrt hatte. Brentano's Freundlichkeit wurde bald inniges Zutrauen und herzliches Anschließen, er erzählte mir nach und nach all' seine Schicksale und Verhältnisse, mit rückhaltloser Offenheit und lebendiger Darstellung, in trüber Wehmuth und oft leidenschaftlichem Schmerz. Ich glaubte schon, ihn doch verkannt zu haben, und um des innern Kernes willen ihm die wunderliche, verletzende Außenseite verzeihen zu müssen. Meine Theilnahme war ihm der größte Trost, mein Wohlgefallen an seiner Poesie die wirksamste Aufmunterung. Er besuchte mich jeden Tag, las mir seine neuesten Sachen vor, besprach die Erscheinungen des Lebens und der Literatur mit Laune, mit Einsicht, mit oft großartigen Bemerkungen.“ [1]

Das freundliche Zusammenleben der beiden Männer war jedoch nicht von Dauer. Man sprach über Personen ihrer gemeinsamen Bekanntschaft, und da soll nun Brentano an jenen Leuten, die Varnhagen besonders rühmte, „mit außerordentlichem Scharfsinn, der jedesmal unfehlbar eine wunde Stelle traf“, immer etwas witzig auszusetzen gehabt haben. So soll er vom Professor Meinert gesagt haben, „das könne (Varnhagen) doch nicht leugnen, daß der vortreffliche Mann trocken sei; trocken, sehr trocken, so ohne alle Feuchtigkeit trocken, daß er ohne allen Zweifel Pulver schwitze!“ Nur Brentano's eigene Geschwister seien von ihm gelobt worden. „Und dennoch that ihm auch hier, wenn man sein Lob nicht bestritt, sondern daran glaubte, die Wirkung fast wieder leid, und er suchte sie zu bedingen und

[1] Biographische Portraits ꝛc. S. 63.

einzuschränken. Aus diesen Erörterungen entstanden gleich anfangs einige harte Auftritte, die er aber mit weicher und ernster Empfindsamkeit wieder zu begütigen wußte. So schrieb er mir einen Brief, der mich wirklich einen Augenblick glauben machte, ich sei zu hart gewesen." [1]

Mit diesen anscheinend so gutmüthigen Zeilen steht der angedeutete Brief Brentano's, den Varnhagen unverkürzt mittheilt, in grellem Widerspruch. Clemens nämlich schrieb nach einem jener berührten „harten Auftritte":

„Das ist nun das dritte Mal, daß wir auseinander gestoßen werden; ich denke, wir sind gescheidt, und lassen es von nun an sein. Sie verlieren nichts dabei, das haben Sie mir heute früh schon gesagt, da Sie mir, der Ihnen auf keine Weise wollte kränkend sein, in Ihrem Unmuth Dinge gesagt haben, die mich innig schmerzten, und zwar wegen Ihnen selbst, weil Sie sich selbst so steigerten und ärgerten, daß ich nun vermuthe, es muß Ihnen manchmal recht traurig zu Muthe sein auf der Welt. Da ich zwar diesen Schmerz, doch aus anderer Quelle vielleicht, kenne, so weiß ich ihn zu achten, und wäre ich es auch, an dem er sich ausließe. Sie haben sich eine Charakteristik von mir entworfen, die Sie mir freundlichst mitgetheilt; dieses Bedürfniß, sich mitzutheilen, hat mich immer besonders an Ihnen gefreut, es war vielleicht außer unserer Gleichzeitigkeit und gemeinsamen Bekanntschaft dieß Bedürfniß unsere einzige Berührung. Sie haben mich in jener Charakteristik sehr gütig behandelt; als Sie mir sie gaben, sagten Sie mir, ich würde darüber lachen; hätten Sie diese Worte hinten an jene Charakteristik selbst geschrieben, so hätte ich auf Ihre Frage erwiedern müssen, die Charakteristik sei ganz falsch; ich habe Ihnen nur gesagt, das sei falsch, daß ich mich wohl befände, wo man mich wie einen Maikäfer herumsurren läßt; Sie hätten schreiben sollen, er

[1] Biographische Portraits 2c. S. 66.

fühlt nicht und will nie fühlen, daß man ihn wie einen Maikäfer herumsurren läßt, denn er hat überhaupt kein rechtes lebendiges Verhältniß oder Vertrauen zu Menschen mehr, doch hat er sie alle lieb, außer die, die es sich verbitten, und da er nie die Absicht hatte, Jemand zu kränken, so bittet er gerne Jedermann um Verzeihung, den er gekränkt. Nichts betrübt ihn, als seine eigenen Fehler, unter denen es der größte ist, daß er sich zu herzlich, zu unbefangen und zu schnell hingibt, und seine Strafe ist, daß er sich selbst wieder aufraffen und nach Hause tragen muß, wobei er doch weit entfernt bleibt, diese Mühe einem Andern zur Last zu legen, als sich selbst. Was er einmal in einem Menschen achtet oder liebt, wird dieser ihm nie wieder entreißen können, und wenn er sich auch darüber zu Tod ärgerte, denn er glaubt, wer nicht über das Böse in sich Herr sein kann, der ist auch des Guten in sich nicht Herr, und somit geht es ihn nichts an, wenn ich ihm gut bin, wie mich sein Uebles nicht anders interessirt, als weil es mich seines Guten beraubt. — Was Sie mir heute Morgen gesagt, hat mich nicht betrübt, aber wie Sie es gethan, und in welcher Veranlassung, rührt mich tief; ich wollte lieber, Sie hätten mir in einer scherzhaften Stimmung gesagt, ich sei wie Temsky aus einer lächerlichen Stadt. Als Sie in der Traube einmal so bös waren, daß wir keine Butter bekamen, und als Sie einmal so plötzlich arg von Louise Reichardt sprachen, und als Sie mich auf der Brücke braun und blau kniffen, da war es mir eben so peinlich bei Ihnen, aber ich habe in Biographien so manche Anekdoten von ausgezeichneten Männern gelesen, daß mich dieß Alles nicht abhalten konnte, Sie wegen Ihres Fleißes, Ihrer Sittlichkeit, Ihrer schönen Interessen und Bemühungen, Ihrer Anhänglichkeit an Freunde, Ihrer gelehrten Bildung, Ihrer leichten Mittheilung, Ihrer Bescheidenheit zu lieben, und in dieser einsamen Stadt Ihrer vaterländischen Mittheilung zu genießen. Um Sie nicht auf irgend eine Weise zu betrügen, war

ich offen und unbefangen mit Ihnen, und habe geglaubt, wir würden, durch gegenseitiges Verstehen geheiligt, uns nicht wieder kränken. Aber Sie haben sich heute Morgen mit Gewalt, und gegen alles mein Abwehren in einer Linie gegen mich bewegt, die mir mitten durch das Herz ging. Ich wünsche, daß Sie so wenig Gutes an mir finden, daß Sie dieß nie schmerzen könne. Mir thut es leid, daß ich Ihnen Veranlassung dazu gegeben.

„Reicht auch mein Geist nicht zu, wie Sie mir hart mehreremal versichert, die Menschen nicht zu beleidigen, so haben Sie mich wenigstens bitter belehrt, daß er nicht zureichte, Ihren Unmuth zu verstehen; unser Verstehen, fühle ich jetzt, muß ganz verschieden sein, denn in der Minute, wo Sie mir Gehenden nachsagten, ich sei ein höchst lächerlicher Mensch, da wäre ich meinem Freunde um den Hals gefallen, und es wäre ein Moment gewesen, von dem an meine Bekanntschaft datirt hätte. Diese Verschiedenheit Anderer von mir sind die einzigen Momente, wo ich ganz verblüfft bin, und ohne es mir im Mindesten zu erlauben, Sie deßwegen herabzusetzen, bescheide ich mich lieber. Denn es würde mich unglücklich machen, irgend etwas Vortreffliches nicht anzuerkennen. Ihre Beschuldigung, daß ich Leute oft durch meine Nachlässigkeit kränke, gestehe ich Ihnen gerne ein, und habe sie Ihnen auch heute Morgen schon eingestanden; ich habe Ihnen auch gesagt, daß *diese meine Nachlässigkeit aufhört, wo mich irgend eine Würde an das Einzige, was ich ihr entgegensetzen kann, erinnert*; überhaupt wo man mich erinnert, daß wir in keinem Paradiese wohnen, sondern am babylonischen Thurm bauen; aber Sie haben immer fortgezankt, daß ich von dem Moment an, da ich Sie gereizt sah und Ihrer Ruhe nicht mehr mächtig, auch keinen anderen Willen mehr hatte, als Ihre Härte ruhig zu ertragen, und das habe ich von ganzem Herzen gethan, und seien Sie versichert, daß es mir von Herzen leid thut,

Ihre Ruhe gestört zu haben und die Veranlassung (nach meinem Gefühl die unschuldige) gewesen zu sein, daß Sie mir hart und unmild erschienen sind. Die Schuld ist ganz an mir, oder, um nicht zu scheinen, als wolle ich mir etwas vergeben (denn ich traue Ihnen nun nicht mehr zu, daß Sie mein Herz verstehen), so liegt die Schuld vielmehr an Ihrem zu schnellen Psychologisiren. Sie konstruirten mich zu einem elenden armen Teufel in die Luft hinein, so schnell, daß mich dieß Portrait rührte und erschreckte und ich alle Hände voll zu thun hatte, damit ich Ihnen nicht so unrecht that, als Sie mir.

„Mein Vorschlag ist nun, entweder uns dieser Thorheit nicht mehr zu erinnern (das müßte aber von Herzen gehen) und uns lieber über größeren Kummer zu betrüben — oder können Sie dieß nicht so leicht wie ich, da wir ja über Rahle (Rahel), Fouqué, Neumann, Arnim und Grimm und mich selbst anderer Meinung sind, uns ruhig zu vermeiden, und gegenseitig uns der Milde und Billigkeit und der Ehrsamkeit in unserem Urtheil über uns gegen Andere zu befleißen, eingedenk, daß wir in guten Minuten, in der Fremde uns dessen erfreut haben, was uns die Heimath als gleichgeliebtes Gut im Gespräche darbot. Nehmen Sie zugleich die Versicherung meiner vollkommenen Zuneigung und meines Dankes für alles Gute, was Sie mir gewollt oder noch wollen.

Ihr Clemens Brentano." [1]

Varnhagen hatte nichts Eiligeres zu thun, als diesen Brief an seine Freundin Rahel nach Berlin zu schicken. Rahel antwortet darauf unter dem 11. Januar 1812: „Ich habe zuletzt Clemens Brentano's Brief gelesen, also fange ich von ihm an. Der Brief gefällt mir sehr, und ich habe mich in ihm nicht geirrt. O! hätte ich doch ewig meinen wahren Blick über Menschen befolgt, ewig dem Ausspruch gefolgt, der mit so un-

[1] Biographische Portraits *c. S. 77 ff.

umstößlicher Wahrheit mitten in meiner Seele über jeden mir Vorkommenden zu mir heraustönen will. Ich finde eine unaussprechliche Milde und Biegsamkeit in diesem Briefe: und ich muß Dir sagen, eine außerordentliche Aehnlichkeit mit mir darin ... Mich interessirt sein Gemüthe so, und mich dünkt, ich kenne es so sehr, daß ich für mein Leben gern wissen möchte, womit Du ihn so gekränkt hast. Auch sehr meine Art, mich auszudrücken, diese Stelle. Wenn ich ihm doch die heilende Entschuldigung unter Deiner Gestalt hätte machen können!" [1]

Varnhagen machte diese Entschuldigungen in seiner Art. Den fein ironischen Brief Brentano's hatte er in seiner Eitelkeit nicht verstanden, und so wollte er trotz seiner bekannten Heftigkeit doch wieder den Klügeren spielen. Er ließ dem Dichter seine Heroen gelten, er wollte nun plötzlich schon längst für deren Werth „mit günstigem Vorurtheil erfüllt", ja „persönlich sehr eingenommen gewesen sein". Statt Brentano zu widersprechen, suchte er nun auch seine besten und höchsten Menschen in ihrem wahren Werthe zu zeigen, „wobei denn natürlich Rahel obenan stand". Brentano unterwarf sich ungern, that es aber doch und gestand rührend, so großen Vorzügen müsse er unbedingt huldigen. „Meinen Eifer, weit entfernt, ihn als leere

---

[1] Rahel, ein Buch des Andenkens u. s. w. II. S. 7 f. Drei Stunden später schreibt dieselbe Frau: „Das Komischste in der Welt ist, daß ich ganz überlesen, und unbedacht gelesen hatte, daß Clemens schreibt: ‚da wir ja auch über Rahel, Fouqué, Arnim und Grimm und mich selbst anderer Meinung sind' ꝛc., ich also eine Art Rolle in dem Streite und in den vorgelegten Versöhnungspunkten habe! ... Ich habe erst jetzt seinen Brief noch einmal gelesen; und was ich schrieb, bezog sich auf Sonstiges. Vorzüglich aber war alles darauf gemünzt, daß ich ihm gut bin. Wie erkenne ich Dich an den Citaten, wo Du ihm ‚peinlich' warst. Bei solchen Dingen kannst Du auch zur Pein werden!" Ebendas. II. S. 10.

Uebertreibung und frevelnde Vergötterung zu tadeln — wollte er gerade als das entschiedenste Zeugniß annehmen, und auf dieses hin nun auch selbst an Rahel schreiben."[1]

Lange jedoch dauerte die neue Freundschaft nicht, besonders war der Brief an Rahel der erste Grund einer tiefer gehenden Entzweiung. Bald auch traten nach Varnhagens Anklagen noch „Verräthereien, Mißbrauch des früheren Vertrauens" von Seiten Brentano's hinzu, und die Freundschaft war ein= für allemal gebrochen. Was wir unter jenen Verräthereien zu verstehen haben, sagt Varnhagen uns nicht, sondern schleudert beweislos dem Dichter die schwersten Anklagen in's Antlitz, die man überhaupt einem Manne nur machen kann. Rahel hörte bald von dem Zerwürfniß, und da sie die beiden Männer kannte, schrieb sie mit offener Unparteilichkeit dem Freunde Varnhagen die ganze Schuld an dem Streite zu. „Wenn Du kommst, Lieber, ich bitte Dich, mache nur alle Leute wieder gut und keine neue böse: es ist mir unerträglich; und in jedem Briefe werd' ich Dich darum bitten müssen. Ich bin gar keine Zänke und Scenen gewohnt, und eine gewisse Tagesruhe .... ist der ganze Rest menschlichen Glücks. Ich bitte Dich um Gottes willen! raube und störe mir dieß Letzte nicht!! — Und warum auch dieß, Varnhagen? Du hast gerade alle Mittel, Dich bei Menschen beliebt zu machen .... wolltest Du das nicht? ... Mit Dir zanken sich so Viele. Auch weißt Du's sehr gut .... Du bist noch über Niemanden so tief und klarsehend gewesen, als über Clemens Brentano, und so wohlberedt und worttreffend: ich meine nicht allein in Deinem letzten Briefe; ich fand's schon früherhin (als Varnhagen Clemens noch lobte), vergaß aber öfters, es Dir zu sagen. Sei wahr gegen ihn und sanft."[2]

---

[1] Biographische Portraits 2c. S. 66.
[2] Rahel II. S. 15 f.

Was aus diesen Worten unzweifelhaft hervorgeht, ist, daß nach Rahels Ansicht, die doch in Alles gewissenhaft eingeweiht wurde, Varnhagen gegen Brentano weder wahr, noch sanft gewesen und daß Varnhagen selbst durch diesen Mangel an Sanftmuth und Wahrheit das Zerwürfniß mit Brentano veranlaßt hatte.

Die Natur der „Kränkungen und Beleidigungen, des Vertrauensbruches und der Verrätherei", welche Varnhagen dem Dichter vorwirft, entzieht sich, wie gesagt, jeder genaueren Beurtheilung, da Varnhagen sich wohl gehütet hat, das Corpus delicti, den Brief Brentano's an Rahel, dem Publikum mitzutheilen. Warum? Wir sind berechtigt, anzunehmen, daß der Brief seine Anklage nicht gerechtfertigt haben würde. Denn schonen wollte er Brentano jedenfalls nicht. Sonst würde er nicht zu vollständig falschen Angaben gegriffen haben, um des Dichters Ruf in den Augen der Mit- und Nachwelt herunterzusetzen. Oder ist es keine falsche Angabe, wenn Varnhagen sich z. B. von Brentano erzählen läßt, er habe seine erste Frau „ohne allen Grund und Anlaß, bloß aus willkürlicher Erfindung, fürchterlich gequält"? Geschichtliche Thatsache ist, daß jene fürchterlichen Quälereien (?), von denen man sich damals in literarischen Kreisen wohl erzählte, gerade ein Jahr vor die Hochzeit Sophiens gefallen waren und Brentano sich in späteren Jahren eher alles Andere als jene Eifersüchteleien vorwarf. Ist es ferner keine falsche Anklage, wenn Varnhagen sich bereits 1812 mit vieler Umständlichkeit und gröbster Verdrehung das Verhältniß Brentano's zu Luise Hensel erzählen läßt, während, wie allbekannt, Brentano erst 1816 Luise Hensel zum ersten Male gesehen hat![1]

---

[1] Mit der Unhaltbarkeit dieser Grundlage fällt Alles über den Haufen, was Varnhagen bei der Gelegenheit Böses und Niedriges über den Dichter zu sagen weiß. Die voraufgehende Anklage (Bio-

Aber wahr und sanft konnte oder wollte Varnhagen gegen den Dichter nicht sein, und daher suchte er ihn in Abgang anderer Beweise lächerlich zu machen. Wer übrigens das Varnhagen'sche Porträt bis zum Ende durchliest, findet bald den eigentlichen Grund, warum der Maler gerade bei diesem Bilde seine Pinsel in so schwarze Farben getaucht hat. — Brentano wurde später ein eifriger Christ und ging nach Dülmen! Das war in den Augen Varnhagens, der ebenfalls katholisch getauft, aber halbprotestantisch erzogen und nach und nach so ziemlich jeder Religion verlustig gegangen war, ein unverzeihlicher Fehltritt; Brentano zählte nicht mehr zu den „Unsrigen". Einige Verleumdungen und viel Ehrabschneiderei, viel Haß und einige Entstellungen, das war von jeher die beliebte Erzmischung zu den Glocken, mit welchen Convertiten und „Abtrünnige" von der ganzen liberalen Glöcknerei zu Grabe geläutet wurden. Das gab einen guten Klang. Darum mahnt auch Rahel mit vielem Scharfsinn: Varnhagen, sei sanft gegen ihn und wahr!

Was Brentano selbst betrifft, so übte das Zerwürfniß mit Varnhagen keinen tiefergreifenden Einfluß auf ihn aus, als daß es ihn vielleicht mehr auf sein eigenes Innere zurückdrängte, zu poetischem Gestalten dessen, was ihn in Land und Leuten, in Sage und geschichtlicher Erinnerung umgab. Reiner und krystallheller als in irgend einem seiner bisherigen Werke spiegelt sich in dem poetischen Hauptergebniß der Prager Jahre die christliche Idee, ihre Bedeutung für alle Kreise des socialen Lebens, ihr Gegensatz zur heidnischen Weltanschauung, ihr

---

graphische Porträts &c. S. 64) führt sich einfach auf das historische Faktum zurück, daß Brentano in unklugem Eifer das Beispiel des Mönches Abraham im Schauspiel der Hrosvitha nachahmen wollte. Die angedeuteten Gedichte lassen dieß zur Genüge erkennen, und wir haben dafür die ausdrückliche Aussage eines ehrenwerthen, glaubwürdigen Zeugen aus jenen Jahren, der die Geschichte aus Brentano's eigenem Munde gehört hatte.

segensreicher Triumph über das Heidenthum des alten Europa. Richtiger und schärfer, wie auch mit höherer Formvollendung und milderer Begeisterung, als in irgend einem bisherigen Product der romantischen Schule, tritt in dieser Dichtung der eigentliche Grundgedanke der Romantik zu Tage. Brentano ist hier — seiner Weltanschauung nach ganz Katholik. Mit tiefer Ehrfurcht feiert er die Glorie des katholischen Martyriums und den Ruhm gottgeweihter Jungfräulichkeit. Mit einer Innigkeit, die weit über bloß poetische Andacht hinausgeht, die tiefen Glauben und gläubiges Verständniß der katholischen Wahrheit voraussetzt, zeichnet er die Wohlthaten, welche das Christenthum der Menschheit gespendet. Wäre er der Mensch gewesen, als welchen Varnhagen ihn darstellt, so hätte er der schimpflichste Heuchler sein müssen, um ein Stück, wie die „Gründung Prags“, zu schreiben. Heuchelei hat ihm aber bis jetzt doch noch Niemand vorgeworfen. Die Anklage stände in zu schroffem Widerspruch mit seinem Charakter. Wie immer, dichtete er auch jetzt nicht nach äußerer Tendenz, sondern aus innerem Antrieb, aus dem eigensten Innern seiner Seele, und das Stück malt deutlich genug sein Seelenleben, wie es glühend die ganze Farbenskala menschlicher Empfindungen zu durchfühlen wußte und sich durch Trauer und Scherz, tiefbewegte Leidenschaft und stürmischen Kampf zu den klaren Leitsternen seines besseren Ichs emporrang. Ein solches Werk, das der Dichter mondelang in seinem Geiste durcharbeitete und durchlebte, ist ein viel wichtigeres Dokument für Brentano's Verständniß, als die Papierschnitzeln, die Varnhagen aus lächerlichem Salonsärger in ein paar Stunden über ihn zusammenkritzelte.

6. Die Gründung Prags.

1812.

Nach einigen Monaten Aufenthaltes in Prag und dem Zerwürfniß mit Varnhagen zog Clemens mit seinem Bruder Christian nach Bukowan zurück. Er gefiel sich nach den erfahrenen Unannehmlichkeiten wieder um Vieles besser in der abgelegenen Stille der ländlichen Herrschaft, aber was den Reiz dieser Ruhe noch erhöhte, war eine liebgewonnene dramatische Arbeit.

Böhmen ist ein dichterisches Land, herrlich in seiner Natur, reizend und anziehend in seiner dunklen Sagenwelt.

„Böheim nenn' ich der milden Thäler Schooß,
Von goldgeherzter Berge Kranz umfriedet . . .
Ich nenne Böheim, wo auf Aehrenwogen
Im gold'nen Scheffel schwimmt der Siwa Segen;
Der europäischen Jungfrau Brustgeschmeid,
Das Schmuckkästlein zu ihrem Ehrenkleid,
Voll Perlen, Edelsteinen und Granaten,
Den reichen Schatz voll aller Götter Gnaden, . . .
Den Schmuck, das Kleinod, ja das Herz der Welt." [1]

Die Abgeschlossenheit des Landes begünstigte die Vererbung der alten Traditionen, die sozusagen ein Bestandtheil des böhmischen Lebens geworden sind. Ein Volk, das, in steter Berüh-

[1] Gründung Prags, Ges. W. VI. S. 108.

rung mit der Natur, die großartigen Erscheinungen derselben nicht zu erklären weiß, bevölkert sie in rastlos schaffender Phantasie mit tausend unsichtbaren Wesen, und die Jahrhunderte dichten weiter an dem großen Liede der Natur, bis schließlich die Enkel die Sprache der ersten Strophen freilich nicht mehr verstehen, aber immer noch getreu im Gedächtniß aufbewahren. Böhmen aber, mit dem weiten Ringe seiner Berge, dem grünen Bande seiner Wälder, den einsamen Bergseen ist selbst ein geschäftiges, dunkles Märchen. Und hinwiederum ist kein Volkscharakter geeigneter, dieses Märchen auszuspinnen, als der czechische. Wie die meisten seiner slavischen Stammesbrüder ist der Czeche finster und schlau, starr am Alten hängend, melancholisch nachsinnend und doch zugleich voll innerer Gluth, tiefgründend wie die schwarzen Bergseen und lebhaft bewegt wie die Stürme in den grünen Wäldern. Erst spät gelangte das Christenthum in den böhmischen Thälern zur Herrschaft, die heftigsten Verfolgungen und blutigsten Greuelthaten von Seiten der heidnischen Könige und Großen hinderten es in seinem Aufschwung, während die inneren und äußeren Kriege, die Jahrhunderte lang das arme Land zerrütteten, einer christlichen Civilisation in den Weg traten. Der Haß des slavischen Eingebornen gegen den deutschen Einwanderer kam hinzu, und das meistentheils leibeigene Volk lebte in seiner Unwissenheit dahin, von Geschlecht zu Geschlecht mit dem angestammten Volkscharakter auch die alten Stammessagen und halbheidnischen Gebräuche vererbend.

Aus der Berliner gebildeten Gesellschaft in diese völlig heterogene Umgebung tretend, mußte ein phantasiereicher, leicht erregbarer Dichter, wie Brentano es war, ganz natürlich den Reiz empfinden, die neuen, so scharf hervortretenden Motive zum Vorwurf einer dichterischen Arbeit zu nehmen, sich so gleichsam durch die Poesie das böhmische Heimathrecht zu erwerben.

„Und wie, vom wilden Weltsturm weit vertragen,
Ein ferner Vogel in ein fremd' Gebiet,
Ein fremder Fisch, von Meeresfluth verschlagen,
Dem Strom entgegen in die Flüsse zieht:
Fand ich in diesen heißen Schicksalstagen
Am Moldauufer mich und sang ein Lied,
Jenseits mein Leid, diesseits mein Heil zu grüßen —
Wer landend nicht die Erde küßt, muß büßen."

Als ganzer Dichter aber konnte es Clemens nicht genügen, irgend ein allgemeingiltiges Ereigniß auf böhmischen Boden zu verlegen, mit böhmischen Farben zu malen oder dafür böhmisches Land als Hintergrund zu wählen; nein, der Geist, die Gestalten, die Geschichte, alles sollte wie eine einheimische Blüthe aus czechischem Grunde emporblühen, Böhmen selbst sollte wo möglich der Held des Werkes werden. Wie er schließlich nach langem Sinnen zur endgiltigen Wahl des Stoffes gekommen, erzählt er selbst in dem Prologe.

Der Dichter fühlte sich von des Landes Vorzeit berührt, und indem er über ein neues Lied nachsinnt, bringt er eine Nacht auf dem Lorenziberg in Prag zu, wo nach der Sage Libussa die Stadt entstehen sah. Der Nebel deckt die Stadt am Fuße des Berges, zum träumenden Dichter bringen daraus in buntem Gemisch der grelle Pfiff der Wächter, das Anrufen der Wachen auf ihren Runden, von manchem späten Lied „durchjobelt" — — — dumpf in der Ferne braust der Strom wie ein Hexenkessel, bei dem mondscheintrunkene Hundsgeschlechter heulen, endlich entschläft der Dichter unter diesem Wirrwarr und träumt:

„Da faßte mich der Geisternähe Grauen,
Denn neben mir am grünen Bergeshang
Sah ich die drei Sibyllen, die Jungfrauen, —
Aus deren Mund des Landes Schicksal klang, —
Verschleiert in den tiefen Stadtschooß schauen,
Bis dann vor Hahnenschrei und Glockenklang
Mit dem Orion auf des Frühroths Wogen
Die sel'gen Lichtgespielen hingezogen.

Und von den Locken mir der Vorzeit Thau
Aus Orient ein kühler Luftstrom hauchte,
Und unter mir lag eine Nebelau,
Aus der das gold'ne Schiff der Sonne tauchte;
Aufdringend aus dem träumerischen Grau
Der Urwelt, das wie Opferglut verrauchte,
Hat sie zuerst der Thürme Kreuz ergriffen,
In's tiefe blaue Himmelsmeer zu schiffen.

Wie hier einst vor der Seele der Sibylle
Aus Wald und Weltnacht Prag, die Stadt, gestiegen,
Stieg sie im Sonnenglanz aus nächt'ger Stille
Vor meinem Blick aus trüben Nebelwiegen,
Und aus der Brust sprang mir der mächt'ge Wille;
Wie Tauben ließ ich die Gedanken fliegen,
Sich auf den Tempeln, auf den Schlössern sonnen;
Was ich vollendet, hab' ich da begonnen.

Dann, in vertrauter Kammer eingeschlossen,
Stimmt' ich die Töne, dieses Lied zu singen,
Doch feierlicher Schall von Kriegsgeschossen,
Harmonisch' Festgetös und Fahnenschwingen,
Und Pilgersang hat sich hinein ergossen,
Ja, was von jeher war, wollt' Opfer bringen,
Die Sage, Volkswahn, licht' und finst're Geister
Verdrängten von dem Webestuhl den Meister."[1]

Also die Gründung der böhmischen Hauptstadt nach den Ueberlieferungen der Sage sollte der Stoff zu dem neuen Gedichte, und zwar zu einem Drama werden. In Berlin hatte Brentano begonnen, Calderon zu studiren und fühlte sich von dem gewaltigen, ihm selbst verwandten Geiste mächtig zu ähnlichen Schöpfungen angezogen.

„Ich weiß nun," schreibt er um das Jahr 1813 an einen Bekannten, „seit zwei Jahren erst, was dichten ist, und habe an Calderons standhaftem Prinzen zuerst einen deutlichen

[1] Gründung Prags, Ges. W. VI. S. 10 f.

materiellen Begriff davon erhalten, was ein Kunstwerk ist, wie Jakob Böhme durch den Glanz einer zinnernen Schüssel zur Anschauung seiner Theosophie gekommen. Dieß Letztere beispielsweise, um nicht etwa zu glauben, ich grabe noch in der tauben Nuß der Modernen." [1]

Von dieser „tauben Nuß" hatte sich Brentano schon dadurch sehr weit entfernt, daß er, dem großen spanischen Meister folgend, seinen Stoff nicht auf dem Boden der neueren Geschichte suchte, wo das freie Schaffen des Dichters allüberall von den prosaischen Wegweisern der Annalisten begrenzt wird, auch nicht auf dem Boden des Reinmenschlichen und Profanen, wo die Kunst, den Lebensquellen des Göttlichen und Wunderbaren entzogen, im Flugsand menschlicher Macht und Weisheit und egoistischer Weltauffassung verkümmert, sondern in den unerschöpflichen Goldgängen der religiösen Nationalsage, wo Göttliches und Menschliches, Wunderbares und Gewöhnliches, Natur und Geschichte von der jugendkräftigen, schaffenden Phantasie der Völker in ein lebendiges, gestaltungsfähiges Ganze gebracht sind.

Aber es war keine leichte Arbeit, sich in den dunkeln Sagen und Mythen der böhmischen Vorzeit zurechtzufinden. Wie Brentano uns selbst berichtet [2], stand ihm für seinen Stoff keine ausgebildete böhmische Mythologie zu Gebote. Auch die russische fand er sehr problematisch und fragmentarisch und war somit gezwungen, sich bei den anderen slavischen Völkern nach Hilfe umzusehen und forschend, verbindend und dichtend den mythologischen Hintergrund seiner Handlung selbständig zu schaffen. Dem hauptsächlich in Rügen verehrten Licht-Gott Swantowid oder Bielbog, dem Gott des Frühlings und des Sieges, gab er als Schlachtgöttin die in russischen Erzählungen trefflich charakterisirte Riesin Jagababa zur Seite. Triglawa,

[1] Weimarisches Jahrbuch u. s. w. IV. 1. Heft S. 177.
[2] Ges. W. VI. S. 421.

von den Einen als dreiköpfiges Weib mit dem Mond in der Hand abgebildet, von Andern als Triglaus zum Manne erhoben, machte er zur Nacht des Himmels und setzte ihr schwarzes, Orakel gebendes Roß dem weißen Lichtroß Bielbogs entgegen. Ihr gab er, der Sage folgend, Tschart, den schwarzen Gott, den eigentlichen „Bösen", zum Gemahl. Beiden ließ er Kikimora, die Gottheit der Träume, entstammen, die noch jetzt zwischen Nacht und Tod schwebt und von Tschart die Fledermaus zur Gespielin erhalten hat. Die Eintheilung der Götter in Bilobogi (lichte Götter) und Tschernobogi (finstere Götter), die Maienbocksfahrt, die Frühlingsfeier, bei welcher das Bild Marzana's, der Wintergottheit, in's Wasser geworfen wurde, die slavischen Centauren (Polkan), Harpyen (Div), Satyren (Leschien) und manche andere Elemente entnahm er allgemein verbreiteten slavischen Sagen; die Nymphen (Russalki) fand er noch im russischen Volksglauben vor; der slavischen Venus (Lado) gesellte er selbst drei Huldgöttinnen bei. Mit unsäglicher Mühe brachte er dieses mythologische Gebäude aus Büchern und fleißiger Beobachtung zusammen. In den Anmerkungen zu seinem Drama verzeichnet er mit großer Treue die spärlichen Ueberreste des ursprünglichen Aberglaubens, wie er sie selbst noch hie und da gefunden hatte.

So traf er z. B. Menschen, von denen das Volk behauptete, sie könnten durch bezaubernde Blicke Siechthum hervorrufen oder Ungewitter heraufbeschwören. Gegen Letzteres ließ man beim Säen Korallen in die Felder vergraben[1]. Eine ähnliche Kraft

[1] Einst zeigte der Verwalter von Bukowan dem Dichter den schönen Stand des Weizens und bemerkte mit selbstgefälligem Lächeln: „Und erlauben Ihro Gnaden, der Hagelschlag kann uns heuer auch keinen Schaden thun." — „Wie so?" — „Erlauben Ihro Gnaden, ich habe Korallen in das Feld gegeben, das hilft gegen das Wetter, Ihro Gnaden. Erlauben Ihro Gnaden, die Matrosen tragen auch immer Korallen dagegen in der Hosentasche."

wurde dem „Wetterhorne" zugeschrieben, einer großen Muschelschnecke, auf welcher in manchen Dörfern Böhmens heute noch geblasen wird, um das Gewitter zu verjagen. Springwurz und Alraun, das Galgenmännlein, die zur Auffindung geheimer Schätze dienen, stehen ebenfalls in hoher Verehrung. An den wilden Waldquellen und am einsamen Wasserfall sitzt Ohlas, das Echo, und spottet und höhnt der Vorübergehenden; droben in den Wäldern, meist am Rande der Bergseen, schaukeln sich auf den Zweigen die frommen Waldfrauen und waschen und kämmen ihr grünes Haar. Aus den Teichen und Flüssen taucht nicht selten Wodnick, der Wassermann mit grünem Hute, hervor. Mit silberner Elle mißt er bunte Bänder ab und wirft sie der grüßenden Hirtin an's Gestade. Es gedenken viele Menschen in Böhmen noch der Zeit, als dieser und jener ihn wollte gesehen haben.

Ueber all' diese Einzelsagen des Volkes hinaus aber ragt die mythenreiche Geschichte vom Ursprung des Reiches, von dem ersten Herzog Czech und seinem Nachfolger Krokus, der sich als Jüngling mit Niva, der Elfe einer Eiche, vermählte, die er vor dem Beile seiner Landsleute geschützt hatte. Die geisterhafte Gattin steigerte die Weisheit und das Glück ihres Mannes so, daß die Böhmen ihn zu ihrem Herzog erwählten. Nach seinem Tode führte Libussa, eine seiner Drillingstöchter, die Zügel der Herrschaft und vermählte sich endlich mit dem Landmann Primislaus, der als Herzog der Stammvater der Primisliden wurde. Libussa gründete Prag und erhob in Gemeinschaft mit ihrem Gatten Böhmen zu Glanz und Macht. Die ältesten Adelsfamilien leiteten natürlich ihren Ursprung von Männern ab, die mit den ersten Herzögen den Grundstein zur Größe des Landes gelegt hatten, und so besaß jedes Geschlecht wiederum seine eigene mythenreiche Geschichte.

Diesen Fäden der geschichtlichen Ueberlieferung und der mythologischen Naturbetrachtung, der Göttersage und des Volksglau-

bens folgte Brentano mit einer Liebe und einem Fleiße, als ob er ein wissenschaftliches Werk hätte schreiben wollen; ja seine Studien sollen auf die gleichzeitigen Arbeiten seiner Freunde, der Gebrüder Grimm, nicht ohne Einfluß geblieben sein. Aber er war auch Dichter. Mit einem bewundernswerthen Schwung der Phantasie verband er die tausend gefundenen Einzelheiten zu einer lebendigen Welt, verkörperte diese in einer dramatischen Handlung und verwandelte den ganzen gelehrten Ballast in solche Blüthenfülle poetischer Gedanken und Formen, daß man darin eher ein Werk glücklicher Eingebung als mühsamen Studiums zu erkennen glaubt.

Nachdem der Hauptplan einmal entworfen war, schritt die Ausführung rasch voran, so daß Brentano, noch vor seiner Entzweiung mit Varnhagen, diesem einzelne Partien des Drama's vorlesen konnte. In den Anfangsmonaten des Jahres 1812 lag es in erster Fassung vollendet vor.

Durch Varnhagen aber war Clemens mit dem slavischen Sprachforscher, Abbé Dobrowsky, und dem Philologen Meinert persönlich bekannt geworden, die sich beide durch ihre Studien über böhmische Literatur und Geschichte einen großen Namen erworben haben. Im Umgang mit diesen Männern drang der Dichter allmählich immer tiefer in die böhmische Sage und Geschichte ein, und auf Grund dieser erweiterten Kenntnisse fühlte er sich gedrängt, die erste Bearbeitung des Stoffes umzustoßen und eine völlige Neudichtung zu beginnen. Es konnte nicht ausbleiben, daß dadurch nicht bloß der Stoffreichthum bedeutend zunahm, sondern auch die geistige Durchdringung und einheitliche Verschmelzung desselben zu einem künstlerischen Ganzen besser erreicht wurde. Mit dieser zweiten Bearbeitung kam Brentano gegen Mai 1813 zu Ende, und im Juni desselben Jahres wurde das Gedicht mit dem Prologe der Herzogin von Oldenburg überreicht. Als nun aber einige Monate später Brentano nach Wien kam und dort mit dem

Baron von Retzer, einem besonders feinen Kenner deutscher Verskunst, in nähere Verbindung trat, so trug er kein Bedenken, nach dessen Winken und Rathschlägen die liebgewonnene Arbeit noch ein drittes Mal vorzunehmen und besonders dem dramatischen Aufbau und der Vollendung der Sprache eine besondere Sorgfalt zu widmen. Diese dritte Umdichtung endlich wagte er im Jahre 1815 in den Druck zu geben[1].

Wir haben es somit in diesem Drama mit einer wohldurchdachten, lange überlegten, fleißig ausgefeilten Arbeit des Dichters zu thun, in der wir also mit Recht seine ganze Kunst, Alles, was er in dieser Art zu leisten im Stande ist, erwarten zu dürfen glauben. Die Mehrzahl der anderen Dichtungen waren entweder leicht hingeworfene Skizzen und Ausdrücke augenblicklicher Stimmungen, oder aber jugendtolle Versuche eines in der Kunst noch völlig unerfahrenen Studenten.

Was wird nun eine gesunde Kritik von der Gründung Prags zu halten haben? Ohne lange bei den wenigen Literarhistorikern zu verweilen, die mit einigen allgemeinen, meist geringschätzigen Worten Alles über diese Dichtung gesagt zu haben meinen, dürfte es das Beste sein, einfachhin zur Quelle zu gehen, einen Einblick in den inneren Bau des Schauspiels zu geben, den leitenden Gedanken zu erfassen und diesen dann durch die vielverschlungene Handlung zu verfolgen.

Welches dieser Grundgedanke sei, sagt uns der Titel. Es handelt sich um die Gründung eines neuen Staates, der sich gleichsam verkörpert in seiner Hauptstadt. Das herrenlose Volk des Czech soll einen Herrscher, ein Gesetz, einen Mittelpunkt, mithin eine geregelte, höhere Gesellschaftsordnung erhalten, es

---

[1] Der vollständige Titel lautet: „Die Gründung Prags, ein historisch-romantisches Drama von Cl. Brentano. Wien bei Strauß und Pest bei Hartleben, 1815.“ Wiederabgedruckt wurde die Dichtung in den Ges. W. VI.

soll hervortreten aus dem Rang des eingewanderten, kriegerischen Nomadenstammes in die Reihe der europäischen civilisirten Völker. Wir haben es also mit einer der großartigsten Aufgaben zu thun, welche die höhere Poesie sich stellen kann, mit einem der wichtigsten Knotenpunkte in der Geschichte eines mächtigen Volkes.

Dem bezeichneten Endziel, der sittlichen Hebung und Festigung des Czechenreiches, stellen sich drei Elemente feindlich entgegen, sie beginnen den dramatischen Kampf; dieser Kampf aber wird dadurch tragisch, daß gerade diese drei feindlichen Elemente es sind, die den schließlich gewünschten Ausgang herbeiführen müssen. Da ist es vor Allem die angeborene Rohheit und Wildheit des Volkes, die mehr oder minder in Wrschowetz und Domaslaus, zumeist aber in Rozhon zum vollsten Ausbruch kommt. Sie kennt nur ein Wort, welches Alles in letzter Instanz entscheiden soll: brutale Gewalt oder im günstigsten Falle brutaler Reichthum, kurz die materielle Obmacht. Wo diese aber obwaltet, ist an ein glückliches Gedeihen eines jungen Staates nicht zu denken, da sie selbst die bestgegründete Gesellschaft zu vernichten droht. Sie darf also nicht siegen, was sie auch immer unternehme; übrigens ist gegen sie der Kampf nicht zu schwer: der einfache Entschluß, unverheirathet zu bleiben, und ihr kluger Sinn, vermag Libussa leicht vor den beiden plump heuchelnden Freiern, Wrschowetz und Domaslaus, zu bewahren, während Rozhons blinde Wuth sich selbst den Untergang bereitet.

Gefährlicher, weil im Herzen der Fürstin selbst einen halben Bundesgenossen zählend, ist der zweite Feind: der Uebermuth der Weiber, der in Wlasta eine ebenso gewaltige als anziehende Vertreterin gefunden hat. Eine schrankenlose Freiheit des Weibes und mithin der tiefste Verfall jedes Familienlebens aber ist die sicherste Art und Weise, eine gesunde, starke Gesellschaft unmöglich zu machen oder eine schon bestehende völlig

zu untergraben. Wäre ein kräftiger Fürst auf Krokus' Thron gewählt worden, so hätte die ganze Schilderhebung der Mägdlein für das Drama und das böhmische Volk keine belangreiche Bedeutung gehabt, ein fester Arm und eine ruhige Vernunft hätte die Widerspänstigen, Wahnbethörten bald zur Ruhe gebracht. Nun aber thront Libussa, die der kriegerischen Mägde Freundin, Vertraute und Vertheidigerin ist, und durch ihre Scheu, einem Manne sich unterzuordnen, den rebellischen Geist und das tolle Jagen ihrer Gespielinnen, wenn auch gegen ihren Willen, nährt und unterstützt. Aber eben weil das Gebahren Wlasta's und ihrer Gesellinnen so alles Maß überschreitet, weckt es den besseren Sinn des Volkes, und dieses fordert einen König, durch dessen bloßes Auftreten jede Furcht vor dem zerstörenden Element der Weiberherrschaft verschwinden muß.

Rohe Gewalt und Zerstörung des Familienlebens sind aber nicht die einzigen Feinde der staatlichen Gesellschaft, sie haben beide eine gemeinsame Quelle, und ehe diese verstopft ist, mag Niemand auf eine glückliche Entfaltung hoffen. Aller Staaten und aller Völker Lebensnerv ist die Religion. So erhebt sich denn auch an dritter Stelle gegen das junge Böhmenreich der heidnische Cult in seiner empörendsten Form, dem Dienste der schwarzen Geister, der sich in Zwratka's widerlicher Gestalt verkörpert. Das Reich des Fürsten der Finsterniß ist aber uneins in sich selbst, und sobald es einmal in einem edlen Herzen den furchtbaren Bundesgenossen der Leidenschaft verloren hat, muß es zusammenstürzen, und die ganze wilde Wuth, die es entfaltet, um sich aufrecht zu erhalten, kann nur zur Beschleunigung seines Falles dienen. Daher wird in diesem Drama auch kein ausdrücklicher Kampf gegen Zwratka's Zaubereien geführt, ihr eigenes Unwesen treibt sie in den Untergang.

So endet denn das Schauspiel mit dem Siege des dreifachen Lebensprincips eines gesunden Staates: der Geistesaristokratie

in der Regierung, der gesetzlichen Ehe für die Familie und der reineren Auffassung der Gottesverehrung, gleichsam der natürlichen Annäherung an das Christenthum und in ihm an das letzte Mittel der Vollendung jeder wahrhaft menschlichen Civilisation. Mit feinem poetischen Takt bediente sich der Dichter keines Wunders, das in den meisten Fällen als ein bloßer Deus ex machina sehr wenig eigentlich dramatisches Interesse bietet; und dennoch fällt der Schwerpunkt in der ganzen Handlung des Dramas auf das religiöse Moment, auf die Einführung des Christenthums. Wundervoll hat Brentano diesen Zweck erreicht, indem er gleichsam in die Fundamente der neu zu errichtenden Stadt den heiligen Leichnam einer christlichen Märtyrin als Eckstein begraben läßt. Auf diesem Grundstein wird die Stadt und der Staat segensreich erblühen, und das Blut der Jungfrau wird den alten Fluch des Bodens wie den heidnischen Bann der Seelen lösen, es wird zur Aussaat werden für die künftigen Jahrhunderte. Darum ist aber auch die lichtvolle Gestalt der Trinitas so eng verbunden mit dem ganzen Verlauf der Handlung; wie ein leuchtender Engel schwebt sie über den handelnden Personen, und so beschränkt, so unscheinlich auch ihr persönliches Eingreifen in die Ereignisse sein mag, ist sie doch keineswegs Episode. Sie ist eine persönliche Prophezeiung, eine Friedenstaube über den Sturmfluthen.

Herrlich ist der zu läuternde Charakter Libussa's zwischen den beiden fertigen Charakteren Primislaus' und Trinitas' gestellt, von denen der eine, minder würdige sich glanzvoll emporschwingt zur irdischen Höhe des Thrones, während der andere mehr vollendete der Blutzeugin Christi zeitlichem Untergang anheimfällt. So anscheinend ungerecht diese poetische Gerechtigkeit des Dramas auch sein mag, ist sie doch von der tiefsten Wahrheit und der höchsten tragischen Gewalt. Das rein Menschliche im Menschen und in der Gesellschaft findet nur

dann den rechten Kreis seiner Entfaltung und Thätigkeit, wenn sich ihm äußere, irdische Macht zu Diensten stellt, aber die Kraft des Göttlichen zeigt sich in der Schwäche, und seine welterobernde Allgewalt kam von einem Kreuze und entstieg einem Grabe. Trinitas ist das Fruchtkörnlein, das sterben und in die Erde fallen muß, dann aber wird es aufgehen und hundertfältige Frucht bringen.

Der Dichter selbst schildert uns folgendermaßen die innerste Oekonomie seines Dramas, als eines großen, Alles umfassenden Kampfes zwischen Gutem und Bösem, zwischen Himmel und Hölle: „Den Gegensatz der guten und bösen, weißen und schwarzen Götter, der sich in vielen Glaubenssystemen wiederfindet und aller menschlichen Vorstellungsweise angemessen scheint, habe ich dadurch lebendiger darzustellen gesucht, daß ich meinen Personen eine besondere Hinneigung nach der einen oder anderen Seite gegeben habe. Indem ich Zwratka bis zur Teufelei nach den Mächten des Abgrundes gewendet, ja gewissermaßen vom Teufel schon in Besitz habe nehmen lassen, habe ich die drei Töchter Kroks zum Lichte bis zur Spekulation hingetrieben, ja sie als Begeisterte gewissermaßen Gottes theilhaftig gemacht. Indem ich sie so neben dem in roher Mitte des Glaubens befestigten Volk, als nach entgegengesetzten Richtungen überschreitend, darstellte, wollte ich eine Bewegung, und also einen Eindruck des Lebendigen in ihrem Zustande fühlbar machen.

„Das Bild eines solchen Ueberschreitens göttlicher Grenzen nach dem Abgrunde hin ist bis zu naher Zeit gelangt, wir haben es vom Aberglauben bis zum niedrigsten H e x e n w e s e n. Diese empirische Grimasse höherer Götterkunst oder das Wunderwirken der Hölle .... habe ich in ihren allgemeineren Zügen in den Charakter Zwratka's eingemischt, um sie unserer Vorstellung näher zu bringen ... Ebenso habe ich nach der anderen Seite das Ueberschreiten der drei Schwestern bis zu einzelnen

Ahnungen des Christenthums getrieben, denn Nichts ist einsam in der Welt und Alles kommt sich entgegen. Das Wahre bis zum Heiligen ist wie ein Lichtstrom, den Jeder trinken muß, der die Augen öffnet. Hiedurch möchte ich gesagt haben, daß ich glaube, es sei keine große Wahrheit möglich ... ohne eine innere Bewegung, an sie zu glauben überhaupt ... oder es steige kein Berg empor, ohne daß ein Thal sinke, oder es falle kein Haar von einem Haupte ohne Gottes Willen."

In den letzten Worten berührt der Dichter, wenn auch nicht scharf und genau, doch mit ahnungsreichem Tiefblick die Geheimnisse der christlichen Gnadenlehre von der Berufung der Völker. In schroffem Gegensatz zu dem pelagianisirenden Vernünfteln der damaligen Zeitrichtung [1], welche in alle Tiefen göttlichen Wirkens die kleinlichen Maße menschlicher Anlage, Befähigung und Kraft hineintrug, gemahnt er an den göttlichen Ursprung der gesammten Weltordnung, welche Nichts „einsam" läßt, sondern Alles verbindet; an die Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntniß, um aus der „großen Wahrheit" Heil zu schöpfen; an eine übernatürliche Vorsehung, welche die vielverschlungenen Fäden der natürlichen Ordnung auf das letzte, große Ziel der Menschen lenkt; an die Ohnmacht alles Suchens und Ringens,

[1] Seine unversöhnliche Abneigung gegen den Stolz des Rationalismus spricht recht drastisch aus einer Anmerkung zu dem Gedichte, worin er den Ausdruck „Riesenpilz" rechtfertigt als „bedeutender Spottname für eine einseitige empirische Größe, mit idealer Leerheit und Nichtigkeit gepaart. Einem guten wackern Christen ist der Teufel ein solcher in seiner allmächtigen Unmacht, auch der Antichrist wird für Kenner immer dergleichen sein. Ja, alle Hochfahrt, alles Streben nach weltlicher Größe, aller Uebermuth, der sich einst nothwendig mit Gestank endigt, ist nichts als Riesenpilzheit, und ich will weder in seinem Schatten ruhen, noch eine Hütte bauen, sollten auch einst die Weiber der Geschichte, Politik und Aufklärung, ihr die wenigen Haare so gänzlich ausrupfen, daß sie an einem Sonnenstich elendiglich versterben müßte." Ges. W. VI. S. 446.

aller natürlichen Anlagen und Fähigkeiten, ja selbst der äußern Heilsbotschaft, um das Licht der Seele zu erlangen; vor Allem aber an die große Wahrheit, daß das menschgewordene Wort, „das wahre Licht jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt tritt", daß es Allen zuvorkommt, die ihm nicht freiwillig den Eingang zur Seele versperren, daß es keinem die „innere Bewegung" zum Glauben versagt, der aufrichtig Gott sucht. Der Dichter fühlt es, er will es Allen singen und sagen, daß man mit bloßer Vernunftmoral und „reinem Menschenthum" nicht auskommt, daß die Menschheit, auf sich allein gestellt, im Dämonischen verkommen müßte. Aber sie steht nicht allein. Das Wirken Gottes, das Reich der Gnade, umgibt sie „wie ein Lichtstrom, den Jeder trinken muß, der die Augen öffnet", ein Walten, das sich der menschlichen Freiheit nicht aufzwingt, sondern still und liebend bei ihr anpocht.

„Glaub', Hoffnung, Liebe gleichen einer Quelle,
Die still im Kern des Lebens sich ergießt;
Sehnsüchtig ringend nach des Tages Helle
Quillt sie im Grund und schwillt und steigt empor,
Und pocht an eines frommen Herzens Thor:
Es thut sich auf, die Freud'ge grüßt das Licht
Und jauchzet in die Thäler selig nieder.
Sie wächst und bildet Ströme, Seen und Meere.
Den Kern, der sie umschloß, umarmt sie wieder
Im sel'gen Spiegel aller Himmelsheere." [1]

Die Gestalt aber, in welcher Brentano die zuvorkommende Gnade des Glaubens zu verkörpern suchte, ist die herrlichste des ganzen Dramas, ein Gebilde der zartesten und erhabensten Poesie, Trinitas. Aber Trinitas naht nur in Begleitung Pachta's, des echten, treuen Slaven, weil eben auch die Gnade nie die bessere Natur ertödtet, sondern sich ihr anbequemt und ver-

[1] Ges. W. VI. S. 266.

bindet. Der Dichter sagt in Bezug auf diese beiden Charaktere und ihrer Bedeutung:

„Eine solche einsame Hinneigung aber zum Christlichen (wie es jene der drei Töchter Kroks war) schien im Drama, wo ein Conflict walten soll, unerlaubt und ohne Wirkung. Ich mußte daher, um dem Ausdruck einer unbestimmten Sehnsucht entgegenzuarbeiten, dem Aufstreben der drei Schwestern ein Entgegenkommen gegenüberstellen; dieses habe ich in dem Berufe der Trinitas und des sie vermittelnden Pachta auf eine so leise Art versucht, daß sie weder Episode noch Gipfel sind und in dem Untergang ihrer schönen Hoffnung nicht tragischer wirken, als ein voreiliger Frühlingstag, der schuldlose Blumen, die die Sonne begrüßen wollten, zum Tode führt. Aus dieser Ursache ist die ganze Handlung auch in die slavische Frühlingsfeier .... eingekleidet.

„Mir waren immer alle Schauspiele verhaßt, in welchen die Personen keine anderen Gesichtszüge haben, als die sie gerade in dieser Handlung machen müssen; denn jede dramatische Figur müßte doch wohl Spuren aus einem früheren und Anlage zu einem ferneren Leben haben, damit man glauben könne, sie habe vor dem ersten Akte schon gelebt, und werde nach dem fünften wohl in einem weiteren Leben mitspielen, — wenn sie nicht vor demselben bereits todtgeschlagen worden. Um dieß so sehr zu bewirken, als es meinem Talente möglich war, habe ich in Wlasta und Stiason die Zukunft bis zum böhmischen Mägdekrieg vorwirken, in Zwratka die Vorzeit bis zur Convulsion ihres Unterganges überreifen lassen.“[1]

So sind denn Grundgedanke und Hauptlinien der Gründung Prags wahrhaft großartig, tiefgehend und vielumspannend, voll der klarsten, philosophischen Wahrheit, der größten kulturgeschichtlichen Tragweite, und vor Allem der herrlichsten christ-

---

[1] Ges. W. VI. S. 420 f.

lichen Weltanschauung. Darum kann dieses Drama auch im wahrsten Sinne des Wortes ein Volksschauspiel genannt werden, wie es nur wenige gibt.

Warum ist es dennoch zu keinem solchen geworden? Der Gründe gibt es wohl mehrere. Erstlich müßte es dazu mehr bekannt sein, als es dieß in der That ist. Die mißlichen Verhältnisse, unter denen es zum ersten Male veröffentlicht wurde, lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ganz andere und wichtigere Dinge, als es ein Schauspiel über die böhmische Urzeit sein konnte. So ging es ein erstes Mal unbemerkt vorüber, trotz der glänzenden Empfehlung in der Presse [1]. „Das Werk ging unter in den Wasserfluthen der Literatur," wie Görres sagt, „obgleich es ein gutes, solides, wohldurchgearbeitetes Werk war, das den Freund sehr freute." [2]

Ein weiterer Grund der Unvolksthümlichkeit der Dichtung liegt trotz aller gerühmten Vorzüge in ihr selbst. Das Stück ist zu lang, zu großartig und reichhaltig angelegt und zu künstlich aufgebaut. Welcher gewöhnliche Leser wird es zu seiner Erholung wohl fertig bringen, 13—14 Tausend Verse nach einander zu lesen, um sich den künstlerischen Genuß zu bereiten, ein Drama zu verstehen, dessen Stoff ihm anscheinend so ferne abliegt. Sodann aber häufen sich gleich im ersten Akte die tragischen Motive und Fäden so sehr, daß die Aufmerksamkeit ermüdet wird, weil sie nicht klar zu unterscheiden vermag, wo eigentlich der Hauptknoten des Dramas zu suchen sei, ob in der Wuth der Priesterin, ob in dem Erscheinen Pachta's, ob in

---

[1] „In der ‚Gründung Prags' sind Scenen, wo man von dem geheimnißvollen Schauern der uralten Sagen angeweht wird, wo noch die dunkelböhmischen Wälder rauschen, noch die zornigen Slavengötter wandern und die heidnischen Nachtigallen schmettern, indeß das Christenthum schon die Wipfel der Bäume bestrahlt." Vgl. Hist.-polit. Bl. XXX. S. 839.

[2] Görres, Ges. Briefe III. S. 67.

der Entzweiung des Volkes oder sonst irgendwo. Wo aber die Neugierde den heutigen Leser nicht festbannt, da ist es auch bald mit seinem Interesse zu Ende. Ferner ist die Fülle des Stoffes und der Reichthum der Scenen nicht darnach angethan, das Angenehme und Leichte in der Lesung zu begünstigen. Der Dichter weiß sich zu Gunsten des Lesers nie zu beherrschen, er versteht es nicht, einen Hintergrund bloß anzudeuten, er muß ihn gleich bis in's Einzelne ausmalen und zerstört dadurch jedes kräftig markirte Hervortreten der Hauptpersonen, weil jede Nebenfigur sich ebenso wichtig vordrängt. Dieser Fehler ist übrigens leicht erklärlich aus der Art, wie das Stück vollendet wurde. Als der Dichter den ersten Entwurf bereits abgeschlossen, empfing er von den Freunden manche schätzenswerthe Einzelmittheilungen, die er dann an geeigneter Stelle anbringen wollte. Er that des Guten aber zu viel; statt unter den verschiedenen Kleinigkeiten auszuwählen, nur jene historischen, mythologischen und persönlichen Angaben zu verwerthen, welche sein ursprünglicher Plan forderte, vergaß er diesen Plan als Hauptsache sozusagen vollständig und machte ihn bloß noch zum Träger seines poetischen Schmuckes — es war nicht mehr der Mensch, dem die Hauptrolle zufiel, sondern dem Geschmeide, das er zur Schau trug. Die dritte Bearbeitung in Wien, welche sich als Hauptaugenmerk die Kunst in Behandlung der Sprache und des Verses gestellt hatte, war wiederum nur geeignet, des Dichters Aufmerksamkeit auf die Vollendung des Details zu bannen, und somit mehr oder weniger den Gesammteindruck preiszugeben.

Dieses Zurücktreten und Ueberwältigtsein des Ganzen und Hauptsächlichen wegen der Zahl und Grellheit der einzelnen Theile ist ein wirklicher Fehler in dem herrlichen Werke, der besonders bei einer ersten Lesung desselben störend genug wirkt.

Ist jedoch einmal die allgemeine Uebersicht über den Gedankengang gewonnen, so tritt auch dieser Fehler sofort zurück,

und fast möchte man sich über einen Mißgriff freuen, welcher dem Dichter Gelegenheit bot, tausend klare Perlen in das Gewebe seines Dramas zu wirken.

Darüber muß jede gerechte Kritik mit Brentano einverstanden sein, daß wohl kaum ein anderes Gedicht unserer Literatur in Behandlung der Sprache und des Verses so Großes geliefert hat, wie die Gründung Prags [1]. Alles, was nur irgendwie Schwierigkeiten zu bieten schien, hat der Dichter in keckem Muthe in das Bereich seiner Kunst gezogen; statt des Blankverses nahm er als Dialogform den gereimten fünffüßigen Jambus, kaum aber kommt irgend eine bewegtere oder feierlichere Stelle, so kündigt sie sich sofort durch ein kunstreicheres Vers- oder Reimgebäude an; von der begeistertsten Rhapsodie bis zum einförmigsten Klagelied, von dem wilden Sang der Mägde bis zur erhabenen Weissagung Libussa's sind alle Formen und Arten der Poesie vertreten. Gerade in diesem Reichthum und dieser Natürlichkeit des Ausdrucks zeigt der Dichter am besten, wie eifrig und verständig er seinem spanischen Ideale Calderon nachgestrebt und wie glücklich er den Meister erreicht hat.

In streng sittlicher Hinsicht wäre freilich an der jetzigen Fassung des Dramas insoferne gar Manches auszusetzen, als sich der Dichter bei Behandlung der Sage vom böhmischen Mägdekrieg eine große Freiheit und Derbheit des Ausdruckes erlaubte, die nicht für das Ohr der Jugend berechnet ist. Ebenfalls erscheint der Teufelscult Zwratka's im glühend wahnsinnigsten Taumel der Leidenschaft. Wie also das Schauspiel vorliegt, mag es trotz seines innersten ernstmoralischen Gedankens keineswegs eine Jugendlektüre abgeben. Da jedoch alle Ge-

[1] „Gestern habe ich mein bestes vollendetstes Gedicht: die Gründung Prags ... zu Ende gebracht. Es ist eine Arbeit, wie wenigstens Tieck keine aufweisen kann, und so schwer in ihrem Stil (architektonischen), wie auch keine Schiller'sche dasteht." Weimar'sches Jahrbuch. 1856. S. 177.

fahr einzig in den Ausdrücken liegt und die Verwicklung selbst nicht einmal durch eine Liebschaft gebildet wird, so ist es von keiner anderen Dichtung so leicht, als von der Gründung Prags, eine Ausgabe für Schule und Haus zu veranstalten. Der Werth des ganzen Werkes könnte durch verständig und kunstgerecht angebrachte Abkürzungen nur allseitig gewinnen.

Wenn nur erst die Dichtung besser bekannt ist, wird das allgemeine Urtheil nicht anstehen, sie dem Besten und Größten beizuzählen, was die neue deutsche Literatur seit den großen Meistern geschaffen hat.

Außer dem besprochenen Drama schrieb Brentano während des Bukowaner Aufenthaltes noch ein Lustspiel: „Aloys und Imelde". Auch dieses hatte er gleich der Gründung Prags dem damaligen Freunde Varnhagen vorgelesen. Als die beiden Männer sich jedoch in der früher beschriebenen Weise trennten, behielt Varnhagen das Manuscript des Lustspieles und wollte auf keinerlei Bitten und Gründe des Dichters eingehen. Die Handschrift sollte für den „beleidigten" Varnhagen „ein Pfand guter Aufführung" Brentano's sein, Clemens sollte sie über's Jahr erst wiedererhalten[1].

Diese Handlungsweise verdroß den Dichter sehr, auch glaubte er wohl, daß er das Manuscript niemals zurückerhalten werde, und gab sich daher an eine neue Bearbeitung des Stoffes. Weil er sich jedoch nicht alle Rache versagen konnte, so verwob er die wenigstens seltsame Handlungsweise Varnhagens als Dokumentenraub in die frühere Fabel und gab dem Stücke auch einen neuen Titel: Comingo.

Glücklicher Weise ist das Lustspiel nie veröffentlicht worden. „So unverkennbare poetische Schönheiten dieses Stück enthält, wovon einige Scenen an Romeo und Julie erinnern," heißt es in der Vorrede zu den Gesammelten Werken, „hätte es doch

[1] Biographische Portraits 2c. S. 71.

von dem Dichter nochmaliger Bearbeitung bedurft, um herausgegeben werden zu können, besonders da es seiner späteren Richtung wenig entsprach." [1] Uebrigens dürfte nach den mitgetheilten Bruchstücken selbst, meist eingestreute Lieder, der literarische Werth Comingo's nicht bedeutend gewesen sein; dieselben zählen zweifelsohne zu dem Schwächsten, was uns vom Dichter erhalten ist [2].

Wenn es ferner in der angeführten Stelle der Vorrede heißt, Clemens habe das ursprüngliche Manuscript nie von Varnhagen zurückerhalten, so bedarf dieses einer gewissen Beschränkung. So viel ist sicher, daß Varnhagen im Jahre 1814 auf die Fürsprache Rahels die Blätter an Woltmann abgegeben, damit dieser sie dem Dichter zurückstelle. Wegen der damaligen unruhigen Zeiten und der Entfernung scheint dieß nicht ohne Schwierigkeit gewesen zu sein, wenigstens schreibt Brentano am 1. Oktober 1814 in seinem letzten Brief an Rahel, er habe das Manuscript noch immer nicht in Händen, und bittet sie daher, sich noch einmal an Woltmann zu wenden: „Gott behüte einen vor kuriosen Leuten und Manuscripten!" [3]

---

[1] Ges. W. VIII. S. 55.

[2] Vgl. Ges. W. II. S. 179, 180, 362 und 364.

[3] Biographische Porträts S. 116. — Auch in dem Prolog zur Gründung Prags spricht Brentano sowohl von dem Lustspiel, als von dessen Verlust. Jene Strophe deutet zugleich den traurigen Geist an, in welchem die Dichtung abgefaßt war:

„Einsiedlerisch der Gott den Dichter stellte.
Geheimniß sei Empfangen und Gebären,
Doch, daß es die Betrachtung überwälte,
Drang falsch ein Zeitgespenst in meine Sphären
Mit Modefeuer und mit Modekälte,
Und leicht berücket ließ ich es gewähren,
Bis ich entsetzt, getäuschet und verlachet,
Um Lied und Liebesmuth beraubt erwachet.

Ges. W. VI. S. 9.

Es darf uns keineswegs wundern, aus einer und derselben Zeit ein so ernstes, tiefchristliches Werk wie die Gründung Prags und den unreifen, frivolen Mißgriff des Comingo zu besitzen. Während der Dichter in dem Ersteren seines Herzens aufrichtigste Poesie, den ganzen Schatz seiner christlichen Erinnerungen niederlegte, lieh er in dem Zweiten „leichtberückt“ dem „Zeitgespenst“ ein allzu geneigtes Ohr.

Wie schon angedeutet wurde, war für die sittliche Entwicklung Brentano's der zeitweilige Aufenthalt in Prag und der Umgang mit den freigeistigen Männern und Frauen der Varnhagen'schen Bekanntschaft von traurigen Folgen gewesen. Freilich „war man in Prag und Wien gewohnt, freie Verbindungen mit großer Nachsicht, ja mit Billigung anzusehen, und wenn die Weihe der treuen Beständigkeit hinzutrat, sogar mit ehrender Anerkennung“ [1], aber was konnte das Beispiel der Gräfin Pachta und ihres „Freundes“ Meinert, um den leider allzu leicht entflammbaren Charakter des Dichters zu stählen und zu veredeln? Oder sollte er diese Veredelung im Umgange mit der Schauspielerin Me. Brede oder dem Grafen von Bentheim, dem Major von Rostiz und dem Hauptmann von Pfuel finden, die mehr oder weniger zu der Fahne Varnhagens hielten? Es war gewiß der schlechteste von allen Freundesdiensten, wenn letzterer, wie er selbst es rühmend erzählt, den Dichter mit dieser Gesellschaft bekannt gemacht hat [2]. Auf den Geist jener Kreise näher einzugehen, hat für uns weiter kein Interesse, auf ihn hingedeutet zu haben, genügt, um die Worte Brentano's über den Aufenthalt in Prag zu verstehen: „Ich bin, wie die Welt, seit jener Zeit durch den Wendepunkt vieles Bösen durchgegangen.“ [3]

---

[1] Biographische Porträts S. 204.
[2] Ebendas. S. 64.
[3] Ges. W. VIII. S. 170.

Das fanden auch die Verwandten des Dichters, sowohl jene, mit denen er auf Bukowan lebte, als auch die, welche ihn nach längerer Trennung um jene Zeit wiedersahen.

Gegen den Herbst 1812 litt Clemens sehr stark an der Gicht, sein rechter Arm war fast gänzlich gelähmt. Er zog sich deßhalb von Bukowan, wo er übrigens wieder sich zu langweilen anfing, behufs ärztlicher Hilfe nach Prag zurück. Dort traf ihn Arnim, der im September mit seiner Familie nach Böhmen in's Bad gereist war. Als Clemens hörte, daß Bettine und Kunigunde in Töplitz seien und auch Savigny und Arnim dorthin zurückkehren würden, sobald sie ihre Geschäfts-Angelegenheiten mit Christian in Ordnung gebracht hätten, ließ er sich leicht bereden, sofort zu den beiden Schwestern abzureisen, und als nun bald die beiden Schwäger mit dem Bruder Christian wirklich ankamen, „bildeten die Geschwister einen abgesonderten Staat, der in sich seine eigenen von der Badegesellschaft unabhängigen Ereignisse hatte".

Clemens hatte natürlich seine neuesten Arbeiten, namentlich die Gründung Prags (in ihrer ersten oder zweiten Fassung) und Comingo mitgebracht und las sie den Geschwistern vor.

„Clemens ist in außerordentlicher Vorlesethätigkeit," schreibt Arnim an Görres, „er hat zwei Dramen in aller Wahrheit geschrieben: Comingo und Libussa .... Die Libussa, nach Hagels böhmischer Chronik und Musäus' Volksmärchen, in allem Einzelnen viel schöner und vollendeter und wirklich in Manchem ungemein ausgezeichnet. Wie es aber bei mythischen Stoffen häufig der Fall (weßwegen sie sich auch zum Drama nur zwischentretend eignen): That und Charakter menschlich fortwirkend und verbindend zeigen sich zu selten, und so steigt das Interesse nicht fort, sondern ein stetes Verwundern muß die Stelle füllen. Inzwischen ist es ein Werk, das, des angewendeten Talentes und der Mühe werth, sicher viele Leser erfreuen wird, und er denkt es nach neuer Uebersicht bald abdrucken zu

lassen. Für die Bühne scheint es mir nicht, doch ist bei dem chaotischen Zustande unserer Bühne, wo Alles sich hält, was einen beliebten Schauspieler anspricht und vortheilhaft zeigt, darüber eigentlich nichts Bestimmtes zu sagen. Für Prag hat es ein großes Lokalinteresse, aber das Publikum ist dort vielleicht zu ungebildet. Das andere (Comingo) würde aufführbar sein, aber es laborirt an vielen andern Krankheiten."

Mit dem Urtheile Arnims über Libussa kann sich die Kritik im Allgemeinen kaum einverstanden erklären. Es scheint jedoch, daß Brentano sich bei der dritten Bearbeitung des Dramas die Rathschläge des Schwagers zu Nutze gemacht hat, wenigstens wäre es Unrecht, jetzt noch in den Hauptpersonen über Mangel an Charakterzeichnung zu klagen. Die Nebenpersonen freilich sind schon mehr Vertreter irgend einer poetischen Idee als individuelle Persönlichkeiten. Auch der Vorwurf über Mangel an „That" mag bei der damaligen Fassung noch mehr begründet gewesen sein als heute; das Einzige, was in der endgiltigen Behandlung zu einer solchen Klage Anlaß bieten könnte, wäre das häufige Wiederkehren der prophetischen Träume, die als übernatürliches Eingreifen außermenschlicher Kräfte im Drama so selten als möglich erscheinen sollten. Aber der Dichter hat diesen Vorwurf vorausgesehen und ihn zu widerlegen gesucht: „Die Heldinnen," sagt er, „sind mir von der Sage als mit göttlichen Künsten begabte Sibyllen übergeben .... Da in ihrem Charakter die Prophezeiung ein Hauptbestandtheil ist, so war mir dadurch erlaubt, den Keim der späten Nachwelt bis zu unserer Zeit schon in ihnen hie und da anzudeuten, und so gewissermaßen das Interesse der Gegenwart von der Vorwelt entfernt zu lassen." [1]

Das verwerfende Urtheil über Comingo's moralische Schwäche muß bei Arnim, der doch sonst in dieser Hinsicht viel vertragen

[1] Ges. W. VI. S. 419, 421.

konnte, nicht wenig überraschen. Mehr aber als die Dichtungen war es der Dichter selbst, welcher den Verwandten Sorge machte.

Die Geschwister hatten alle mit Schmerzen eine auffallende Veränderung in der Seele Brentano's wahrgenommen, darum fährt auch Arnim klagend fort:

„Seine Laune hat im Ganzen sehr gelitten, er muß allerlei Lob und Schmeichelei haben ... und eben das trennt Geschwister und Freunde mehr von ihm; sich selbst macht er mit Leichtigkeit darüber Illusionen. Wäre er nur glücklich dabei! Aber ich denke mit Wehmuth besserer Zeit. Vielleicht kommt er diesen Winter nach Berlin. Ich wünschte ihm von ganzer Seele, daß seine erste Frau nicht gestorben wäre; er hat unglaublich viel durch sie verloren. Mein Freymund (Arnims Kind) soll anders erzogen werden.“[1]

Dieß war denn auch die Meinung der übrigen Glieder der Familie. Von allen Seiten wurde Clemens daher bestürmt, am Ende der Badekur mit den beiden Familien nach Berlin zurückzukehren. Er ging darauf ein und wollte nur noch einige Monate nach Bukowan gehen, um dort mit Christian den Verkauf des Gutes zu leiten. Die vielen Plackereien, denen die Geschwister beständig in der Verwaltung der Herrschaft ausgesetzt waren, hatten ihnen schließlich deren Besitz völlig verleidet, und so waren bereits Verhandlungen behufs eines Verkaufes mit dem Fürsten Schwarzenberg angeknüpft. Indessen kam das Gut aus verschiedenen Gründen zuerst an den Grafen Rey, von dem Fürst Schwarzenberg es ein Jahr später zu ungleich höherem Preise erstand.

Der Verkauf Bukowans wurde in den ersten Tagen des Jahres 1813 abgeschlossen, und Clemens war durch nichts mehr in Böhmen zurückgehalten. Aber da traten die gewaltigen Kriegsereignisse ein. Gerade die mittleren Provinzen Deutsch-

[1] Görres, Ges. Briefe II. S. 353 f.

lands wurden von Truppenmassen überzogen und verwandelten sich bald in Schlachtfelder. Von allen Seiten eilten darum Flüchtlinge, worunter manche gekrönte Häupter, nach Prag, um sich den Wechselfällen des Kriegsglückes zu entziehen. Besonders kamen auch viele Gäste aus Berlin, denn falls die Würfel unglücklich fielen, hatte gerade die preußische Hauptstadt am meisten von dem Stolze und dem Zorne des fränkischen Imperators zu fürchten.

Da unter den Ankömmlingen manche alte Bekannte sich fanden und eine Reise nach Berlin unter diesen Umständen nicht rathsam erschien, so entschloß sich Brentano, ebenfalls in Prag zu verweilen und das Ende des europäischen Sturmes abzuwarten.

Als im Juli Katharina Paulowna, die Großfürstin, ihren Einzug in Prag hielt, wurde Clemens von der edlen Erscheinung dieser hohen Frau so begeistert, daß er eine schöne Abschrift der Gründung Prags anfertigen ließ und der Fürstin überreichte. Ihr gilt auch der feierliche Prolog, in welchem Libussa selbst den Dichter auffordert, „der nordischen Taube", die den Sieges- und Friedenszweig bringen würde, seine Dichtung zu widmen.

Das alte, stille Prag aber hatte sich durch das Zusammenströmen so vieler Gäste plötzlich geändert, und ein fremdes, bewegtes Leben herrschte nun in den hohen wie in den mittleren Kreisen. Was der unmittelbaren Gefahr des Kampfes entfliehen, was den Ausgang des Krieges in der Nähe beobachten oder auf die weitere Entwicklung der Dinge einwirken wollte — Alles floß in die böhmische Hauptstadt zusammen. Hohe Staatsmänner wie Stein, Diplomaten wie Niebuhr, Künstler wie Tieck, Agenten aller Art, Auswanderer jeder Gattung bewegten sich durcheinander, alle von der Spannung des Augenblicks beherrscht.

In diesen bunten Kreisen fühlte Brentano sich bald heimisch. Theils waren es die Prager Bekannten wie Meinert, Dobrowski, theils auch frühere Freunde aus Norddeutschland, mit denen er

eifrig verkehrte. Unter den Letzteren knüpfte er besonders mit Tieck die unterbrochenen Beziehungen wieder an und entwickelte sie zu einer gewissen Art von Freundschaft[1]. Durch Tieck wurde er wiederum in andere literarische und künstlerische Kreise eingeführt und lernte besonders auch Beethoven und Maria Weber kennen. Für den Augenblick trat jedoch eine andere Bekanntschaft in den Vordergrund.

Unter den norddeutschen Flüchtlingen befand sich leider auch der Dichter Ludwig Robert mit seiner Schwester Rahel. Kaum hatte Clemens ihre Ankunft erfahren, als er sie aufsuchte, um das zwischen ihm und Varnhagen Vorgefallene mit ihr zu besprechen und etwaige Mißverständnisse aufzuklären. Besonders wollte er sich ihrer Vermittelung bedienen, um das Manuscript seines Lustspieles zurückzuerhalten. Die neue Annäherung an die Culturdame konnte ihm jedoch unter den gegenwärtigen Umständen nur höchst schädlich sein, und so sehen wir ihn denn auch wie einen lichtgeblendeten Schmetterling um die Flamme flattern und in lebhaftem Spiel des Geistes und trauriger Verirrung der Phantasie die müßigen Tage zubringen. Es entspann sich der Briefwechsel zwischen ihm und Rahel, den Varnhagen am Schluß der Lebensskizze abdruckt, und der leider nur ein zu klares Denkmal von dem verworrenen, traurigen Seelenzustand des Dichters in jener Zeit bleiben wird. Wozu überhaupt diese Schreibereien, die doch von beiden Seiten als zeittödtendes Spiel und Schmeichelei der Eigenliebe angesehen wurden. Man glaubt, Brentano habe es einfach darauf abgesehen, in diesen Briefen den bösen Dämon seiner Laune und die glänzendste Ironie in der Form einer unbegrenzten Huldigung obwalten zu lassen. Schon der Umstand, daß Rahel eine Jüdin war, reizte Brentano's Antipathie, und einzelne Stellen in den Briefen sprechen das deutlich genug aus. Wohl mögen diese

[1] Vgl. Köpke I. S. 353 ff.

auch zu dem schließlichen Bruch das Meiste beigetragen haben, da sie als Versuche eines gehässigen Proselytismus aufgefaßt wurden. Daß sie reine Heuchelei waren, wie Varnhagen glaubt, scheint weniger wahrscheinlich, jedenfalls aber gehörten sie nicht in diese Briefe und dieses Verhältniß.

Brentano war nicht glücklich in jenen traurigen Tagen. Das steht mit bitterer Aufrichtigkeit fast auf allen Seiten dieser Briefe geschrieben.

„Es sind auf Erden die meisten Dinge anders, als sie aussehen; traurig, wenn man eines von diesen Dingen ist, ich möchte sagen, sein muß. Ich war heute den ganzen Tag sehr traurig und habe, Gott weiß warum? — ganz lustig drein gesehen, und habe gedacht: selig, wer ein Herz hat, das ihn versteht, und wäre es auch nur sein eigenes. Da ich zu Hause ging, war ich um viele Zentner leichter, und jetzt sitze ich da und wollte, ich hätte mein Lebtage keinen Menschen gekannt, als meine Mutter, Bettina, Arnim und Savigny; mit allen anderen Menschen verwirre ich mich, bei allen anderen Menschen spiele ich eine Rolle, die mich schmerzt ....

„Verzeihen Sie mir, daß ich mein Auge auf gute Hoffnung, auf schöne Gabe des Himmels, auf einen lebendigen Quell lenke, der mir in der Brust entspringt, um mich zu trösten über das Gräßliche, Kalte und Scheinlebende, was mich angegrinst hat, um mich zu verderben. Wer einmal begraben war, dem lockt sich das Haar nicht mehr, der lacht nicht mehr ...

„Ich kann nicht anders neben Menschen stehen, als wie ein Kind und ein Geist zugleich ... Ich fühle meinen Beruf zur Einsamkeit oder meinen Umgang mit ganz gewöhnlichen Menschen [illegible] anderer jede[illegible] nothwendig zur Erhaltung me[illegible]iner Lebenslust, und nothwendig, meinen Geist zu der Art von [illegible] des [illegible] Arbeiten zu stärken und zu sammeln, zu denen ich mich hinneige. [illegible] Ich habe nun seit etwa drei Wochen durch die Emigration me[illegible]hr Menschen als gewöhnlich gesehen; ich habe in dieser Zeit nicht[illegible] Mein[illegible] [illegible]land[illegible] gelernt, nichts

gearbeitet, nichts genossen, als meine alte, bittere Jugendempfindung wiederholt, daß ich ein Wesen bin, welches ganz allein, oder mit Wasser und Brod einiger Guten leben muß ... Wie ich zwischen Menschen trete, die zu den Gebildeten oder Geistreichen gehören, wird mir angst und bang, und es erzeugt sich unwillkürlich zwischen mir und ihnen, ich möchte sagen, eine Art von Seifenwasser, und ich lasse tausend Blasen aufsteigen, in denen ich wohl das schöne, bunte Spiegelbild der Welt bewundere, aber, wie sie zerplatzen, auch beweine. Der Tropfen, der niederfällt, ist eine Thräne, die ich verbeiße oder am Abend in der Stille noch weinen muß. Verflucht sei aller Witz und die Langeweile, die diese artigen Sataniskеn erfindet, um ein herrliches Leben einer schönen Empfindung wie einen Krammetsvogel, dem die Beine durch die Augen gestoßen sind, in einer grausam komischen Stellung zu fressen; den aber nenne ich einen gütigen, weisen und edlen Freund, der ein Herz zu schonen und zu ehren weiß, das sich ganz und in ganzer Menschlichkeit in jeder Minute hingeben muß oder einsam sein." —

„Ich habe immer zu viel Glauben in Ihr Verstehen gehabt, — denn was lernt man anders, — als daß ich erwarten konnte, Sie würden diese Zeilen verkehrt auffassen; denn ich schreibe Ihnen in einem Momente, in welchem viele Wolkenbilder, die, wie die Ungeheuer des Proteus einen melancholischen Himmelsschiffer umschreckten, in einem sanften Regen mir niederthauen, mir die Erde ... grün und geliebt machen, und zugleich meinen Himmel hell, versöhnt und heilig. Mögen auch Sie solche Momente haben! Es sind die, in welchen man wirklich lebt und gesund ist, und alle Gespenster sich in Menschen verwandeln. Ich kann nicht begreifen, warum wir nicht miteinander sprechen und uns ganz treuherzig einander eingestehen, was wir selbst und was Menschen uns von einander vorgelogen; ich glaube, es wird uns Vieles zur Windmühle werden, was wir für Riesen gehalten haben."

So zerquälte sich der Dichter mit selbstgeschaffenen Leiden, weil er niemals den männlichen Muth hatte, jene glänzenden Ketten zu zerreißen, die sein Herz an die Welt fesselten. Gottes unendliche Güte trat endlich in's Mittel, indem sie dem Aufenthalt Brentano's in Prag ein Ziel setzte.

Schon mehrmals hatte Clemens den Wunsch ausgesprochen, die Schwägerin Toni in Wien einmal zu besuchen. Vor dieser Frau hatte der Dichter die größte Achtung, von ihr nahm er mit nahezu kindlicher Ehrfurcht alle Ermahnungen an, und so glaubten die Verwandten, daß sie am geeignetsten sei, ihn aus dem Prager Leben herauszureißen. Antonie schickte daher eine neue dringlichere Einladung an Clemens, und der Bruder Franz fügte noch die Mahnung bei, falls der Dichter seine Ausgaben nicht einschränke, so würden die Zinsen nicht mehr hinreichen und das Kapital müsse angebrochen werden. Diese Mahnung wirkte. Sofort entschloß sich Brentano, Prag zu verlassen und nach Wien überzusiedeln.

„Ich reise in drei bis vier Tagen nach Wien," schreibt er an Rahel, „und indem ich meine Stube, meine Papiere und mein ganzes Prager Leben ordne, sichte und vernichte und meine Rechnungen tilge, möchte ich hier kein Herz zurücklassen, dem ich nicht klar gegenüberstehen könnte." [1]

Neben den vielen Verschuldungen gegen Gott, deren Last den scheidenden Dichter drückten, stand auch eine gute und schöne That verzeichnet, die besonders in jener Periode hoch anzuschlagen ist. Während des Frühjahrs 1813 lernte Brentano eine herabgekommene adelige Familie kennen, deren Töchter wegen der Armuth in nicht geringer Gefahr schwebten. Bei diesem Anblick fühlte er sein Herz bewegt, und gleich, als sollte er durch das Almosen seine eigenen Fehler und Mängel decken, wußte er der Familie auf geschickte Art die Summe von mehr als tau-

[1] Biographische Porträts ꝛc. S. 83.

send Thalern zu schenken und so wenigstens für den Augenblick alle Gefahr zu beseitigen.

Die Mildherzigkeit war eine der schönsten Charakterseiten Brentano's und entwickelte sich mit der inneren Seelenläuterung immer schöner und klarer. Man hat nicht mit Unrecht geglaubt, daß gerade die Barmherzigkeit gegen den nothleidenden Nächsten dem verirrten Dichter von Gott die Gnade der Bekehrung erlangt hat, und er selbst drückte diesen Gedanken später gegen Böhmer aus, indem er bei Gelegenheit eines Almosens sagte: „Nun hat Gottes Erbarmen geholfen!"

Gegen den 7. Juli endlich verließ Clemens Prag. Fortan betrat er eine aufsteigende Bahn, die ihn langsam, aber sicher an der Hand der barmherzigen Himmelsgnade einer ganzen und vollen Läuterung entgegenführte. Freilich datiren die Gegner des Christenthums von da an die vollständige Bankerotterklärung des Dichters und die Nacht seines einsamen Alters, wir aber sehen aus dieser Nacht den Morgen eines männlichen Strebens langsam emporbämmern.

---

7. Wien.

1813 — 1814.

„Ich bin nach einer dreitägigen Reise, auf welcher mich das Leben sehr en bagatelle traktirte, in Wien angekommen, in der so mannigfach gepriesenen Stadt. Der Eindruck, den sie mir gemacht, ist ganz von meiner Erwartung verschieden. Die Stadt, die ich bereits nach allen Seiten durchschritten, macht einen Eindruck wie Leipzig, Dresden und München durcheinander. Der herrliche Münster steht wunderbar wie ein altes Gespenst im modernen Getümmel." [1]

So theilt Brentano bereits zwei Tage nach der Ankunft dem Freunde Tieck seine Eindrücke über Wien mit und beschreibt ihm zugleich seine neue Wohnung. „Ich wohne in dem reizendsten Hause [2]; sind gleich die Wände von den herrlichen Kunst-

---

[1] v. Holtei I. S. 103.

[2] Erdbergstraße Nro. 98, wo Brentano das Haus des 1808 verstorbenen Johann Melchior, Edlen von Birkenstock, bewohnte, dessen reiche Bibliothek von den Erben verschleudert worden war. Schon ein anderes Mal äußerte Clemens sich bitter über diesen Vandalismus, indem er an seine Schwägerin Toni, die Tochter des Verstorbenen, schrieb: „So ungemeinen Kunst- und Büchergenuß ich mir auch in Deines Vaters Sammlungen versprechen konnte, so war es doch allein die Idee, wie mich die Gewißheit, daß Alles dieses zerstreut werden sollte, betrüben würde, wenn ich erst die ganze Herrlichkeit gesehen hätte, die mich innig ermahnte, nicht nach Wien zu

sammlungen eines ruhigen, geschmackvollen und reichen antiquarischen Gelehrten entblößt, so sprechen doch klassische Mottos über leeren Büchergestellen wie Grabschriften zu mir, und den reizenden Garten schmücken herrliche Abgüsse von Antiken, und den schattigen Laubgang unter dichten Akazien hinab schmücken helle Büsten der edelsten Griechen und Römer. Alles das erfüllt mich mit tiefer Rührung über den Untergang eines großartig und wissenschaftlich ausgebauten und eingerichteten Lebenswinkels in den Händen von Erben, die an Münzen hundertmal so reich sind als der treffliche Verstorbene, den sie in einem kunstlosen Sarg unter die Todtensammlung der Erde gestellt haben. Ich fühle durch meine Umgebung seltsame Wellen in meiner Seele sich bewegen, mögen sie meine Seele nach irgend einer heiligen Insel hinführen." [1]

Dieses letzte Wort darf uns nicht so sehr wundern. Trotz des kurzen Aufenthaltes in Wien konnte Brentano doch schon mit vollem Recht von einem seltsamen Einfluß seiner neuen Umgebung sprechen.

Der Hauch einer Wiederbelebung vaterländischer Gesinnung in Leben, Kunst und Wissenschaft, welcher mit der politischen

---

gehen. Und so hat dieselbe Veräußerung, welche das ganze Leben und Wirken Deines Vaters vernichtet und Euch und Eure Nachkommen eines Schatzes beraubt, mich auch um die Freude, ein schönes Land, neue Menschen und alte Freunde wiederzusehen, gebracht. Es ist mir bis zu Thränen rührend, wenn ich bedenke, daß ich jetzt schon ein festes Testament für meine Bilder und Bücher gemacht, damit sie als ein Andenken meiner Gesinnung an Die kommen mögen, die sie benutzen können, und daß ich diese Tropfen so sorgsam bewahre, während Ihr ohne Noth ein Meer ausgießet." Indeß veräußerte auch der Dichter seine Sammlung seltener Bücher, als er 1817 von Berlin nach Dülmen zog, begann aber dann später wieder von Neuem zu sammeln. Vgl. Ges. W. VIII. S. 162.

[1] v. Holtei I. S. 104.

Schilderhebung Deutschlands gegen Frankreich überall vom Rhein bis zur Spree durch die deutschen Gaue zog, war auch bis zur Donau und nach Wien vorgedrungen. Auch in der österreichischen Hauptstadt fanden sich wie in Berlin, Dresden, Heidelberg und München die strebsamsten unter den jungen Männern zusammen, theils um gemeinsam die Entwicklung der neuen Bewegung in Politik, Kunst und Geschichte zu beobachten, theils um selbst nach Kräften diese Entwicklung durch thätiges Eingreifen zu fördern. Der gleichgesinnte Fremde fand in diesen Kreisen freudige Aufnahme und verstehendes Entgegenkommen und bald knüpften die gemeinsamen Interessen ein Band, das nicht selten zu jenem der Freundschaft wurde.

Unter den Wiener Künstlern, Gelehrten und Schriftstellern bestanden hauptsächlich zwei solcher Vereinigungen: das Kränzchen vom „Strobelkopf" und die „Rebhühner-Gesellschaft". In ihrem literarischen Streben berührten sich beide Gesellschaften, aber in religiöser Beziehung standen sie in entschiedener Opposition zu einander. Die zweifache religiöse Strömung, welche durch die Wiener Bevölkerung ging, spiegelte sich auch in diesen Kränzchen wieder. Ein großer Theil der sogenannten Gebildeten gehörte zu den „josephinischen Unglaubensphilistern"; und selbst Geistliche, ja Ordensleute huldigten der „österreichisch-staatsgläubigen Richtung". Aus diesen Kreisen rekrutirte sich die „Rebhühner-Gesellschaft", in der sich auch hauptsächlich die Schauspieler bewegten. Auf der anderen Seite begannen gerade damals die kirchlich-frommen Elemente eine Reaction gegen den Unglauben. Der unermüdliche P. Hoffbauer, welcher die Congregation der Redemptoristen nach Oesterreich verpflanzte, förderte mit mehreren seiner Mitbrüder dieses Streben und suchte eine Reinigung und Hebung des Clerus und eine Erweckung des Volkes anzubahnen. Er stand der Gesellschaft vom „Strobelkopf" nahe, die mit aller heiteren Geselligkeit einen tiefen Ernst verband und mit Schärfe dem josephinischen Auf-

kläricht entgegentrat. Die hervorragendsten Mitglieder dieses Kränzchens waren die Brüder Passy und Ringseis, die beiden Convertiten Adam Müller und der Maler Klinkowström [1], welche erst seit wenigen Wochen in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt waren, der Dichter Joseph von Eichendorff und Philipp Veit der Maler; auch der

[1] Ringseis berichtet über Klinkowström: „Schwede von Abkunft, Norddeutscher von Geburt, sollte Klinkowström in seiner Jugend die Fremde besuchen, um sich in der Kunst auszubilden. In Hamburg brachten ihn einst junge Leute in ein schlimmer als zweideutiges Tanzlokal; da gewahrte er plötzlich in fremdartiger, etwa orientalischer Tracht einen ehrwürdig aussehenden Mann, der, den Raum durchschreitend, ihm mit Blick und Geberde warnende Zeichen gab; ergriffen und bestürzt entwich der Jüngling dem gefährlichen Platz, skizzirte aber, in seine Wohnung zurückgekehrt, sogleich aus dem Gedächtniß das gesehene Bild. Hierauf nach Paris und von da nach Wien gekommen, trat er eines Tages, weil in der französischen Hauptstadt eben damals die große Revolution allen Gottesdienst aufgehoben und der Nordländer darum noch selten eine katholische Feier gesehen hatte, Neugier halber in die Dominikanerkirche, um daselbst der Vesper beizuwohnen. Wie staunte er, als der fungirende Priester in den ritualen Gewändern heraustrat, und er Gestalt, Züge, Ausdruck und Tracht jener geheimnißvollen Erscheinung wiederfand! Es war Pater Clemens Hoffbauer, der aber niemals Hamburgs Boden betreten hatte. Jene Farbenskizze war noch vorhanden und gab Zeugniß für die Aechtheit der Erinnerung. Ohne Zweifel hat dieß Erlebniß einen ersten Grund gelegt zu Klinkowströms, jedoch erst nach Jahren, unter eigenthümlichen Umständen erfolgtem Uebertritt. Zugleich mit ihm empfand nämlich seine Gemahlin den Zug zur katholischen Kirche; im Stillen ließ Jedes sich unterrichten, nicht ohne Sorge, was der andere Ehetheil dazu sagen werde; endlich bewogen sie Treue und Zärtlichkeit, von dem entscheidenden Schritte einander Kunde zu geben, und mit Wonne vernahmen sie gegenseitig ihre gänzliche Uebereinstimmung.“ (Hist.-polit. Blätter LXXVI. S. 164 f.; vgl. auch: Rosenthal, Convertitenbilder. 2. Auflage. I. S. 254.)

Stiefvater des Letzteren, Friedrich Schlegel, fand sich zuweilen in dem gemüthlichen Kreise ein.

Clemens wurde gleich in den ersten Tagen mit der Gesellschaft vom „Strobelkopf" bekannt. Er war am 10. Juli in Wien angekommen; schon zwei Tage später redet er in dem Brief an Tieck, welcher ihm verschiedene Empfehlungen mitgegeben hatte, von seinen neuen Freunden. „Ich suchte," schreibt er, „Adam Müller auf; er bewohnt das gräflich Karolyi'sche Schloß und Garten .... dem Theresianum gegenüber, ein äußerst reizendes, einsames, großartiges Lokal, wo er mit Unterstützung des Erzherzogs Maximilian eine Erziehungsanstalt gründen soll, gegen welche von der Unwissenheit und Pfafferei [1] viele Kämpfe eröffnet sind. Ich fand dort den Hofrath Fischer, den ich von Berlin kenne, als Partikulier wohnend, als Gehilfen der Anstalt aber einen sehr besonnenen Künstler und Freund Runge's, den Maler Klinkowström aus schwedisch Pommern, und einen alten Freund von mir, den jungen von Eichendorff aus Schlesien, nebst drei Priestern aus dem von Warschau durch die Franzosen vertriebenen Orden der Redemptoristen. Alle aßen wir zusammen, und das Gemisch von nordischen Gelehrten und südlichen Priestern mit angenehmen Frauen und ihren kleinen Kindern in einem schönen Saal, unter einem Gespräch über die heutige Predigt, machte in meiner außerweltlichen Seele, die auch nicht gerade geistlich ist, ein seltsames Weltbild von heutzutage. Doch brachte ich einen reizenden Tag zu und war beinahe so neutral und vergnügt und gottlos, als die Vögel auf den Kastanienbäumen vor dem Hause." [2]

So seltsam es auch für den Dichter war, sich aus dem bunten Getümmel in Prag, wo von Religion nur selten und höchstens in spottender Weise die Rede war, plötzlich in diese

[1] Die aufgeklärten Josephiner.
[2] v. Holtei I. S. 103 f.

klare, religiös ernste Atmosphäre versetzt zu sehen, so fühlte er sich doch allmählich in ihr heimisch und zufrieden. Fast täglich besuchte er die Freunde und war in solchem Grade von ihnen eingenommen, daß er in all' seinen Briefen aus jener Zeit von diesem Kreise redet. An Rahel schreibt er hierüber: „In dem Ganzen herrscht eine Ruhe, eine Milde, ein so reines und klares Bestreben, zwischen schönen Sälen, einem kastanienbeschatteten Hof, in edlen Gemächern, luftigen Terrassen, blumenvollen Beeten, klaren Wasserbecken, fernen Gebirgen und frommen Wünschen genüber, unter herrlichem Himmel und durchweht von einer durch harmonischen Glockenklang der Stadt feierlich durchschütterten Luft — daß ich ewig da zu sein wünschte.“ [1] Verborgene Saiten wurden in der Seele des Dichters angeschlagen und tönten leise fort, um sich bald zum vollen Akkorde zu vereinen. Die Freunde in Wien wirkten in diesem Sinne, ohne jedoch auf Proselytenmacherei auszugehen. Brentano wäre auch für solche Mittel unempfänglich gewesen; er hätte sie durch seinen kaustischen Witz zunichte gemacht. Aber unbewußt drang die Sehnsucht nach reiner Unschuld durch und arbeitete in der Seele weiter. „Warum,“ fragt der Dichter, „bin ich nicht untadelhaft, ruhig, bescheiden, mild, fleißig, keusch, rein, edel, klar und besonnen? habe ich nicht alle Mittel dazu in Händen, stehe ich nicht mitten in der Einstimmung der heiligen Natur, der ich nur ähnlich sein darf?“ [2] Und in demselben Briefe: „Ich bin versichert, daß es jedem Menschen rathsam sei, sich zu Gott zu wenden; aber Ihnen ist nicht zu helfen, und mir auch nicht, als durch Gott und seine geoffenbarte Religion.“ [3] Mehrere Wochen später gibt er einem Briefe folgende eigenthümliche Nachschrift: „Es fällt mir noch etwas ein, was ich hieher schreiben kann. Alle Sterne des Himmels: Verstand und Mo-

[1] Biographische Porträts ꝛc. S. 96.
[2] Ebendas. S. 100. — [3] Ebendas. S. 102.

ralität und Sitte und Tugend u. s. w. lassen Sternschnuppen bis zu dem niedrigsten Thiere fallen; nur die Religion aber sendet den Geist und die feurigen Zungen zum Menschen."[1]

Dichterische Anregung dagegen fand Clemens anfangs weniger in Wien. „Wien ist eine Stadt, in der man sich gerne bewegt, aber dichten kann man nicht; sie ist äußerlich und ohne Vision und Gespenster. Schlegel habe ich gesehen, er ist mir nicht unfreundlich, aber lieben kann ich ihn nicht, er ist mir nur witzig, eine allgemeine Freundlichkeit, aber eine mir ganz entgegengeschaffene Natur, und starr und ohne Gelenke, ich weiß nicht warum, er hat mir immer etwas von einer Amphibie gehabt, die mir aus unbestimmter Idiosynkrasie fatal waren."[2]

Dafür aber klopfte die Gnade um so stärker an das einsame Herz: „Seien Sie nicht böse auf mich, verehrte Freundin, aber so bin ich, oft verlassen und arm wie Niemand, weiß mir keinen Rath, ohne Wasser in einer Wüste, und dann erstarre ich mit der Empfindung: Gott ist barmherzig, und warum soll mir wohl sein? Welch' Recht habe ich, nicht zu verdürsten? Ich dürste ja nicht, der Herr dürstet ja selbst in mir, und ich will nicht begehren für mich den Kelch am Oelberg, oder den Essigschwamm am Kreuze, nein, für ihn und für das, was sein ist in mir; dann aber fühle ich Qualen rinnen unter mir und durch meine Adern und mein Gebein, und mein Herz pocht von süßen Strömen durchjauchzet, und meine Zunge ist gekühlt und erquickt, meine Augen gießen freudige Thränen, daß die dürre Wange glüht und die welke Lippe schwillt, sich röthet und lächelt und tönt und Worte spricht, die, über die Wüste Blumen säend, hinwandeln; und sie einen sich zu Flüssen und füllen die Thäler mit Seen, den Abgrund mit Meeren, und steigen, die Höhen erfüllend, aus den Gipfeln der Berge

---

[1] Biographische Porträts ꝛc. S. 113.

[2] Ebendas. S. 95.

nieder und umarmen, ertränken mich selbst, den Kern, aus dem sie entspringen .... Weht, ihr Winde des Herrn, in die Segel meiner Locken, ihr tausend Gestirne seid meine Lootsen, Kreuz, ich trage dich, Kompaß, und singe dem Sohne, dem Versöhner, ein Lied des Schiffenden auf den Wassern, über denen die Geister schweben! — Was ist aber gräßlicher als ein Auge, dessen Thränen zu Sand versteinen, und das sich knirschend dreht und, blutig zerrissen, sich verdunkelt im Selbstmorde des Lichtes!" Diese leidenschaftlichen Worte mit ihren energischen Bildern bemühen sich nach Kräften, den inneren Seelenstreit zu schildern, der sich im Dichter allmählich entsponnen hatte. Dieser fühlte freilich das Unzulängliche seiner Sprache, um den für ihn so neuen Zustand einer andern gottentfremdeten, in geistigen Dingen unwissenden Person mitzutheilen. „Warum schreibe ich Ihnen so?" fragt er. „Ich weiß es nicht, ich thue es nicht, es wird mir gethan, und somit hat kein erschaffener Geist einen Stab, den er über diese Worte brechen könnte." [1]

Leider strebte Clemens nicht aufrichtig mit der Gnade mitzuwirken. Statt sich auf den Umgang mit den katholischen Freunden des Karolyi'schen Schlosses zu beschränken, suchte er auch Anknüpfungspunkte in dem Lager des schlimmen Zeit- und Weltgeistes.

Die Reste der frivolen Aufklärung, des Josephinismus und der Encyklopädie sammelten sich in Wien besonders zahlreich um die bekannte Schriftstellerin Caroline Pichler. In ihrem Salon, in dem fast alle Freigeister der vornehmen Welt sich bewegten, fand auch Brentano bald Zutritt. Caroline Pichler selbst erzählt in ihren Denkwürdigkeiten von der „markirten Originalität" des Dichters, dessen „poetisches Talent und geistreiche Unterhaltung ihr manche angenehme Stunde bereitet habe". Clemens las bei ihr die Gründung Prags vor und

---

[1] Biographische Porträts &c. S. 107 f.

erntete allgemeinen Beifall. Nur mit der christlichen Trinitas als mit einer zu „mystischen Person“ konnte sich Caroline nicht befreunden [1].

Im Pichler'schen Hause machte Brentano auch die Bekanntschaft mehrerer Schauspieler, vorzüglich jene des damals bekannten Komikers Hasenhut. Durch diesen wurde er dann wieder in die Rebhühner-Gesellschaft eingeführt, welche von den religionslosen Künstlern und Gelehrten gebildet wurde. Ohne den ziemlich freien Spöttereien über das Christenthum gerade muthig entgegenzutreten, hatte Clemens doch schon zu viel Achtung vor seiner Religion wiedergewonnen, um in den allgemeinen Chorus miteinzustimmen. „Er saß dabei wie ein gutmüthiger Mephistopheles und sah Alles von der komischen Seite an,“ erzählt Dr. Passavant, der sich gleichfalls um jene Zeit in Wien aufhielt [2].

---

[1] C. Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. II. S. 241.

[2] J. C. Passavant. S. 361. — Es ist nicht ohne Interesse, die wenigen Notizen Passavant's über Brentano hier zusammenzustellen.

„1813. Juli 23. Abends liest uns Brentano bei Pichler seine Libussa vor. Große Originalität, aber, wie es mir scheint, oft verschrobenes Wesen.“ S. 361.

„Juli 26. Ich besuche Brentano in seinem Hause. Er liest mir seine Zueignung an den Fürstprimas (?) und seine Noten zur Libussa. Abends bin ich bei Brevilliers, wo Brentano die Geschichte seiner Familie erzählt. Wir bleiben bis ein Uhr zusammen.“ S. 361.

„Juli 31. Brentano liest das Ende seiner Tragödie; die Beschreibung Gottes und der Tod der Trinitas rühren mich tief.“ S. 361.

„Nov. 29. Abends bei Brentano. Er ist doch nur ein gutartiger Mephistopheles.“ S. 364.

„Dez. 29. Abends bin ich in der Rebhühner-Gesellschaft. Brentano's poetisches Talent ist doch groß, was auch seine Feinde sagen mögen.“ S. 365.

„1825. Januar 8. Cl. Brentano erschüttert mich jedesmal tief, und zieht mich doch so gewaltig an.“ S. 404.

Um so regeren Antheil nahm Brentano an der Unterhaltung, wenn sie die Kunst oder Wissenschaft zum Gegenstand hatte. Besonders gerne besprach er die Wiener Theaterverhältnisse, die er in einem ziemlich argen Verfalle antraf. Aus Mangel an einem tauglichen Personal verzichtete er auch auf den gehegten Plan, seine Gründung Prags in Wien auf die Bühne zu bringen.

Bei Caroline Pichler äußerte der Dichter einmal: „Mein Gott, wie können sich die Wiener Hoffnung machen, Napoleon zu schlagen, da sie soviel Wohlgefallen an mittelmäßigen Schauspielern finden!“ [1]

Es war Brentano Ernst mit der Hebung der Bühne, das bewies er deutlich genug während der wenigen Wochen, welche er auf die Redaktion von Bernhards Theaterzeitung verwendete. Aber der scharfe Ton, den er gegen die Mittelmäßigkeit anschlug, mißfiel und machte ihm das Weiterführen der Zeitung unmöglich.

Ein treffendes Bild der damaligen Theaterverhältnisse in Wien hat er uns in seiner Satire „Mäcenas“ hinterlassen, aus welcher wir einige Zeilen hier ausheben. Der Dichter führt uns in eine literarische Theegesellschaft ein, in welcher die Dame des Hauses das Bühnenrepertorium folgendermaßen aufzählt:

„Und bei Tisch heißt's: Kotzebue
Kann man immer wiederseh'n,
Was er sage, was er thue,
Macht Effekt und ist d'rum schön.

„1828. Dez. 18. Heute sehe ich Cl. Brentano zum letztenmal vor seiner Abreise. Er hat uns viele heitere Stunden bereitet und noch niemals war er so ruhig und beglückend in seinem Umgange, wie dießmal. Vor Allem hat mich gefreut, daß er mir nie Unruhe gemacht hat.“ S. 418.

In diesen wenigen Zeilen liegt ein wahres Stück Biographie.

[1] C. Pichler a. a. O. II. S. 247.

„Göthe'n lass' ich mir gefallen,
Schickt sich's doch, ihn wiederseh'n,
Daß er schön sei, muß bei Allen
Von Geschmack sich selbst versteh'n.

„Schiller mag ich auch wohl haben,
Dann und wann ihn wiederseh'n,
Doch weil er zu sehr erhaben,
Darf es nicht zu oft gescheh'n.

„Shakespeare's Leib auf Schröders Bahre
Muß man jährlich wiederseh'n,
Daß bei Hamlets Geist die Haare
Nicht zu sehr zu Berg uns steh'n.

„Falsches muß man, zu beweisen,
Dann und wann wohl wiederseh'n,
Daß wir, wie der ‚Stock im Eisen' [1],
Nicht hier ganz vernagelt steh'n.

„Auch die Weißenthurn, den Körner
Mag ich immer wiederseh'n,
Läuft der sich die Schillershörner
Erst nur ab, so wird's schon geh'n. — —

„Iffland, der ist für's Civile
Immer wieder auch zu seh'n,
Besser ist es, in dem Spiele
So mit ihnen umzugeh'n. — —

„Müllner ist ein wenig gräßlich,
Doch man kann ihn wiederseh'n,
Die Todsünden macht er läßlich
Und die Blutschuld wunderschön.

„Der Collin ist sehr erfreulich,
Oft muß man ihn wiederseh'n,

[1] Anspielung auf den bekannten Holzblock an einem Wiener Stadtthor, in den altem Brauche gemäß ankommende Handwerksburschen einen Nagel einschlugen.

Manchmal ist er nur langweilig,
Weil er nicht gleich zu versteh'n. — —

„Treitschke und Castelli lieben
Immer wieder wir zu seh'n,
Wissen Fremdes so zu schieben,
Daß für Eig'nes wir's versteh'n.

„Und die Pichler ist wohl würdig,
Immer wieder sie zu seh'n,
Dem Cothurne ebenbürtig,
Kann sie den Pantoffel dreh'n" &c.[1]

Auch noch auf andere Weise als durch Kritik war der Dichter in Wien für das Theater thätig. In seiner Freude am Kleinen und Volksthümlichen trat er eines Tages in ein Puppentheater, entfernte sich aber bald unwillig über den ungereimten Vortrag und die banale Behandlung der nichtssagendsten Stoffe. In seinem Aerger ging er nun selbst daran, eine Reihe von Vorstellungen zu skizziren und übergab diese dann dem „Direktor" des Spieles. Als nun nach Jahren der Dichter in Berlin zu der Kasse eines Puppentheaters trat, sprang plötzlich der Mimiker aus dem Verschlag und warf sich ihm zu Füßen; überrascht erkannte er seinen ehemaligen Wiener „Direktor", zu dessen Dankesbezeugungen die herbeieilende Frau auch bald die ihrigen gesellte. Dann erzählte sie ihm: „Stürmischer Beifall folgte von Stadt zu Stadt unseren durch Ihre Güte inspirirten Leistungen, und ein schön' Sümmchen war erspart, als der Hoffartteufel mich, die Eva, die Eva den Adam plagt, bis der von lebenden Künstlern eine Gesellschaft sich zulegte, und damit in Riga, Dorpat und Reval, sogar in Petersburg die Bühnen betrat. Der Puppen sauern Verdienst haben die Künstler fortgetragen, bevor wir, durch Schaden klug, zu Ihren Stücken zurückkehrten. Wiederum befinden wir uns, wie jemalen, wohl,

[1] Ges. W. II. S. 450 f.

und Ihnen, unserem Wohlthäter, soll für alle Zeiten unseres Theaters Gratisbesuch lohnen.“ [1] —

Trotz der unliebsamen Kritik, welche Brentano dem Publikum wie den Schauspielern angedeihen ließ, konnten diese sich doch der Anerkennung seines poetischen Talentes nicht verschließen.

Sie stellten daher auch an ihn die Anforderung, ein Festspiel zur Feier der deutschen Siege zu dichten. Die allgemeine Erhebung Deutschlands gegen den fremden Eroberer hatte eine fieberhafte Begeisterung wach gerufen, man wollte nur von ihr reden und reden hören. Die Bühne mußte vaterländische Stücke bringen, und je mehr diese den Ereignissen nahe standen, um so willkommener waren sie. Brentano nahm mit Freuden die Aufforderung an; denn wenn „irgend Einem, dann lag ihm die Sache des Vaterlandes am Herzen“. Hatte er in einer gesinnungskranken Zeit mit seinem Freunde Arnim dem deutschen Volke durch des Knaben Wunderhorn einen Spiegel der Erkenntniß vorgehalten und dadurch zur Weckung des patriotischen Bewußtseins beigetragen, und hatte er in den Jahren der tiefsten Erniedrigung in der „Einsiedlerzeitung“ die deutschen Kräfte unter einer gemeinsamen Fahne zu sammeln gesucht: so wollte er jetzt in den Tagen der Erhebung durch seine Lieder das Volk zu Muth und Selbstvertrauen wachrufen, mit seinen Kriegsgesängen die Soldaten in's Feld begleiten und die vaterländischen Herzen mit Siegesbegeisterung erfüllen. Was die Poesie in solchen Tagen soll, und was er selber anstrebte, das hat der Dichter in folgenden Zeilen ausgesprochen:

„Was wäre der Dichter wunderbar' Spiel,
Zög's nicht wie die Sonne durch innere Nacht?
Was wohl der Zauber in Ton und in Lied,
Der wie der Frühling über Gräber hinzieht,

[1] Ges. W. VIII. S. 54 f.

Wenn er die Lebendig-Todten nicht weckte,
Auf nicht die feigen Schlummernden schreckte?
Stehet auf, stehet auf! so rufet die Zeit,
Es ist der Richttag, der Herr ist nicht weit." [1]

Man hat viel von den „Freiheitssängern" gesprochen und geschrieben; daß aber Brentano einer der ersten und wackersten war, hat man nur selten erwähnt. Und dennoch haben wenige in so meisterhafter Weise mit dem ächten Volkston volle männliche Begeisterung, eindringliche Sprache und Gedankenfülle zu verbinden gewußt, wie gerade er. Es hat uns Deutschen eigentlich niemals an Kriegsliedern gefehlt, noch in den letzten Jahren wuchsen dieselben wie Pilze aus der Erde hervor. Jeder, der nur einen Reim zu machen verstand, wollte in Eisenrüstung und mit Schwertgerassel auftreten; aber wie viele dieser Lieder haben dauernden Werth und sind wirklich aus ernster, wahrer Empfindung geflossen? Anders ist es bei Brentano der Fall; seine patriotischen Gesänge sind in ihrer Mehrzahl, selbst nach dem Urtheil einiger Gegner, von „unvergänglicher Schönheit" und vermögen auch uns und den kommenden Geschlechtern noch zur Ermuthigung zu gereichen. Dem Dichter war

„nichts so zuwider,
Als die meisten neumodischen Kriegeslieder.
Theils sind sie für Theaterhelden geschrieben,
Die hinten wieder aufsteh'n, wenn sie vorne geblieben;
Theils sind sie wie papierne Helme erhaben
A la Kakadu, wie sie die Modehüt' haben;
Theils schlagen's ein Rad wie ein Indian,
Gar elendiglich schaut sich's von hinten an;
Theils sind sie so kalt, starr, hager und steif,
Wie ein nasser, gefror'ner Saloppenschweif;
Theils sind sie wie ein junges Gänsefell weich,
Theils rauh und raschlich wie Consenzzeug.

---

[1] Ges. W. VII. S. 403.

Da lob' ich mir die alten Kriegslieder doch,
An denen man selber das Pulver roch:
‚Prinz Eugenius, der edle Ritter!‘
Oder: ‚Ein preußischer Husar fiel in Franzosenhände!‘“ [1]

Seine schönsten Kriegslieder hat Brentano in die „Viktoria“ verwoben [2], jenes „klingende Spiel“, das er nach dem Kulmer Sieg (30. August) in einem Zeitraume von vier Wochen auf die Aufforderung der Wiener Schauspieler niederschrieb. Die Rolle des Lippels war für den Komiker Hasenhut bestimmt; doch kam das Stück nicht zur Aufführung und zwar aus politischen Rücksichten. Es ist bekannt, wie die Alliirten mit der größten Vorsicht vorangingen und Alles zu verhindern suchten, wodurch der französische Imperator unnöthig gereizt werden konnte. Die politische Lage erforderte diese Behutsamkeit. Brentano hatte, um zu genügen, die Franzosen nicht einmal mit Namen genannt, sondern nur immer mit dem Ausdruck „Feinde“ bezeichnet. Dennoch wagte man nicht die Aufführung des Stückes zu gestatten; die Censur strich dasselbe durch. So wurde es erst im Jahre 1817 in Berlin im Verlage der Maurer'schen Buchhandlung gedruckt. Da machte sich schon der nationale Stolz geltend, die glorreiche Erhebung zeigte die Schattenseiten eitelen Dünkels, und kleinliche diplomatische Künste drohten die glänzenden Errungenschaften zunichte zu machen. Brentano konnte sich daher auch nicht enthalten, für den Druck manche Aenderungen in dem Schlusse anzubringen und den Schwindel zu brandmarken. Er fügte alsdann die Zeilen bei:

[1] Ges. W. VII. S. 344 f.

[2] Wir nennen nur einige der vorzüglichsten: das „Sturmlied“ mit seiner herrlichen Reimfülle (S. 320), — „Wir danken dir, o Kaiser Franz“ (S. 323), — „Der Herr hat einen Kampf bestellt“ (S. 343), — „Es leben die Soldaten“ (S. 364), — „Auf mit Gott zum Kampf, ihr Brüder“ (S. 373), — „Lied der Frauen, wenn die Männer im Kriege sind“ (S. 377), — der Soldatenchor: „Eine Fahne in die Welt“ (S. 407 ff.).

„Ich seh' an euch, es bleibt die Welt beim Alten;
Der blutgedüngte Grund treibt euch in's Kraut,
Ihr bergt die dünnen Stellen in den Falten,
Und thuet dick mit dem, wovor mir graut.
Ich dächt': ‚Wer nur den lieben Gott läßt walten!'
Das wär' ein deutsch'res Lied für eine arme Braut. —
Doch mag verderben, was nicht ist zu halten!
Kommt, Kindlein, her, für euch nur ward gesiegt,
Ihr werdet ernten, was im Saatkorn liegt." [1]

Auch diese Erntehoffnung hat sich für uns, die späten Enkel, in trüber Weise erfüllt.

Das Honorar für die Drucklegung schenkte Brentano den Waisen der gefallenen Wehrmänner, denen auch der Ertrag der theatralischen Aufführung zu Gute kommen sollte. Von wunderlieblicher Schönheit ist die Stelle des Gedichtes, in welcher der Dichter die Waisen auf der Bühne erscheinen läßt. Singend ziehen sie vorüber:

„Die Kinder sind
Vom Kriegeswind
Hinaus geweht,
Kein Hälmlein steht!

O Rabe säe,
Spinne, Lilie!
Daß Gott erbarm,
Wie nackt und arm!

O Vaterland,
O milde Hand,
Thu' Dich jetzt auf
Und nimm uns auf!"

Und das Mitleid führt sie zu Frau Caritas:

„Das ist eine edle Dame,
Trost gibt Armen schon ihr Name;

[1] Ges. W. VII. S. 344 f.

Wer sie sonst ist, weiß man nicht,
Doch sie übet heil'ge Pflicht!
Sie wird speisen euch und kleiden
Und den Weg des Herrn euch leiten."

Da wenden sich die Kleinen mit freudigem Vertrauen an diese edle Dame:

„Caritas! Caritas!
O Du gute, milde Frau,
Ohne Trost uns nicht entlaß!
Lilie spinnt nicht und hat Thau,
Rabe sä't nicht und hat Futter,
O Du treue Waisenmutter,
Caritas, Caritas!" [1]

Unser Dichter hatte nicht jenen Charakter, den seine jungen Freunde: Veit, Eichendorff und Körner [2], besaßen, daß er auf der „Ritterfahrt" des Krieges „deutsch sein deutsches Leben eingesetzt" hätte. Kriegslustig war Brentano nicht; auch stand er schon zu hoch in den Jahren, um die Feder mit dem Schwerte zu vertauschen. Aber er wollte doch thatkräftig seine Liebe zu dem Vaterlande an den Tag legen, und so schickte er seine Muse auf den Bettel aus. Seit Wien hat Brentano überhaupt nichts mehr veröffentlicht, dessen Ertrag er nicht den Armen zuwendete. Nur die Bedürftigkeit konnte ihn ferner bewegen, sich in seinen Schriften auf dem öffentlichen Markte preiszustellen. So schrieb er, als die Nachricht von dem Rheinübergang der Alliirten (Neujahrsnacht 1814) nach Wien kam, seinen „Rheinübergang, Kriegsrundgesang", und warf das Ge-

[1] Ges. W. VII. S. 405 ff.

[2] Brentano hatte den jungen Dichter bei C. Pichler kennen gelernt. Als er an der „Viktoria" schrieb, kam die Kunde von Körners Tod nach Wien. Clemens verflocht daher in sein Spiel jenen schönen Nachruf an den jugendlichen Kriegshelden: „Ich weiß es wohl, du hast um mich geweint" 2c. Vgl. Ges. W. VII. S. 387 f.

licht als Flugblatt in die Welt hinaus. Als Motto trägt es an der Stirne die Worte:

„Zum Besten eines Armen!
Der Dichter hat die Lust davon —
Wer mehr gibt, hat Erbarmen!
Ein Groschen mehr bringt Gotteslohn!"

Zu gleichem Zwecke und bei gleichem Anlasse dichtete er um dieselbe Zeit auf Verlangen in wenigen Stunden das kleine Festspiel: „Am Rhein, am Rhein!" zur Aufführung auf dem Wiener Hoftheater. Wiederum bestimmte er den Ertrag zur Linderung der Kriegsnöthen.

Mit dem größten Erfolg ging das Stück über die Bühne; die Begeisterung, welche sich darin aussprach, theilte sich unwillkürlich allen Herzen mit. Die kaiserliche Familie ließ dem Dichter officiell ihren Dank dafür aussprechen. In diesem kleinen Festspiel bekundete Brentano wieder einmal die übermächtige Gewalt seiner Poesie, welche Böhmer die Aeußerung abnöthigte: „Mir ist Clemens der dichterischste Geist, der mir vorgekommen. Göthe scheint gegen ihn ein guter ökonomischer Mann zu sein...... Eine Summe von Poesie, wie sie Anderen, die sie haushälterisch pflegen und auf Zinsen legen, für's Leben genügt und ihnen noch jenseits desselben einen Sitz auf dem Parnaß sichert, warf er täglich mit vollen Händen weg und war darum am folgenden Tage nicht ärmer, als am vorhergehenden."[1] Trotzdem das Gedicht, wie man zu sagen pflegt, aus dem Aermel geschüttelt wurde, besitzt es doch eine seltene Vollendung und Majestät der Sprache. Es ist im Rausche der Begeisterung geschrieben, jauchzende Freude über die wiedererrungene Freiheit spricht aus jedem Worte. Es ist, als wäre ein Stein von dem Herzen des Dichters gewälzt. Wenn Cle-

[1] Janssen, Böhmers Leben. I. S. 104.

mens in dem Spiele den Main von der Germania sagen läßt: „Es träumt der Rhein

... von ihr, die nie, nein! nie geschlafen,
Die nur in Sklaverei und Trauer stumm
In tiefem Eichwald Vorzeit suchend ging“:

so hat er in diesen Zeilen sein und seiner Freunde, zumal der Heidelberger, Streben gekennzeichnet. Und die Wonne, daß er jetzt von deutscher Freiheit singen durfte, gab ihm jene Fülle der Poesie, die gleich einem mächtigen Strom breit und herrlich in dem Liede einherrauscht. Clemens läßt in dem Gedichte die Nymphen der deutschen Flüsse und die Flußgötter der Hauptströme aus den alliirten Ländern zum Vater Rhein ziehen, um ihm die Freiheit zu verkünden. Die Worte, welche er den Strömen in den Mund legt, drücken Gedanken aus von unvergleichlicher Schönheit und Tiefe. Die Reden der fremden Ströme werden zu einem Tribut der Dankbarkeit, den er den verbündeten Mächten darbringt. So entwirft z. B. die Themse eine Ehrencharakteristik zum Ruhme Englands, die unwillkürlich an Shakespeare'sche Poesie erinnert:

„Die Themse bin ich; sieh, die Mauerkrone
Der alten Londonstadt schmückt meine Stirn;
Die Nymphe bin ich, die das Meer beherrscht,
Die tausend Segel um die Erde treibt
Und allen Welten ihre Arme reicht!
Ich schlag' die Brücken zwischen Nord und Süd
Und Ost und West und tausche alle Gaben
Des Himmels allen Völkern handelnd ein.
Was unermess'ne Meere so getrennt,
Daß keines Vogels Traum es selbst erfliegt,
Verbinde ich mit meiner Schiffe Flug.
Ja, wie des Webers Schiff durch tausend Fäden
Schnell hin und wieder schlägt, mit Blitzes-Eile,
Und eines reichen Teppichs Fläche webt,
Das Fernste und das Nächste, was die Erde

An Blüthenglanz, an Fülle gold'ner Frucht
In weitem Raum erzeugt, zusammenstellend:
So wird auf meiner Segel Flug die Welt
Zu einem Reichthum. Alles haben Alle.
Frei ist mein Volk und reich und stark und kühn,
Und meine Sprache Deiner Sprache Schwester

. . . .

Ich nahe Dir, ich bin im starken Bund,
Der Deines, meines Deutschlands Fesseln löst,
Gruß Dir, Du edler, weinumlaubter Greis!"

Die Spree verkündet das Lob der preußischen Tapferkeit, demüthig eingestehend die preußische Schuld im Anfange des Jahrhunderts. Doch dafür wurde auch „keines deutschen Kriegers Klinge", sagt die Nymphe,

„Von innerer Leiden Gluth je so gestählt,
Von Schlägen des Geschicks je so geschmiedet,
Als meines tapferen Volkes Ehrenschwert."

Den schönsten Kranz windet der Dichter um Oesterreichs Kaiserhaus, wenn er die Donau sprechen läßt:

„Wer gesund ist, stark und fromm und treu,
Wem in dem Busen lebt gerecht ein Herz,
Wer in dem Haupte hegt den guten Geist,
Wer an der Milde Hand getreue Völker
Zum Frieden durch des Krieges Flammen führt,
Wem so, wie Oesterreich, aus ew'gem Stamm
Die treuen, milden Herrscher folgend steigen,
Wer einen Kaiser wie die Donau hat:
Der ist gedecket von des Himmels Schild,
Und mögen alle wilden Wetter rasen,
Er steigt empor auf kühnen Siegesstraßen."

Es waren schöne Tage, als der Dichter so die Eintracht der deutschen Stämme besingen konnte, und der deutsche Adler stolz und frei zum Himmel stieg. Keine Sünde haftete an diesem Siege. Aus dem Wellenbett des Rheines, in welches

der Becher in den Zeiten der Noth aus den Händen der Germania gesunken war, läßt der Dichter ihn durch die Nymphen nach dem Siege wieder hervorholen. Während der Rhein ihn der Germania überreicht, spricht der Chor:

„Wir bringen den Becher der Eintracht heran,
Wir hielten ihn heilig, wir machten ihn blank;
Es trübte den Spiegel selbstsüchtiger Wahn,
Und glanzlos umfaßte er giftigen Trank!
Neu ist er vergoldet, o seht, wie er funkelt!
Wenn wieder ihr grolltet, er würde verdunkelt.
O werfet ihn nimmer zum Schlund uns hinab,
Denn zweimal entstiegen ist Keiner dem Grab!"

Möchten diese Zeilen keine Prophetenworte enthalten! —

Die stete Kriegsaufregung brachte es mit sich, daß Clemens ganz in diesen Ereignissen lebte. So kam es, daß der vertraute Umgang mit jenem katholisch-warmen Kreis, in welchem er sich „am besten behagte", keine durchgreifenden Folgen für ihn hatte. Aber diese Atmosphäre wirkte doch wenigstens wohlthuend und beruhigend. Ihr schreiben wir die größere Klarheit zu, welche, im Gegensatz zu der wilden Aufregung in Prag, aus den Werken der Wiener Periode hervorleuchtet. Er sagt darüber in einem Briefe, es gebe einen doppelten Umgang, den Umgang mit Freunden und den Umgang mit Gott. Wer diesen doppelten Umgang zugleich pflegen könne, gehöre zu den „Auserwählten", wer den zweiten zuerst könne, zu den „Berufenen", wer den ersten allein könne, zu den „armen zeitlich Glücklichen". Die „Dichter" aber berührten Beides, seien die „Näscher an Gott, an Teufel, an Tugend und Sünde", weil sie meistens nicht ernstlich den zweiten Umgang pflegten. Und dann gibt er eine Charakterschilderung von ihnen, die auf seinen eigenen damaligen Zustand paßt. Sie sind, sagt er, „witzige Brücken schlagend, bald auf Pfeilern des Gewissens getragen, bald auf Flügeln der Sehnsucht, bald verlockt vom Abenteuer

der Phantasie, bald geknüpft an Sterne der Erscheinung, bald wandelnd auf Stelzen der Angst, bald hingerissen vom inneren Schrei, der aus dem Hohlspiegel von Außen klingt, gepeitscht von Erfahrungen, die sie selbst zu Geißeln geknüpft, schwimmend in einem Meere heillos ergossener Thränen, untertauchend in Meeren des Selbsttrostes und sie bitternd mit der inneren Angst der eitlen Begierde.“ [1]

Bewies das Urtheil, welches Arnim über den Dichter fällte, als derselbe von Prag die Geschwister in Töplitz besuchte, daß Brentano ganz in der Außenwelt aufging und sich selber fremd geworden war: so zeigen obige Zeilen, daß er wieder Einkehr in sich selber genommen hatte und durch die Freunde zu einer gewissen „Selbsterkenntniß“ gekommen war. Diese Selbsterkenntniß war die vorzüglichste Errungenschaft des in Wien verlebten Jahres. Indem der Dichter sein Elend auf's Neue fühlte, war Hoffnung geboten, daß er endlich sich herauszureißen streben würde. Diese Hoffnung hatte ihren Grund in seinem Charakter und sollte sich in der That erfüllen.

Als der Friede geschlossen war und der Rückkehr des Dichters nach Berlin kein Hinderniß mehr im Wege stand, erneuerten die Verwandten ihre Bitte, er möchte sich wieder mit ihnen vereinigen. Clemens fühlte auch selbst die Sehnsucht nach den Lieben in seiner Seele wach werden, und so entschloß er sich denn im Juli 1814, gerade ein Jahr nach seiner Ankunft, Wien zu verlassen.

Die dortigen Freunde sahen ihn ungern scheiden. Sie hatten ihn lieb gewonnen, ihm Achtung und Ehre erwiesen, und selbst an öffentlichen Gunstbezeugungen hatten sie es nicht fehlen lassen. So veranstalteten ihm zu Ehren die jungen Dichter Wiens ein großes Festmahl, und Philipp Veit, F. Schlegels Stiefsohn, gehörte selbst als Verfasser eines eben auf die Bühne gelangten Dramas zu den Gastgebern.

[1] Biographische Porträts 2c. S. 105 f.

Zum Abschied brachten die Freunde aus dem Strobelkopf dem Dichter ein Ständchen, bei welchem sie jenes Lied sangen, das wir gelegentlich der Besprechung des Wunderhornes bereits mitgetheilt haben.

Brentano äußert sich an einem Orte, „sein einziger Schatz sei, was er mit Freunden erlebt und getheilt habe": Wien blieb in dieser Beziehung tief in seiner Erinnerung haften. Noch am Abende seines Lebens redete er oft von den dortigen treuen Freunden und von der Liebe, die er bei ihnen gefunden hatte. „Jene Tage standen in einem ganz eigenthümlichen Colorit im Farbenklavier seiner Phantasie, und wenn er willkürlich über die Tasten hinfuhr oder sich zufällig darauf lehnte, sprangen sie ihm ungemein kräftig und anmuthig zu Gesicht." [1]

Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in dem Kurorte Liebwerda reiste Clemens in's Ländchen Bärwalde, in welchem Arnims Gut Wiegersdorf lag. Ganz in die Oekonomie vertieft, hatte Arnim, wie er sich in einem Briefe an Görres ausdrückt, „große Seligkeit im Gartenbau gefunden und Vieles von unwissenden Bauern, Nichts aus Büchern über das Alles gelernt". „Meine Kartoffeln, Runkelrüben, Gurken u. s. w.," sagt er, „alles steht trefflich; dabei schreib' ich manches, das mir gefällt — mein Zustand wäre also nicht schlecht, wenn er nicht so einsam wäre und wenn er Dauer haben könnte. Aber die Juden, die Juden! Noch einsamer als ich ist meine Frau." [2]

Clemens brachte neues Leben in diese Einsamkeit; er fühlte sich recht wohl bei den Verwandten und selbst die Abwechselung nach dem geräuschvollen Leben in der Kaiserstadt war ihm willkommen und erquickend. „Hier sind Birken, Tannen, Ameisen und Korn," schreibt er, „und wir spazieren wie Denker

---

[1] Weimar'sches Jahrbuch für deutsche Sprache. IV. S. 177.
[2] Görres, Ges. Briefe II. S. 451.

auf ebenem Nadelboden in lichten Hainen und fischen hier und da große Steine aus leichtem Sand, um sie in Fundamente erbaulicher Stallsysteme zu legen, tragen auch täglich begünstigten Ameisenrepubliken etwas Harz zu und stoßen im Gehen leichtbrechende Pilze ab und lesen Abends unter Muthwill ernste Bücher.“ [1]

Mit dem Herannahen des Winters siedelten die Geschwister zusammen nach Berlin über, wo Arnim gewöhnlich die rauhere Jahreszeit zubrachte.

Brentano ging dem wichtigsten Abschnitt seines Lebens entgegen.

---

1. Biographische Porträts ꝛc. S. 116.

Anhang.

I.

Cantate

auf die Einweihung der Berliner Universität

am 15. Oktober 1810,

componirt von **Reichardt**[1].

Chor der Vorsteher.

Herr Gott, Dich loben wir,
Dich Herrn bekennen wir,
Dich ewigen Vater
Spiegelt die Erde;
Und der Mensch, dein Ebenbild,
Suchet Erkenntniß.

Lasset uns dem Ew'gen danken,
Was wir wollten, ward gesegnet,
Wir sind seinem Will' begegnet,
Sein sind göttliche Gedanken.

Es ist ein göttlich Werk, zu lehren;
Er selbst, Er hat gelehret
Die hohen Priester in dem Tempel,
Da Er, ein Kind noch, wandelte
Auf seiner Erde.

---

[1] Zum ersten Male vollständig abgedruckt nach der Original-Festausgabe, Berlin, Hitzig. 1810.

Zu lehren ist Er Mensch geworden,
Zu lehren hat Er aller Orten
Die Jünger ausgesendet,
Zu lehren ist sein Wort uns Fleisch geworden,
Hat uns das ew'ge Licht erworben,
Ist um die Lehre
Für uns am Kreuz gestorben.

Chor der Lehrer.

Allwissender, wir gehen
In deines Sinnes Spur.
Und was wir auch verstehen,
Und was wir immer lehren,
Dein Wesen sei es nur.

Der König hat gegründet
Ein Haus der Wissenschaft,
Wir Männer steh'n verbündet
In seiner Gnade Kraft.
Gott segne unsern Willen,
Laß uns den Schwur erfüllen,
Zu seinem Lob und Ehren
Die Wahrheit treu zu lehren.

Wechselchor der Gelehrten und Bürger.

Heil Friedrich Dir,
Heil, Ruhm und Preis!
Dir war zu mächtig nicht die Zeit,
Du zogest einen Ehrenkreis
Von weisen Lehrern um den Thron,
Und, mitten in dem harten Streit,
Deckst Du die Wissenschaft
Mit Deiner Gnade Schild
Und brichst im Sturm ein Lorbeerreis;
Denn also ist der Helden Kraft,
Daß strenge sie und mild
Mit einer Hand die Waffen führt,
Indeß die and're fromme Saat
In guten Boden streut;

Und also, Herr, ist Deine That
Der Helden fromme That,
Dess' preiset heut
Dein treues Volk Dich, Friederich!
Erhalter, Gründer, deutscher König!

Stimme des Dichters.

Zu dir, zu dir, mein Vaterland,
Mein deutsches Land,
Wend' ich jetzt Stimme, Gruß und Lied:
So lang die Sprache dich verband,
In fester Hand
Der ernsten Künste Lorbeer dir erblüht.

Mein Deutschland, du stehst ewiglich,
Tief innerlich
Verbindet dich ein hoher Weisheitstrieb,
Und deine Männer ernstiglich
Erhalten dich,
Denn Wahrheit, Glauben, Hoffnung sind dir lieb.

Die Berge haben Eisen dir gegeben,
Und deine Schmieden Klingen,
Und deine Wälder Söhne, die sie heben,
Und sie in gutem Kampfe gut auch schwingen!

Und segnet deinen Pflug das Gold der Aehren,
Des Webers Schiff die reine Fluth der Linnen,
Und wissen deine Jungfrau'n klar zu spinnen,
Weißt du zu wehren dich und auch zu nähren:

So weißt du herrlicher doch noch zu lehren;
In deinen Kreisen steh'n verbündet
Die hohen Schulen fest gegründet,
Und heben ernst ihr Haupt in hohen Ehren.

Chor der Bürger.

Hohe Häupter deutscher Lande,
Treue Kaiser alten Bundes,
Dem ihr gern das Blut geweiht,

Anders schlingen sich die Bande
Um die Gauen deutschen Grundes,
Anderes gebar die Zeit;

Aber eure schönsten Werke
Hat die neue Macht geehret,
Eurer hohen Schulen Kreis;
Also hat euch eure Stärke
Selbst der Sieger noch gemehret,
Und dieß sei sein höchster Preis!

Allgemeiner Chor.

Fleiß ziert Deutschland,
Wenn es nähret,
Treu ist Deutschland,
Wo es wehret,
Groß ist Deutschland,
Wenn es lehret,
Pflug und Schwert und Buch es ehret.

Erste Stimme der Muse.

Nun grüß' ich dich,
Du königliche Stadt,
Von hohen Schlössern
Ragt dein Diadem,
Du hältst umarmt
Den König und sein Haus;
In deinen Hallen weilt
Des Landes Rath und That;
Der Künste Geist,
Der Deutschheit Geist,
Schwenkt über dir
Sein leuchtendes Panier
Und stärket dir das Herz!

Zweite Stimme der Muse.

Nun preis' ich selig dich, Berlin,
O staune nicht!

Ich weiß, der Zeiten Noth,
Du hast sie kaum verschmerzt;
Noch streckest du,
Ermüdet, wie der Kämpfer
Nach schwerem segenlosem Streit,
Die weiten Glieder sinnend hin.

Du fühlest in der Ruhe Traum
Den Segen nicht, der in der Brust dir wächst,
Du jauchzest nicht und bist so hoch bekränzt;
Es hebet sich ein Berg in deinem Schooß,
Deß Gipfel himmlisch strahlend glänzt,
Ein deutscher Musenberg!
Schon stampft das Flügelroß,
Und der Begeist'rung Quell
Rauscht kühlend über deine hohe Stirn.
O schlumm're nur, der Götter Glück
Läßt sich den Schlummernden hernieder.
So gütig und so groß ist ihre Gabe,
Daß sie mit uns erwachet, wie das Licht.

Stimme des Dichters.

Ich sehe eine sel'ge Schaar
Von Jünglingen dir nahen,
Ein ernster Rausch durchweht ihr Haar,
Und was sie nimmer sahen,
Das glauben sie des Lehrers Mund,
Spricht er aus jenes Herzens Grund,
Das in der Erde Busen schlägt,
Wenn sich der Himmel daran legt.
Ich sehe sie, unschuld'ge Ungeduld
Beweget ihre Brust;
Du hoher Jugendernst!
Wer dein nicht wird bewußt,
Der lernet nie des Alters reife Lust.

Stimme der Stadt.

Was ist wohl freudig anzuschauen,
In ew'ger Flucht der geflügelten Zeit,

Wem soll ein treues Herz vertrauen,
Wo steht ein Werk der Ewigkeit?

Stimme der Musen.

Was, in Gesetz und Maß gegeben,
Lebendig, doch unsterblich währt,
Die Kunst, die Wissenschaft, das Leben
Sie haben ewig sich bewährt.

Stimme der Stadt.

Nun so mag es mir wohl frommen,
Daß in alter deutscher Weise
Eine Schule hohen Sinnes,
Und unendlichen Gewinnes,
Sich in meiner Mauern Kreise
Heute gründet: seid willkommen!

Stimme der Bürger.

Willkommen, Meister hoher Ehren,
Willkommen, meiner Söhne Lehrer,
Willkommen, Kinder meines Landes,
Willkommen, Fremde, Nachbarn, Gäste!
Genießet all' des ew'gen Bandes,
Das alle Menschen brüderlich umschließt,
Der Wahrheit und der Ehre,
Die aus der wahren Lehre
Ein weltumfassend' Meer ergießt. —
Dieß ist der Ocean,
Aus dem die Sonne steigt,
Zu dem sie sinkt.
Wir bieten euch den vollen Becher an:
Seid uns're Brüder, seid willkommen, trinkt.

Gesang der Studenten.

Glück auf, Glück auf! Viktoria!
Es ist im Vaterlande
Ein Musenberg voll Gloria
Mit Gottes Gunst entstanden.

Glück auf, Glück auf! recht in dem Kern,
Recht in des Landes Herzen,
Zu Füßen unserm theuern Herrn,
Entsprang ein Quell den Erzen.

Glück auf, Glück auf! die Hoffnung lacht,
Seid rüstig, ihr Gesellen,
Geöffnet ist ein neuer Schacht,
Wir wollen ihn bestellen.

Glück auf, Glück auf! ihr Meister all',
Die ihr den Bau gegründet,
Wir grüßen euch mit lautem Schall,
Die Lampen sind gezündet.

Glück auf, Glück auf! wir fahren ein
Nach edelem Gesteine,
Ein jeder soll gewärtig sein,
Daß er es redlich meine.

Glück auf, Glück auf! Viktoria!
Es ist im Vaterlande
Ein Musenberg voll Gloria
Mit Gottes Gunst entstanden.

Wechselchor der Bürger.

Mächtig wächst mir das Vertrauen,
Sieh, es tritt der ernste Chor
Der vier weisen hohen Frauen
Durch des Palast's off'nes Thor.

Eine seh' ich — durch den Schleier
Mit dem Haupt empor gewandt,
Bricht ein strahlend Augenfeuer;
Violett ist ihr Gewand.

In die Bibel aufgeschlagen
Zeiget sie mit strenger Hand,
Und ihr Fuß, vom Geist getragen,
Schwebet an der Erde Rand.

Und die and're schwarz gekleidet,
Um die Stirn den Lorbeerkranz,
Die so sinnend einsam schreitet
In des eig'nen Hauptes Glanz,

Ja, ich kenne sie, die Freie,
Die sich selbst so ganz erkennt,
Und der in der eig'nen Weihe,
Was gedacht, gelebt, entbrennt.

Und im Purpur geht die dritte
Mit der Wage, mit dem Schwert,
Fest und eisern ihre Schritte,
Wie das Recht, das ewig währt.

Ihre Augen sind verbunden,
Und sie kennet keinen nicht,
Was sie wahr und recht erfunden,
Ruhig ihre Lippe spricht.

Nun im Scharlachmantel bringet
Scharfen Blicks die vierte an,
Ihrem Stabe, bunt geringet,
Schlinget sich die Schlange an,

Kräuter trägt sie in den Händen,
Und Gestein und edlen Wein,
Wo sie hin die Blicke wendet,
Schlummern sanft die Schmerzen ein.

Stimme aus den Bürgern.

Heran, heran! seid uns willkommen,
In eurer Farben Ehrenzier;
Daß also ihr zu uns gekommen,
Deß danken wir, deß jauchzen wir.

Ihr seid erprobt in alter Treue,
Ihr seid in aller Kunst gerecht,
Und ewig grünet ihr auf's Neue,
Ihr seid ein göttliches Geschlecht.

Ihr habet uns're Väter schon gelehret
Von eurer Stühle weisheitsvoller Höh',
Seid gern von meinen Kindern auch geehret,
Die ich bescheiden sich euch nahen seh'.

Gesang der Schulen.

Seid, hohe Meister, uns gegrüßt,
Als Opfer nehmt den Blüthenstrauß
Der südlichen Granate;
Er spreche uns're heißen Wünsche aus
Und leucht' uns vor
Zu euch auf frommem Pfade,
Daß bald wir eingeweiht,
O hoch gekrönte Zeit!
In eurer Lehre ernste Hallen schreiten,
Wo weiter sich der Aussicht Felder breiten.
Glückselig eure Nähe, die uns spornt,
Mit treuer Lehrer Hülfe anzubringen,
Und wäre sie auch schärfer noch umdornt,
Der Weisheit hohe Rose endlich zu erringen!

Stimme aus dem Chor der Fakultäten.

Nehmt herzlich unsern Dank dahin,
Geht freudig lernend eure Bahnen fort,
Uns ehrte eurer Gabe guter Sinn.
Aus Tönen wird das Wort,
Und ist's ein gutes Wort,
Läßt gern sich auch der gute Geist ihm nieder.
Zu glauben ziemt euch nun und auch zu hoffen,
Und werdet endlich ihr zu lieben lernen,
Steht eurem Aug' die ganze Aussicht offen,
Soll nichts euch mehr vom hohen Ziel entfernen.
Nun lebet wohl, wir sehen uns hier wieder.

Stimme aus dem Chor der Akademie der Wissenschaften.

Wir nahen uns und bieten euch die Hände,
Ihr, die, was wir gelernt, nun lehren wollt,

Den Apfel der Granate nehmt als Spende:
Der Vielheit Einheit in der Schale Gold;
Daß so die Lehre ihren Kreis vollende
Und bilde eine Welt,
Seid in die Mitte ihr gestellt.
Zur Schule geht der Lehrling bei dem Meister,
Dort wird gelernt;
Der hohen Schule Schwellen
Betreten Meister und Gesellen,
Hier wird gelehrt.
Und unser ist der ernste Kreis,
Wo Meister sich zum Meister nur gesellt,
Und jeder seiner eig'nen Werke Fleiß
Erfindend, schaffend, treu zu Tage stellt.
Und nun geleiten wir euch zu dem Hause,
Das unser König gnädig euch verlieh;
Hier nehmt noch diese frischen Lorbeerkränze,
Er sendet sie,
Er, der die Weisheit liebt.

Stimme aus dem Chor der Fakultäten.

Es ist der Güte Reichthum, daß sie gibt,
Der Sonne Freude, daß sie glänzet:
Der Weisheit junge Helden schön bekränzet,
Bald send' ich dankend sie vor seinen Thron.

Stimme der Vorsteher.

So lerne Schüler fromm,
So werd' Studente dann gelehrt,
Und Meister lehre treu:
Das ist, was ernst der Staat von euch begehrt,
Der Staat, der euch ernährt,
Der Staat, der, von euch lernend, hoch euch ehrt,
Der Staat, der hohe Freiheit euch gewährt.

Stimme aus den Studenten.

O freie Weisheit,
Du hohe Wissensfreiheit,

Du muthig Flügelroß
Der geistigen Begier,
Wie hebt sich deine Brust!
Geöffnet ist die Bahn,
Sie steigt unendlich hin zum Ziel,
Dem Blick zur Pyramide an (?).
Hinan, hinan, du heil'ge Jugendlust!
Nun setze in dem hohen Spiel
Den ganzen Ernst des jungen Lebens d'ran.
Wettlaufend frei in edlem Will' und Muth,
Erkühlen wir der durst'gen Seele Gluth.

Gesang der Lehrer.

Wohlan, wohlan, ihr muthigen Gesellen!
Wir treten treulich vor euch hin,
Wie wir gelernt, euch lehrend darzustellen,
Ist uns'res neuen Werkes ernster Sinn.
Frei ist die Seele, frei!
Es liegt um sie die unbegriff'ne Welt,
Wie über Schlummernden
Das sternenvolle tiefe Himmelszelt.
Erschließe dich, du jugendklares Aug',
Wir wecken dich, und zeigen treulich dir,
Was wir von ew'ger Wahrheit selbst erkannt,
Und zeigen dir, wie uns das Licht verwandt,
So ist der freien Lehre freier Brauch.
Wir wollen euch zu lernen lehren,
Frei steht es euch, des Durst'gen Blick zu kehren,
Wohin Natur und inn'rer Trieb euch treibt,
Was Noth euch ist, euch unverborgen bleibt,
Doch wünschen wir, daß ihr die Segel richtet,
Wohin ein göttliches Entzücken der Erkenntniß
Begeisternd strömt. — Die Anker sind gelichtet,
Heran, heran, ihr muthigen Gesellen!
Nicht Schüler seid ihr, ihr seid uns Gefährten,
Wir sind der Fahrt erfahr'ne Männer nur.
Heran, heran, vertrauet euch den Wellen,
Die Sterne sind der Kompaß, uns're Spur

Beschreibe einen weiten Kreis,
Den Spiegel, der die ganze Seele füllt.
Euch stärke Unschuld, Begeist'rung führ' das Ruder,
Am Steuer steh' der treue Fleiß.
So seh'n wir bald, die jetzt euch Nebel hüllt,
Der fernen Küste unerforschten Grund,
Und, Bild an Bild, steht bald das Ebenbild
Des Gottes, der uns treibt, vor uns'rem Bund.

Chor der Bürger.

Heil euch, Heil euch, und Segen auf dieß Haus,
Das unser König herrlich euch verlieh'n;
Doch legt uns noch die gold'ne Aufschrift aus,
Die an der Zinne feierlich erschien.

Stimme der Lehrer.

Der Ganzheit, Allheit, Einheit,
Der Allgemeinheit
Gelehrter Weisheit,
Des Wissens Freiheit,
Gehört dieß königliche Haus!
So leg' ich euch die gold'nen Worte aus:
Universitati litterariae.

II.

Cantate

auf den Tod der Königin Luise von Preußen.

Gedichtet von

Clemens Brentano,

componirt von **Reichardt** [1].

O Herr! sie ist bei Dir, sie ist bei Dir,
Im Glanz der Himmlischen,
Im Kranz der Seligen!
Tief unter ihr
Ruht diese dunkle Erde.

Und aller Klagen Schall
Und aller Thränen Fall
Kauft sie nicht los,
Allmächtiger, aus Deiner Liebe Schooß.

Aber wir dürfen weinen,
Weinen um sie;

---

[1] Das Manuscript wurde uns aus dem Böhmer'schen Nachlaß durch freundliche Vermittlung des Herrn Prof. Janssen zur Verfügung gestellt. Wir deuten die muthmaßliche Eintheilung der Cantate nach ihren Entwicklungsmomenten durch weitere Absätze und größere Anfangsbuchstaben an, da besondere Titel uns überflüssig schienen.

Uns gehöret die Erde noch
Und das Leid und die Trauer!

Uns kehrt noch der Frühling wieder,
Steigt mit Blumen lächelnd nieder,
Und mit irdischem Entzücken
Lassen wir uns noch berücken —
Ach, ihr Blumen! zu euch nieder
Weinen, die euch künftig pflücken,
Denn ihr Bild nur blieb zu schmücken,
Sie kehrt nimmer, nimmer wieder! —

Wehe! wie gehet ein Ruf
Durch die Gefilde des Landes!
Wie schallet schreckend einer Posaune Schall
An die Thore der Stadt!

Ach! des Leides Maß — voll war es nicht!
In eiserner Zeit
Sind die Schwerter unzählig,
Und überschwenglich
Ist der Becher der Noth.
Die Thränen brechen aus,
Sollen wir sprechen aus,
Wie sie gewesen ist,
Die nun genesen ist
Von allem Leid? —
Die in der Krone Glanz,
Die in der Blumen Kranz
Huldreich und gütig war;
Die — ein Gestirne klar —
Stand in der Zeit.

In des Meeres öder Wüste,
Wo die Sehnsucht ewig sucht,
Uns ein klar Gestirn begrüßte
Ueber uns'rer Heimath Bucht;

Freudig, nach dem Sterne schauend,
War das Segel aufgerollt,
Und wir steuerten vertrauend,
Wie es Plan und Fahrt gewollt.

Aber, o Trauer! wie tief dein Flug!
Wie steigt eine Finsterniß auf
Unter dem schweren Flügel des Weh's!
Eine Nacht deckt uns're Augen —
Thränen, Thränen sind all unser Trost!

Die Geliebte,
Die uns liebte,
Sie war selig,
Sie war selig unter uns!

Die Geliebte,
Die uns liebte,
Sie ist selig,
Sie ist selig ohne uns!

Und wie wir auch bitter trauern,
Thränen zu den Thränen gießen:
Wachsen nur des Todes Mauern,
Die sie ewig uns verschließen.
Unerbittlich, unerschütterlich,
— Ein kaltes Felsenhaus —
Stößet das Grab die Klage zurück!

Heilig, heilig sind die Schmerzen,
Wölben einen festen Bogen
Ueber uns're treuen Herzen,
Die die Trauer hat umzogen.
Wiedertönend, wiederspiegelnd,
— Ein liebeschallender Tempel —
Hallet das Grab die Klage zurück.

Herrlich war sie
Vor der Sonne,

Herrlich war sie
Vor dem Licht,
Und es lachte hohe Wonne
Auf dem holden Angesicht!

Sie trug auf der hohen Stirne
Würdig dieses Land's Gestirne:
Eine gold'ne Königskrone;
Sie trug auf der edlen Stirne
Aller Tugend schön Gestirne:
Eine süße Blumenkrone. —

Einen kenne ich —
Wir lieben ihn nicht;
Einen nenne ich,
Der Kronen zerbricht!
Weh'! sein Fuß steht im Staub,
Sein Haupt in Mitternacht;
Vor ihm wehet das Laub
Zur dunklen Erde nieder,
Ohn' Erbarmen
In den Armen
Trägt er die kindische, taumelnde Welt!
Tod — so heißt er!
Und die Geister
Beben vor dir, du eiserner Held!

Einen kenne ich —
Wer liebt ihn genug!
Einen nenne ich,
Der die Dornkrone trug!
Heil! sein Fuß steht im Licht,
Sein Haupt in der Glorie!
Wo er gehet, zerbricht
Des Todes eiserner Riegel,
Voll Erbarmen
In den Armen
Trägt er die sterbliche, liebende Welt!

Jesus — heißt er!
Und die Geister
Beten Dich an, Du ewiger Held!

Laß mich in die Mitte treten,
Wo die frommen Seelen steh'n,
Laß mich lieben, laß mich beten,
Laß mich zu dem Grabe geh'n.

Seele, du Krystall!
Gottheit, Lichtes Schein
Strömet überall
In die Seele ein;

Leib, du herrlich Haus,
Beide schließst du ein
Wie ein Blumenstrauß
Duft und Farbenschein.

Und ich will die Blumen pflegen,
Weil die Farbe ewig lebet,
Wohlgeruch auch ewig schwebet,
Muß sich gleich die arme Blume,
Dieser Schrein der Heiligthume,
Welkend an die Erde legen.

Ewig, ewig ist das Leben,
Denn ich kann die Augen heben,
Kann auf Trauerliedern schweben,
Kann in tiefer Klage beben,
Und mein Herz ist hoch erheitert,
Wenn der Schmerz es so erweitert.

Und ich seh' sie in der Blüthe,
In der Reife hohem Segen,
In dem Ernste, in der Güte,
Wie sie ging auf unsern Wegen!

Bringet her die Blumenkränze,
Wölbet hohe Ehrenbogen,
Daß sie freudig nochmals glänze,
Wie sie zu uns eingezogen! [1]

Teppiche breitet
Auf ihren Wegen,
Streuet die Blumen
Der herrlichen Braut.
Sehet, wie schreitet
Der irdische Segen
Durch uns're Thore,
Von Treue erbaut!

Und wie wir die Palmen schwingen,
Ihr die Lebenswünsche bringen,
Wie wir ihr die Kränze schlingen —
Ach! es konnt' uns nicht gelingen;

Ihre Milde, ihre Güte,
Ihrer Anmuth grüßend' Neigen,
Ihrer Schönheit lichte Blüthe
Konnt' kein Lobgesang erreichen!

Stille, stille!
Rede von Freude nicht,
Singe nur heute nicht
Von der verlorenen, schimmernden Zeit!
Hülle, hülle
Schwarz deine Töchter ein,
Sie sollen Wächter sein,
Ehrend die Todten, mit Blumen bestreut!

Ich will mir das Herz zerreißen,
Will die sel'gen Tage preisen,
Daß mich tödtlich trifft das Leid;

---

[1] Anspielung auf den feierlichen Einzug des königlichen Paares in Berlin, 24. Dez. 1809.

Ueber'm Grab ist eine Höhe,
Und ich schreie: Wehe, Wehe! —
Schau' ich rückwärts in die Zeit.

Ueber'm Grabe ist ein Hügel,
Daß die Trauer ihren Flügel
Hebe zu der höhern Welt;

Ueber'm Grabe ist ein Gipfel,
Wo am steilen Kreuzeswipfel
Triumphirte unser Held.

Stille, stille,
Irdischer Klage Ruf!
Er, der die Tage schuf,
Stellt in die Nächte die Sterne hinein.
Hülle, hülle
Dich in die Nächte ein,
Dort ist der ächte Rhein,
Laß deinen Schleier voll Sternen sein! —

Auf dem hohen Thore flagget,
Wo die Siegesgöttin stand,
Eine schwarze Trauerfahne
Ihre Schatten über's Land.

Und auf dunkelem Gerüste
Steht gehüllt in trübem Flor,
Der sie freudig sonst begrüßte:
Nun der Schüler Trauerchor.

Du gingst in der Jugend Garten,
Wolltest nach den Blumen seh'n,
Die Du kindisch einst gepflanzet,
Die in Gottes Händen steh'n;

Wie Du so die Augen lenkest
Auf des Gartens grünen Saum,

Und der Blumen Leben denkest,
Trittst Du aus des Lebens Traum [1].

Süß're Kelche sich erschließen —
Jenseits liegt die trübe Welt,
Und Du tratst zu Paradiesen
Aus dem ird'schen Rosenzelt;

Und Dein Purpurmantel sinket,
Und es sinkt Dein Myrthenkranz,
Aber Deine Krone blinket
Heller in des Himmels Glanz.

Oeffnet, öffnet die Thore der Stadt,
Ihr Männer!
Zu euch ziehet die Trauer ein,
Und der bittere Schmerz
Hat eure Mauern zerbrochen.
Stark ist die Liebe,
Sie hat gerungen für's Vaterland;
Aber stärker der Tod!
Er hat euch geschlagen,
Wo ihr tödtlich waret.

Was wir liebten, was wir ehrten,
Was wir Alle lieben lehrten,
Was wir ewiglich begehrten,
Ist erblichen,
Ist entwichen,
Und es bringt ein dunkler Wagen,
Was der Erde ist, getragen.

Abendröthe!
Trauerbote,
Uns're Thore stehen offen,
Du hast uns mit Schmerz getroffen!

---

[1] Bezieht sich auf die Gründung der Universität, welche mit dem Tode der Königin zusammentraf.

Morgenröthe
Mittag strahlend,
O ihr sonnenvollen Tage,
Die am Abend ich beklage!

Oeffnet, öffnet die Thore der Stadt,
Ihr Männer!
Leget die Schlüssel
Auf der Siegerin Wagen,
Die uns geführet mit Liebe sonst,
Die uns besieget mit Trauer jetzt.
Ehret die Asche,
Ihr sterblichen Männer,
Und weinet der Siegerin!

Sie ziehet ein,
Des Landes Wonne —
Des Himmels Sonne
Gibt keinen Schein!

Die Männer, die zur Schlacht sie führte,
Und denen sie die Fahne gab [1],
Sind ihres letzten Weges Zierde,
Geleiten sie zum stillen Grab.

Eine Halle ganz von Schmerzen
Bilden ihr des Volkes Reih'n,
Und sie zieht durch tausend Herzen,
Die ihr bitt're Thränen weih'n!

Und ihr Auge ist geschlossen,
Siehet nicht des Volkes Leid —
Sie hat Thränen oft vergossen,
Als uns traf die schwere Zeit.

---

[1] Bei Gelegenheit des Krieges, der in der Schlacht von Jena so unglücklich endigte.

Sie ziehet ein,
Des Landes Wonne —
Des Himmels Sonne
Gibt keinen Schein!

Wehe! Wehe! Unter Klagen
Lassen wir den Trauerwagen
Also still vorüberzieh'n;
Können ihr, sie zu erfreuen,
Nicht mehr jubelnd Blumen streuen,
Ihr, des Landes Königin!

Schwarz ist der Trauerzug — ein Schatten
Vom Brautzug in des Himmels Höh'n —
Und ach! wir weinen in dem Schatten,
Sie glänzet in dem Lichte schön.

Auf ihrem Sarge liegen Blumen,
Des frühen Todes rührend Bild;
Auch sie war eine schöne Blume,
Doch deckt sie jetzt des Todes Schild.

Ich glaube keinen Tod,
Und sterb' ich alle Stunden,
Ein schöner' Morgenroth
Ist immer mir gefunden.

Ewig, ewig wird sie leben;
Ist sie nicht der Zeit geblieben,
Hat sie uns doch Kraft gegeben,
Daß wir sie auf ewig lieben.

Ewig, ewig wird sie leben,
Denn sie hat ihr Lebensende
Treu als Christin hingegeben
In des Endelosen Hände.

Seht, wie dränget das Volk sich,
Nach den Kleinodien des Reichs,

Die auf des Landes Palast
Schimmern traurig auf schwarzen Kissen.
Dieß ist die Krone,
Ihr Männer des Landes,
Die sie getragen auf würdigem Haupt.
Einsam ruhet der goldene Reif,
Nimmer umschließt er die herrliche Stirne,
Hoher Gedanken Tempel.
Dieß ist der Scepter,
Den sie geführet mit segnender Hand;
Einsam ruhet der goldene Stab,
Und ihre Hände sind gefaltet
Ueber ihrem Herzen, das fromm war,
Zu Gott, der ihr gnädig ist.

Ach, es ruht der Schatz des Jammers
In dem schwarzen, dunklen Schrein,
Und es wehet durch die Hallen
Ihrer Trauerfackeln Schein.
Und die hohen Diener stehen
Weinend um den stummen Sarg,
Ach, sie haben sie gesehen,
Die auf ewig er verbarg.
Alle denken ihrer Gnade,
Wie sie in des Landes Rathe
Eine klare Lilie stand.

Tausend kommen, Tausend gehen,
Ihre Königin zu sehen.
So die frommen Bienen ziehen,
Wo die Liebesblumen blühen,
Tragen Thränen in die Zellen,
Wollen gern ein Grab bestellen,
Ganz aus Liebe, ganz aus Trauer,
Ihrer hohen Königin.

Stille, stille!
Ueber den Todten
Ruhet ein Traum.

Reißet nicht nieder
Mit irdischem Schmerz
Den Schirm, der die Todten schützt!
Stille, stille
Stehet das Herz
Der Erblichenen;
Und ihre Liebe schweigt,
Stille gebietend.

Und nun weichet von dem Lager,
Einsam sei der Könige Haus!
Denn es nahet ihr der Nächste,
Weinet seine Thränen aus.

Des Landes Herrn,
Ich seh' ihn weinen —
Des Herzens Stern
Will nicht mehr scheinen!

Er steigt des Domes Stufen,
Er folgt ihr, die einst ihm ging zur Seite
Im Frieden und im Streite;
Und alle Herzen rufen:

„O Herr! Du warst mit ihr,
Der Bürger Tugendbild,
Auf unserm Throne;

O Herr! Du trugst mit ihr
Des treuen Volkes Schild:
Die ernste Krone!

O Herr! sie stand bei Dir
So gütig und so mild —
Der Himmel gab sie Dir zum Lohne!" [1]

---

[1] Die nachstehenden Strophen waren im Manuscripte, wohl der Kürzung halber, durchstrichen:

Sieh'! es folgen auch die Kinder,
Die sie auf der Erde ließ —
Drei sind ihr vorausgegangen,

Der König tritt auf:

„Ach Gott, ich muß in Traurigkeit
Mein Leben nun beschließen,
Der Tod hat mir von meiner Seit'
So eilend weggerissen
Mein treues Herz, der Tugend Schein,
Deß muß ich all' beraubet sein,
Wer kann mein Elend wenden?"

„Meine Seele ist betrübt bis in den Tod,
Bleibet hier und wachet mit mir!"

„Wenn ich an ihre Freundlichkeit
Gedenk' in meinem Herzen,
Die sie mir hat zu jeder Zeit
In Freuden und in Schmerzen
Erwiesen ganz beständiglich,
Mein Kreuz und Weinen mehret sich,
Vor Angst möcht' ich vergehen!"

„Mein Vater, ist es möglich nicht, daß der Kelch vorübergeh',
Ich trinke ihn denn — Dein Wille soll gescheh'n!"

„Fürwahr, mir geht ein scharfes Schwert
Jetzund durch meine Seele,
Die nach dem bittern Tod begehrt,
Daß er mich Dir vermähle!
Wo Du nicht, o Herr Jesu Christ,
In solchem Kreuz mein Tröster bist,
Muß ich vor Leid verzagen."

„O Herr, Du hast ihm das Süßeste
Verwandelt in bittere Wermuth!"

„O treugeliebtes, sel'ges Herz,
Zu Dir will ich mich wenden

Sie dort oben zu empfangen
In der Sel'gen Paradies.

Und der Säugling, schwarz verhüllet,
Wird den Brüdern nachgetragen,
Nimmer trat er noch die Erde,
Die die Mutter ihm verschließt,
Und er schlummert —

In diesem meinem großen Schmerz,
Ob sich mein' Angst mag enden.
Ich will betrachten deinen Stand,
Wie Gott dir alles Leid gewandt
In höchste Freud' und Wonne."

„Es erschien ihm aber ein Engel vom Himmel
Und tröstete ihn!"

„Der Höchst' hat dich in seinem Schooß
Und trocknet dir die Thränen,
Erfüllet dich mit Frieden groß,
Darnach wir uns noch sehnen!
Du stehest bei der Engel Schaar,
Lobsingest Gott frei ohn' Gefahr
Mit süßem Ton und Schalle."

„Stehet auf und lasset uns gehen!"

„Du kommst nicht wieder her zu mir
In dieß betrübte Leben,
Ich aber komm' hinauf zu dir,
Da werd' ich mit dir schweben
In übergroßer Freudigkeit,
Und niemals, nein in Ewigkeit
Wird uns der Tod mehr trennen!"

Fei're, Klage!
Klage
Irdische Schmerzen nicht;
Der alle Herzen bricht,
Weiß sie zu heilen mit ewiger Hand!

Selig die Schlummernden!
Ruhig pochet das Herz,
Und es gaukelt der Schmerz
Einen Traum über die Wiege hin!
Selig Unmündige!
Bunte Blumen und Flitterglanz
Schimmern im Todtenkranz —
Und ihr weinet und lächelt;
Denn ihr verstehet, ihr Unschuldigen,
Das unsterbliche Leben!

Stillet die Klagen,
Schmücket die Trauer;
Ihr sollt nicht zagen
Vor des Todes Schauer;
Gebet der Erde,
Was sie gegeben,
Es blühet Leben
Ueber dem Grab!

Mit Blumen ist der Staub gezieret,
Ein glänzend Haus ist ihm erbaut,
Weil jetzt die Seele triumphiret
Und ihren Gott im Himmel schaut.